Der Roman einer Kaiserin

Katharina II. von Rußland.

R. Grelshoff

BRIAR CLIFF COLLEGE
SIOUX CITY, IOWA

BRIAR CLIFF COLLEGE
SIOUX CITY, IOWA

Der Roman einer Kaiserin

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/derromaneunerkai0000euge

Radiert von W. Unger Verlag von V. A. Heck, Wien

Katharina II. im kaiserlichen Ornat

Nach dem Gemälde von Giov. Batt. Lampi
Petersburg, Winterpalais

Der Roman einer Kaiserin

Katharina II. von Rußland

Geschichtlicher Roman

von

Eugen Zabel

.....

Neuntes bis zwölftes Tausend

Verlag von Rich. Bong, Berlin W

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1911 by Rich. Bong, Berlin.

PT
2653
.A14
R6x
1911

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig

1665

I.

„Platz! Platz!“ rief der unbekannte Reitersmann und strich seinen mit Reif und Schnee bedeckten schwarzen Schnurrbart, als er den Markt von Zerbst mit seinen hohen Giebelhäusern erreicht hatte. Eine Schar Neugieriger war zusammengeströmt und schien dem Fremden, dem eine lederne Tasche an der Seite hing, den Weg zu versperren.

Die Frauen, die ihren Sonntagsputz angelegt hatten und vor den Haustüren plauderten, riefen die kläffenden Hunde zurück. Vor der herbeistürmenden Schuljugend flatterten Tauben und Hühner ängstlich auf die Zäune und Dächer. Die Stammgäste des „Goldenen Löwen“, die sich beim Frühtrunk den frischen Anstich ihres berühmten heimatlichen Gebräus munden ließen, setzten die Krüge schnell von den Lippen und blickten auf den Markt hinaus.

Sogar der uralte Roland und die kleine vergoldete Butterjungfrau auf der schlanken Säule schienen sich über den unerwarteten Besuch zu wundern.

„Was für ein Lärm in unserm stillen Städtchen! Heut am Neujahrstage!“ bemerkte der Fürst Christian August von Anhalt-Zerbst, ein würdevoller stattlicher Herr von dreiundfünfzig Jahren, der in der kleinen Kapelle seines Schlosses dem Morgengottesdienst beigewohnt und sich mit Frau und Tochter soeben zum Frühstück an den sauber gedeckten Tisch gesetzt hatte. Er vernahm den gleichmäßigen

Takt aufschlagender Hufe, erhob sich von seinem Platz, wischte die mit Eisblumen bemalten Fenster ab und sagte: „Wenn ich mich nicht täusche — eine Stafette! Wohl gar aus Berlin? Was mag das zu bedeuten haben?“

Der Fürst, der durchaus nach der Uhr lebte, empfand an dergleichen Überraschungen wenig Freude. Er war kurz vor Weihnachten in der Hauptstadt des Landes eingetroffen, dessen Herrschaft ihm vor kurzem nach dem Tode seines Vetters zugefallen war. Er wollte sich während der Festtage in die neuen Verhältnisse einleben und als guter Hausvater von den Anstrengungen des Dienstes erholen, den er mit dem Rang eines preußischen Feldmarschalls als Gouverneur von Stettin auch jetzt nicht aufzugeben gedachte.

Er erfreute sich als gerecht und milde denkender Herr der Liebe seiner Untertanen und war noch ganz erfüllt von der fröhlichen Stimmung des Christfestes und den ernsten Gedanken an die Jahreswende, die ihm wie ein breites dunkles Tor voll rätselhafter Erwartungen entgegentrat.

Es gab für die Zukunft mancherlei zu hoffen und zu fürchten, denn der jugendliche König von Preußen hatte vor kurzem im Schlesischen Kriege sein Zepter mit Lorbeern umwunden und durch seine rasche Entschlossenheit und kühne Tatkraft die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gelenkt.

Der Kurier hatte sich im Vorzimmer des Schlosses melden lassen und dort ein Schreiben für die Fürstin abgeben wollen, die ihm aber entgegenkam und den mit fünf Siegeln versehenen Brief selbst abnahm.

„Aus St. Petersburg! Von unsrer guten Kaiserin

Elisabeth!“ rief die noch jugendliche und hübsche Frau aus, deren lebhaftes Wesen sich von der gesetzten überlegenen Art ihres Gemahls auffallend unterschied. Sie erbrach die Siegel und setzte sich ans Fenster, um den Brief zu lesen, dessen erste Zeilen ihr bereits ein freudiges „Ah!“ entlockten. In der Herrscherin am Newastrande war sie gewöhnt eine Wohltäterin zu erblicken, von der sie immer nur Angenehmes erwartete, seitdem sich zwischen der Familie der Zarin und ihrem Holsteinischen Hause nahe verwandtschaftliche Beziehungen entwickelt hatten.

Der Fürst begann zu frühstücken und bemerkte zu seiner Tochter, die so lange gleichgültig am Tisch gesessen hatte, jetzt aber in eine seltsame Erregung geriet: „Was es nur sein mag, Fiekchen?“

Die Angeredete schien diese Frage aber gar nicht zu hören, während sie ein paar Bissen hastig hinunterschluckte und dabei zwei Reihen prachtvoller, wie Mandeln geformter Zähne zeigte. Sie starrte beständig nach dem Fenster und beobachtete ihre Mutter, wie sie die Seiten des offenbar sehr langen Briefes umschlug, dabei befriedigt lächelte, mit dem Kopf nickte und die knitternden Blätter wieder von vorn zu lesen anfing. Fiekchen, wie die Prinzessin Sophie Auguste Friederike zu Hause meistens genannt wurde, hatte den rechten Arm auf den Tisch gestützt und mit der Linken eine Bewegung nach der Stirn gemacht, um eine Locke ihres üppigen blonden Haares zurückzustreichen, während sie mit den Fußspitzen nervös wippende Bewegungen machte.

Ein Blatt des Briefes fiel auf die Erde und flatterte dabei fast zu ihren Füßen. Sie hob es auf und

las unwillkürlich die Worte „mit Ihrer Tochter, der Prinzessin Friederike“....

Sie sprang vom Stuhle, eilte auf die Fürstin zu, umarmte sie und rief: „Mamachen, laß mich den Brief lesen, laß mich —!“ Sie griff dabei mit so leidenschaftlicher Hast nach den Blättern, daß eins von ihnen mitten durchriß.

„Was fällt dir ein? Bist du toll geworden?“ rief die Fürstin ärgerlich.

Der Fürst legte Messer und Gabel würdevoll aus der Hand, erhob sich, suchte die Wucht seiner tiefen Kommandostimme abzuschwächen und sprach bedeutungsvoll: „Liebes Kind, ich muß gestehen, daß ich ein solches Benehmen in hohem Maße unpassend finde. Du weißt, wieviel wir dieser erlauchten Frau, der Kaiserin, an Hochachtung schuldig sind. Das sind schlechte Scherze, die ich nicht liebe.“

„Verzeih, Papachen!“ rief das Mädchen und küßte dem Fürsten ehrerbietig die Hand, die dieser ihr stirnrunzelnd überließ. Er betrachtete sie dabei mit ernst prüfendem Blick. Während sie mit ihren großen leuchtenden Augen, ihrer biegsamen Gestalt und dem Lebhaften ihrer Bewegungen vor ihm stand, empfand er es deutlich, wie schnell sie gerade in letzter Zeit herangereift war. Dabei fiel ihm ein, daß sie erst in fünf Monaten ihr fünfzehntes Lebensjahr antreten sollte.

„Du hast soeben,“ fuhr der Fürst fort, „aus dem Munde des Geistlichen die Worte der Schrift vernommen, die von der Erfüllung unserer Pflichten gegen unsere Mitmenschen wie gegen uns selbst handeln. Wer weiß, wie lang wir noch so friedlich und glücklich wie jetzt werden zusammenleben können. Es geht ein scharfer Zug durch die Welt

und niemand kann sagen, was der kommende Tag bringen wird. Da tut es denn vor allen not —"

Die Fürstin unterbrach diesen Anlauf zu einer wohlgesetzten Rede mit den Worten: „Laß uns allein, Friederike! Begib dich auf dein Zimmer!"

Wie ein Ball flog die Prinzessin von dannen. Sie eilte die Treppe empor, machte aber auf dem zweiten Absatz halt, stürmte die Stufen wieder hinunter und sprang durch die Gartentür ins Freie. Sie betrachtete die verschneiten Bäume und Büsche, Gitter und Bänke mit dem blitzenden weißen Kristallschmuck, mit dem die Sonnenstrahlen spielten. Am liebsten hätte sie sich in den Schnee werfen und die Glut kühlen mögen, die ihr an der Schläfe hämmerte und das Blut in die Wangen trieb. Sie griff mit beiden Händen in den Schnee und rieb sich damit das Gesicht, wobei ihr ein sanfter Schauer über den Rücken lief. Dann neckte sie sich mit dem Hofhund, der laut bellend hinter ihr herlief. Sie lachte und weinte durcheinander vor Erregung und wußte gar nicht wie lang sie sich im Garten aufgehalten hatte. Als sie wieder ins Schloß zurückkehrte, betrat sie einen langen Gang neben dem Speisezimmer. Durch das halb geöffnete Fenster, vor dem sie horchend stehen blieb, vernahm sie, wie ihre Eltern sich lebhaft miteinander unterhielten.

„Du hast nun einmal die Neigung alles, was mir Sorgen macht, im rosigen Licht zu erblicken," bemerkte der Fürst. „Ich sehe bei dem ganzen Plan nur unüberwindliche Schwierigkeiten. Ja, in einem Roman liest sich so etwas sehr hübsch. Aber in Wirklichkeit ist es ein Abenteuer gefährlichster Art. Mein Kind soll in dies entsetzliche Land ziehen, das noch ganz in finsterer Barbarei steckt! Dessen

Sprache, Sitten und Religion uns vollständig fremd sind! Nach einer Stadt, wo in meiner Jugend zwischen öden Sümpfen und Wäldern noch keine Menschen, sondern nur Bären und Wölfe hausten! Wohin Zar Peter seine Untertanen sozusagen mit der Knute hintreiben mußte, weil sie dort wie in der Verbannung lebten oder zu Hunderten und Tausenden an der Ruhr dahinstarben. Ich kenne weiß Gott! den Krieg mit allen seinen Schrecken, aber ein Kind der Ungewißheit eines solchen Schicksals auszusetzen — !"

„Du irrst dich gewaltig!" entgegnete ihm die Fürstin. „Fiekchen ist schon längst kein Kind mehr. Das weiß ich als Mutter besser als du. Wir haben uns beide in ihr gründlich geirrt. Mit dem bloßen Schelten und Besserwissen ist es nun bei ihr nicht mehr getan. Sie ist uns gründlich über den Kopf gewachsen. Mag sie nun sehen, wie sie sich mit ihrem Eigensinn und Übermut im Leben zurechtfindet. Ich werde mit ihr einfach nicht mehr fertig und kann dem Wunsch der Kaiserin nicht widersprechen. Wie wäre es uns ergangen, wenn sie in sorgenvollen Tagen nicht immer mit dem Notwendigsten ausgeholfen hätte?"

Die Fürstin spielte dabei mit dem in Diamanten gefaßten Bild der Kaiserin Elisabeth, das sie von dieser erhalten und zur Neujahrsfeier sich an die Brust gesteckt hatte.

Der Fürst ging mit schweren Schritten, ohne ein Wort zu sagen, im Zimmer auf und ab. Die Erinnerung an diese Dinge schien ihm peinlich zu sein.

„Du hast ja selbst gelesen," fuhr die Fürstin fort, „mit welcher rührender Güte die Kaiserin diesen Gedanken vor uns entwickelt! Ein großer Verstand und ein goldenes Herz leben in dieser Frau. Aus

allem, was sie denkt und tut, erkennt man das Blut ihres genialen Vaters. Jawohl, er hat für sein ganzes Land das Fenster nach Europa geöffnet und eine Stadt gegründet, die ein wahres Paradies im hohen Norden sein soll!"

„Das vielleicht eines Tages, wenn das Wasser der Newa steigt, mit all den Häusern, Kirchen und Palästen wie ein Wrack fortgeschwemmt und von den Wellen in den Finnischen Meerbusen getrieben wird."

Die Fürstin wurde ungeduldig und rief: „Mein Lieber, auf diese Weise kommen wir zu keinem Ziel. Ich habe dir nichts verheimlicht und erwarte von dir eine klare Entscheidung. Gottlob, daß ich mich jung fühle und dem Leben gern die angenehme Seite abgewinne. Du weißt nun, um was es sich bei dieser Reise nach Petersburg handelt. Wahrlich um keine Kleinigkeit! Fühlst du nicht, wie unser Haus zu großen Dingen berufen ist? Die Hand zurückzuweisen, die von der Vorsehung geboten wird, wäre nicht nur eine Dummheit, sondern geradezu ein Verbrechen. Die Nachrichten, die ich seit kurzem über das Befinden der Kaiserin bekommen habe, erfüllen mich mit Sorge. Wer weiß, wie schnell sie das Zeitliche segnet und meinem Vetter Peter Ulrich die Herrschaft über das ungeheure Land zufällt. Unser Kind neben ihm auf einem der mächtigsten Throne Europas! Hier gibt es wahrlich nichts zu bedenken! Es muß gehandelt werden."

Die Prinzessin, die so lange am Fenster der Galerie gelauscht hatte, fuhr bei diesen Worten tief aufatmend zusammen und eilte auf den Fußspitzen von dannen. Was sie so lange dunkel geahnt hatte, sollte in Erfüllung gehen. Die Stunde der Entscheidung war gekommen. Ein neues Leben begann für

sie, denn sie fühlte, daß der Wille ihrer Mutter den Ausschlag geben würde.

Draußen im Garten stand ein Schneemann, den die Kinder des Schloßverwalters zusammengeknetet hatten. Er hatte sich infolge des plötzlich eingetretenen Tauwetters seltsam verschoben und war kleiner als vorher geworden. Während die Prinzessin die Puppe betrachtete, kam ihr plötzlich der Gedanke, daß dies komisch dreinblickende Männchen eigentlich diesem Großfürsten Peter Ulrich gleiche, den sie als neunjähriges Mädchen zum erstenmal in Eutin kennen gelernt hatte. Er war damals elf Jahre alt und sie erinnerte sich, wie auffallend schwächlich er aussah und wie er nichts tun und sagen durfte, ohne daß sein Hofmeister ihm dazu die Erlaubnis gab. Er schien Friederike überaus nicht leiden zu können und um ihre Freiheit zu beneiden. Als er sich ihr einmal näherte und freundlich tat merkte sie, wie sein Atem nach Wein roch. Diese Beobachtungen traten ihr jetzt wieder deutlich in die Erinnerung.

Sie stellte sich kerzengerade vor den Schneemann hin, kreuzte die Arme, sagte feierlich: „Mein Herr und Gebieter!“ und verbeugte sich ironisch.

Sie begab sich in das Bibliothekzimmer ihres Vaters und stöberte unter Büchern, Zeitschriften und Mappen, die dort sorgfältig geordnet in langen Fächern aneinandergereiht waren. Endlich fand sie die Beschreibung einer Reise nach Rußland und darin eine Landkarte von der jungen Kaiserstadt im Norden.

Mit dem Zeigefinger verfolgte sie das mächtige Netz von Wasseradern, zu dem sich die Newa kurz vor ihrer Mündung teilt. Im Herzen der Stadt fand sie die Festungsinsel, von wo Peter, der große Zar,

Katharina II., elfjährig 1740

Nach einem Gemälde von Liscewski in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar

den Bau seiner jungen Residenz leitete und auf der andern Seite der Newa die lange „Große Perspektive", die er mitten durch den Wald schlagen ließ bis zu dem Kloster, das er dem Schwedenbesieger Alexander Newski errichtete.

Sie beugte sich über die Landkarte und verschlang sie mit den Augen wie ein Hungernder ein köstliches Gericht betrachtet, dessen würziger heißer Duft ihm prickelnd in die Nase steigt und das Wasser im Munde zusammenzieht.

Sie legte ihre beiden Hände mit den auseinandergespreizten spitz auslaufenden Fingern, deren glatte Nägel wie Spiegel glänzten, auf diese Punkte und Linien. Sie glaubte das Rollen von Lastwagen, das Hämmern von Äxten, das Klirren von Spaten und das Geschrei unzähliger Menschen zu hören, die sich dort eine neue Heimat schufen. Weit dehnten sich vor ihren Blicken die Ufer des Flusses aus mit Schiffen, deren Segel sich im Winde blähten, mit schwimmenden Flößen, auf denen sich schwere Lasten türmten und einem wirren Durcheinander von Kähnen, die von kräftigen Ruderarmen hastig hin- und herbewegt wurden. Sie stützte die beiden Ellbogen auf die Karte, drückte die Hände an die Backen und blieb in den Anblick wie verzaubert versunken, indem sie einmal über das andere vor sich hinflüsterte: „Mein! Mein!"

Es mochten zwei Stunden vergangen sein, als sich der Lärm auf der Straße wiederholte und die Leute von allen Seiten vor dem Schloß zusammenströmten. Ein zweiter und ebenso eiliger Bote war eingetroffen, diesmal, wie man sofort erfuhr, von keinem Geringeren als dem König von Preußen. Es konnte sich nur um äußerst wichtige Dinge handeln.

Vielleicht hatte der junge, sieggekrönte und wagemutige König einen neuen Kriegsruf gegen seine Feindin, die Kaiserin Maria Theresia von Österreich, erlassen.

Die Fürstin erfuhr aus dem eigenhändigen Schreiben des preußischen Königs die Bestätigung dessen, was sie längst wußte und so eifrig befürwortete. Sie überflog die ersten Zeilen, in denen ausdrücklich von der „demnächstigen Verbindung der Prinzessin Sophie Auguste Friederike mit dem Großfürsten Peter" die Rede war. Während sie das erste Blatt umschlug kam der Fürst aufgeregt hinzu und beide erfuhren nun, daß Mutter und Tochter sich so rasch als möglich auf den Weg zu machen und alles zu vermeiden hätten, was den Zweck dieser Reise verraten könnte. Zur Deckung der Reisekosten nach Petersburg seien bereits zehntausend Rubel und für die weitere Fahrt nach Moskau weitere tausend Dukaten angewiesen.

Die Fürstin hielt das Schreiben hoch über ihrer Frisur und schwenkte es wie eine Fahne, hob sich auf ihre Fußspitzen und begann sich wie trunken im Kreise herumzudrehen.

Der Fürst schlug entsetzt die Hände zusammen. „So tritt doch wenigstens vom Fenster zurück, damit die Leute auf der Straße nicht sehen, wie närrisch du dich benimmst. Ein schönes Beispiel, das du als Landesmutter deinem Volk gibst!"

„Heute ist mir alles gleich!" rief sie jubelnd aus. „Wußte ich doch, daß ein solcher Glückstag uns einmal kommen müsse. Prosit Neujahr! Prosit Neujahr!" rief sie laut aus und drehte den großen breitschultrigen Mann gewaltsam mit sich im Kreise herum. Er konnte sich ihrer kaum erwehren, atmete

schwerfällig auf, bekam einen Hustenanfall und stützte sich auf den nächsten Sessel.

„Immer hast du mich mit meinen Träumen und Ahnungen ausgelacht," fuhr sie fort. „Als mir am Weihnachtsabend so hell die Ohren klangen, als ob im Nebenzimmer ein ganzes Flötenkonzert aufgeführt würde, wußte ich ganz bestimmt, daß jemand in weiter Entfernung an mich dachte und als ich mich gestern nach Tisch ein halbes Stündchen hinlegte sah ich ganz deutlich, wie Fiekchen am Fenster kniete, den Blick ins Freie richtete und die Arme ausstreckte. Da schwebte ein Wesen mit purpurnem Mantel herein und hielt über ihrem Kopf eine Krone. Ich habe dir von dieser Erscheinung damals nichts erzählt, weil ich wußte, du würdest daran nicht glauben. Nun ist sie aber doch zur Wahrheit geworden. König Friedrich sei gesegnet! Er hat befohlen und du mußt gehorchen."

Sie hatte vor dem Fenster die Vorhänge zugezogen und da eine Wolke über den Himmel zog, begann es in dem Zimmer bereits dunkel zu werden.

„Mein Gott!" rief der Fürst bekümmert aus. „Was wird aus unserm armen Kinde werden!"

In diesem Augenblick erschien die Prinzessin in der geöffneten Tür, durch die ein dumpfes Gewirr von Stimmen hereindrang. Vom Vorzimmer hatte sich bis zur Küche und den Räumen der Dienstboten das Gerücht verbreitet, daß sich irgend etwas Unerhörtes ereignet habe. Draußen steckten die Leute in Gruppen verteilt die Köpfe zusammen und erzählten sich allerlei seltsame und schreckhafte Geschichten. Drei angesehene Bürger hatten sich bereits bei dem Fürsten melden lassen und ihn über das, was vorgefallen war, untertänigst um Auskunft gebeten.

„Bitte, sagt mir, was ist vorgefallen," rief Friederike, „was steht in diesen Briefen? Die Stadt ist so aufgeregt, als ob sie an allen vier Ecken in Brand gesteckt sei. Weshalb behandelt ihr mich immer noch wie ein kleines Mädchen, das von nichts wissen darf?"

„Nun, wenn du so gescheit bist," antwortete ihr die Mutter, „wirst du ja wohl erraten können, was in diesen Blättern enthalten ist. Als du neulich in Stettin den Gedankenleser sahst. der uns so sehr in Erstaunen versetzte, meintest du ja das auch zu können. Nun versuche es doch einmal!"

Die Prinzessin erinnerte sich des Mannes, der überall Aufsehen erregte, weil er alles ausführte, was sich andere, ohne ihm ein Wort zu verraten, gedacht hatten. Er war imstande eine Zahl anzugeben, die ein ihm völlig Unbekannter in sein Notizbuch eingetragen hatte oder einen Auftrag auszuführen, von dem er nichts wissen konnte. Es war ein spindeldürrer langer Mann mit wirrem Haupthaar und zusammengewachsenen Augenbrauen, der in dem Rufe stand eine besondere Nervenkraft zu besitzen. Man fürchtete sich geradezu vor ihm, wenn er sich mit seiner schmalen knochigen Hand dreimal vor die Stirn schlug und dann wie von einer innern Kraft getrieben durch den Zuschauerraum stürmte, um sein Taschentuch aus dem Rock zu ziehen, ein Licht anzuzünden oder eine verdeckte Schrift zu lesen, genau wie man die Aufgabe im geheimen gestellt hatte.

Die Prinzessin ergriff zwei Lichter, zündete sie an, stellte sich in ähnlich geheimnisvoller und feierlicher Weise wie dieser Gedankenleser vor ihre Eltern hin und fuhr mit den Armen durch die Luft.

Ein paar Minuten vergingen darüber. Sie dachte an ihren Lehrer im Französischen, der als Schauspieler im Kurfürstensaal des Berliner Schlosses vor dem jungen König aufgetreten war und ihr mehrfach ganze Szenen aus Corneille und Racine mit dem rollenden Pathos der Pariser Tragödien vorgespielt hatte. In seinem Tone, bei dem die Endsilben wie Raketen herausgeschleudert wurden, deklamierte sie aus dem Stegreif mit gehobener Stimme wie auf der Bühne:

„Ihr fragt, welch Los das Schicksal mir hienieden
Im Lauf der rätselvollen Welt beschieden?
Der Würfel fiel! Was kann es anders sein?
Ich soll der großen Zarin Neffen frei'n!
Durch Nacht zum Licht! So muß es mir gelingen
Der Menschheit höchste Krone zu erringen!"

Die Fürstin war von diesen Versen so überrascht und gerührt, daß ihr die hellen Tränen in die Augen traten und sie ihr Kind umarmte. Der Fürst war zur Reise nicht eingeladen und empfand es als einen stechenden Schmerz, sich von seiner Tochter nun bald, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, trennen zu müssen. Bei ihrer Geburt hatte er dem Himmel gezürnt, weil er ihm den Knaben versagte, auf den er gehofft. Jetzt schien sich vor seinen Augen ein Wunder zu vollziehen, denn das so oft gescholtene, verspottete und verkannte Fiekchen war plötzlich eine vornehme Dame geworden, über deren Haltung, Gesichtsausdruck und Redeweise sich eine ungeahnte Schönheit und ein wahrhaft königlicher Anstand ergossen hatte.

Als vierjähriges Kind hatte sie in Braunschweig den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm zu Gesicht bekommen. Sie erinnerte sich genau, wie sie von ihrer

Mutter in das Empfangszimmer geführt wurde, sich vor ihn hinstellte, einen Knicks machte und ihm die Hand küßte, wie er sich hierauf erhob und ihr mit ernster Miene zunickte und wie dann alles in ihrer Nähe zu lachen anfing. Was war geschehen? Sie hatte sich umgedreht und laut zu ihrer Mutter gesagt: „Warum trägt der König denn einen so kurzen Rock? Hat er nicht soviel Geld sich einen längeren machen zu lassen?"

Der König nahm das übel und brummte vor sich hin: „Das Mädchen ist naseweis!"

Nun ließ dessen Sohn, wie ihr die Mutter erzählte, seine Gnadensonne über das Haus Zerbst scheinen und interessierte sich mit wahrhaft väterlicher Liebe für ihre Zukunft. Der junge König hoffte dabei freundschaftliche Beziehungen mit seinen östlichen Nachbarn zu erreichen, weil er fühlte, daß er sich, um an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, sonst überall Feinde machen würde.

Berlin und Petersburg erschienen wie zwei große leuchtende Sterne, mit denen die Vorsehung auf das kleine Fürstenhaus Zerbst herabsah. In der Seele der so lang als Kind behandelten Prinzessin entzündeten sich ein stolzes Selbstgefühl und ein Feuer des Entschlusses, das alle Bedenken vor ihr schwinden und für ihre Gedanken, Empfindungen und Wünsche eine Flugbahn von unbegrenzter Weite und Höhe entstehen ließ.

Seit früher Kindheit hatte sie nur das Leben in kleinen Garnisonstädten kennen gelernt. Der Dienst hatte in seiner Einförmigkeit alles in die festen Formen des Befehlens und Gehorchens eingeschnürt. Wenn ihre Unterrichtsstunden zu Ende waren, blickte sie auf einen Exerzierplatz hinaus, auf dem sich Re-

kruten nach dem Kommandoruf taktmäßig bewegten.

Seitdem war im Osten eine neue Macht aufgegangen, die ihre Schatten über ganz Europa warf, etwas Großes und Geheimnisvolles, das immer näherrücken wollte, ein Land, das sich von der preußischen Grenze bis nach China erstreckte mit einem Herrscher, der ungezählte Millionen Menschen gewaltsam aus dem Schlaf der Barbarei aufrüttelte.

Die Deutschen waren in Petersburg am Ruder. Anna, die eine Tochter Peters des Großen, war mit einem Herzog von Holstein verheiratet. Die andere hatte als Kaiserin Elisabeth ihren Schwestersohn, den Holsteiner Peter Ulrich, in Petersburg zum Thronfolger ausrufen lassen.

Die Prinzessin Friederike fühlte, daß das Blut ihrer Familie in Rußland zur Herrschaft berufen sei. In ihrer Phantasie sah sie sich bereits von der asiatischen Pracht eines Hofes umgeben, der als Farbenrausch in einer unabsehbaren Reihe von Bildern an ihr vorbeizog.

Sie erblickte unendliche Scharen von Gläubigen, die beim Aufleuchten der weißen, silbernen und goldenen Kuppeln auf den Klöstern und Kirchen in die Knie sanken und unter unaufhörlichem Schlagen des Kreuzes mit der Stirn die Erde berührten, während ringsumher die verschieden abgestimmten Glocken läuteten und die mächtigen Bässe der Kirchensänger mit den zarten Engelslauten der Knaben verschmolzen.

Dazwischen ertönte das Geschrei wilder, betrunkener Horden, die mit der erhobenen Axt und dem Ruf: „Schlagt sie tot!“ hinter ängstlich fliehenden Bürgern einherstürmten. Dann wälzten sich wieder

durch die verödeten Gassen gewaltige Feuersbrünste, welche die aus Holz gebauten Häuser in Schutt und Asche verwandelten. Oder die Pest wütete in den Städten, so daß es an Menschen fehlte, um die Toten zu begraben.

Aber schließlich tauchte vor den Augen der Prinzessin das in allen Farben leuchtende Bild des Kreml in Moskau auf, dieser zu Stein erstarrten und doch in ihrer Stummheit so beredten Geschichte des ganzen russischen Reiches.

Von allen diesen Dingen hatte die Fürstin ihrer Tochter häufig erzählt, die zuweilen ernsthaft behauptete, daß sie in einem früheren Leben dort gewesen sein müsse, weil sie trotz ihrer Jugend alles so genau kenne.

Spätestens in vierzehn Tagen sollte die Abreise der Fürstin und Friederike nach Petersburg erfolgen. Am liebsten hätten beide gleich nach dem Eintreffen der beiden Briefe mit den Besorgungen und dem Einpacken begonnen. Aber der Fürst hielt mit Strenge darauf, daß der Feiertag, der für seine nächsten Angehörigen gleichzeitig den Anfang eines neuen Lebens bedeutete, in ruhiger ernster Sammlung zugebracht werde. Schon um neun Uhr abends zog sich alles zurück, um für die schwere Arbeit der kommenden Tage frisch zu sein.

Die Prinzessin Friederike fühlte jedoch, daß sie nicht schlafen könne. Mit dem heutigen Tage war ihre Kindheit abgeschlossen. Sie dachte daran, wie man ihr bereits mit sieben Jahren alle Puppen und Spielsachen fortgenommen und gesagt hatte, daß sie nun ein junges Fräulein sei, für die sich dergleichen Dinge nicht mehr ziemen. Man hatte ihr als Kind oft versichert, daß sie häßlich sei und durch

Der Newski Prospect zwischen der Polizei- und Anitschkowbrücke im achtzehnten Jahrhundert

Verstand und Tugend ersetzen müsse, was ihr an äußerem Reize fehle. Der preußische Hofmaler Pesne, bei dem ihre Mutter sie vor einigen Jahren malen ließ, erklärte dagegen, daß sie weder häßlich noch hübsch sei und eigentlich gar kein bestimmtes Gesicht habe, da sich ihre Züge jeden Augenblick veränderten.

Die Ahnung dessen, was sie erwartete, hatte sie plötzlich zum Weibe gemacht, das begehrt wird und herrschen will.

Sie stand in ihrem Nachtkleid vor dem Spiegel und löste vorsichtig ihr üppiges Haar, das in breiten leuchtenden Wellen ihr über Brust und Schulter hinwegflutete. Sie schüttelte es und freute sich, wie es ihr in zierlichen Ringen und Schleifen durch die Finger glitt und dabei leise knisterte wie von unsichtbar überspringenden Funken. Sie berauschte sich an dem prickelnden warmen Duft ihrer Locken, aus denen ihre Augen wie hinter einem goldenen Schleier in unruhigem Farbenspiel von hellbraunen und bläulichen Strahlen geheimnisvoll hervorblitzten.

Sie streichelte liebkosend ihre Wangen, ihren Hals, ihre Arme und betrachtete wohlgefällig den weichen pfirsichfarbenen Glanz ihrer Haut mit dem bläulichen Netz von Adern, das wie aus einem Kristall hervortrat. Sie spitzte ihre feinen, frischen, rosigen Lippen, lächelte dem Bilde im Spiegel verliebt zu und konnte ihm nicht nahe genug kommen wie ein Vogel, der sein Gefieder auf einer Fensterscheibe betrachtet und mit der Schnabelspitze darauf trommelt.

Sie wendete sich nach beiden Seiten, drehte dem Spiegel den Rücken zu, blickte über ihre Schulter und schnalzte vergnügt mit der Zunge. Sie betrach-

tete die Linien ihrer Hände, als ob in ihnen ein Zeichen enthalten sei, das ihr für ihr künftiges Leben als Richtschnur dienen könnte. Sie schauerte zusammen und fühlte, wie sie etwas kalt überrieselte in ähnlicher Weise wie beim Baden, bevor man ins Wasser springt. Das Bild, das sie von sich im Spiegel sah, schien sich vor ihren Augen allmählich zu verwischen. Mit unsichern Schritten eilte sie auf ihr Bett zu und versank in den Kissen.

Aber sie konnte noch immer nicht schlafen. In ihren Ohren hämmerte etwas wie das Brausen eines gewaltigen Ozeans, dessen Nähe sie fühlte, der aber in Nacht und Nebel vor ihren Augen unsichtbar blieb. Dann fing es allmählich an zu tagen und sie sah, wie turmhohe Wellen heranrollten, sich überschlugen und über die sandigen Ufer breit hinwegglitten. Endlich neigte sich etwas unbeschreiblich Herrliches und seltsam Leuchtendes zu ihr herab, nichts, das an menschliche Formen erinnerte. Eher glich es einer rosigen Wolke, die sie immer dichter einhüllte, so daß sie sich darin zu verlieren und aufzulösen fürchtete. Aber plötzlich fühlte sie sich durch eine unwiderstehliche Gewalt zum klaren Äther emporgetragen und hörte das Durcheinandertönen von unzähligen jubelnden Stimmen, das sich weit und immer weiter ausdehnte, bis sie unter dem beglückenden Eindruck dieses Traumes wie von den Küssen eines leidenschaftlichen, heiß geliebten Wesens in einen seligen tiefen Schlaf entführt wurde.

II.

Der Kutscher hatte auf der abschüssigen, vom Frost geglätteten Landstraße die Bremse angezogen. Die Räder des Postwagens machten ein ohrenbetäubendes, quietschendes Geräusch, begannen zu gleiten und kamen in die Nähe eines tiefen Grabens. Der Kutscher zerrte ärgerlich an den Zügeln und hielt die Pferde zurück.

Mehrere Bauern, die neugierig zugesehen hatten, sprangen herbei und hingen sich rückwärts an den Wagen, um ihn zum Stehen zu bringen.

Aus dem Fenster der Kutsche beugte sich eine Frauengestalt hervor, die in einen dicken Pelzmantel gehüllt war und rief ängstlich: „Um Gottes willen Halt! Halt!“

Man konnte ihr Gesicht nicht erkennen, da sie sich zum Schutz gegen die Kälte etwas, das wie eine Maske aussah, vorgebunden hatte.

Aus dem zweiten Wagen, der mit Gepäckstücken hoch beladen war, sprangen zwei Leute heraus, öffneten den Schlag und fragten nach den Befehlen der Herrschaften.

„Aussteigen, in jedem Fall aussteigen! Ich will keinen Schritt weiter fahren! Himmlischer Vater! Wo in aller Welt sind wir denn eigentlich?“

„Etwa vier Meilen vor Memel, gnädigste Frau Gräfin. Abends werden wir dort sein!“ lautete die Antwort.

„Nein, nein, ich kann nicht weiter! Fiekchen, wie geht es dir? Mein armes, armes Kind!“ sprach die Dame jammernd ins Innere des Wagens.

„Mach' dir keine Sorgen, Mama. Ich fühle mich

wieder ganz wohl!“ hörte man eine helle frische Stimme.

„Hier ist ja eine Poststation. Ruft mir den Vorsteher. Wir müssen uns von dieser schrecklichen Fahrt etwas ausruhen. Die Glieder sind mir erstarrt. Mein Gehirn ist mir wie eingefroren!“ klagte die Frau. Sie stützte sich auf einen der Diener und schleppte sich mühsam und immer voll Angst, auf dem glatten Boden auszurutschen, zu dem kleinen Posthause.

Der Verwalter kam ihr in einem beschmutzten Schafspelz unter vielen Verbeugungen entgegen.

„Seine Majestät haben befohlen für meine Durchreise alles in Bereitschaft zu halten. Ich muß mich etwas ausruhen!“ bemerkte sie.

„Mir ist nichts gemeldet!“ bemerkte der Verwalter, verlegen die Achsel zuckend, „aber bitte die Herrschaften einzutreten!“

Aus dem Postwagen kam eine kleinere Frauengestalt zitternd herbeigetrippelt, die Tochter der Fürstin von Anhalt-Zerbst, die sich unter dem Namen einer Gräfin von Reinbek auf der Reise nach Petersburg befand.

Es war ein eisig kalter Februartag bei klarem Sonnenschein, aber schneidenden nördlichen Windstößen. Rings umher lagen die Felder kahl und öde. Seit Wochen war kein Schnee gefallen.

Als die Fürstin den Warteraum betrat schlug sie die Hände zusammen.

„Wie, hier sollen wir bleiben? Ihr habt ja nicht einmal einen Ofen! Das ist ja ein gräßlicher Aufenthalt. Die Türen klappern und durch die Fenster weht ein eisiger Zug. Gibt es nicht ein anderes Zimmer, wo wir uns aufhalten können?“

„Mein eigenes steht gern zur Verfügung!“ bemerkte der Postverwalter und schritt durch einen dunkeln Vorraum und über eine verfallene Treppe, auf der es nach allerlei Geschmortem roch, während ihm ein kleiner Hund laut bellend entgegensprang.

„Hier ist alles, was ich zu bieten habe!“

Seine Frau kam den Fremden knicksend entgegen. Zwei kleine Kinder drängten sich an sie und begannen ängstlich zu weinen. Mehrere Hühner gackerten hinter dem Ofen. Man hörte das Grunzen eines Schweins, das sich im Zimmer irgendwo versteckt hielt.

Bei dem heißen muffigen Geruch, der ihnen entgegendrang, glaubten die beiden Damen im ersten Augenblick ohnmächtig zu werden. Die Fürstin verzog das Gesicht wie ein Kind, das weinen will. Ihre Tochter hielt sich die Hand vor den Mund, machte mit den Schultern eine drollige Bewegung und lachte laut auf. Der Vorsteher nahm ihnen die Reisemäntel ab und legte sie auf die Ofenbank. Die Fürstin warf sich, zu Tode müde, auf das Bett, das ihr hart wie ein Plättbrett vorkam. Die Prinzessin setzte sich in einen wackligen Großvaterstuhl und blickte neugierig um sich.

„Kind, wenn du mir unterwegs krank geworden wärst! Was hätten wir dann nur anfangen sollen!“

„Aber, Mama, so beruhige dich doch. Ich fühle mich ja ganz wohl!“

„Wie du das kalte Bier hinunterstürztest und zu brechen anfingst sahst du aus, als ob deine letzte Stunde gekommen wäre!“

„Sei ganz ruhig, ich sterbe erst dann, wenn ich will!“

„Sprich nicht so gottlos! Wer weiß, wie das

alles noch enden wird! Wir haben ja jeden Tag in Todesgefahr geschwebt. Bei der Fahrt längs des Kurischen Haffs dachte ich ganz bestimmt, daß wir entweder im Wasser ertrinken oder im Sande versinken würden."

Die Prinzessin zählte an den Fingern die Tage seit ihrer Abreise von Zerbst ab, wo die Standespersonen ihrer Mutter und ihr eine glückliche Reise gewünscht, mehrere feierliche Reden gehalten und aus einem silbernen Becher ihr Wohl getrunken hatten.

In Berlin hatte sie den König Friedrich gesprochen, der sie mit seinen großen, blauen, tief bohrenden Augen lang und bewegt betrachtete, ihr die Wangen streichelte, einen Kuß auf ihre Stirn drückte und ihre Hand fest und lange in der seinigen hielt.

Die Prinzessin fuhr nervös zusammen, als sie in dieses rätselhaft blitzende Augenpaar blickte, seine melodisch weiche Stimme hörte und die elegante Beweglichkeit seiner nicht großen Figur beobachtete. Es fiel ihr auf, daß er beim Sprechen den Kopf etwas zur Seite neigte und daß seine Mundwinkel leicht zuckten.

Als der König sie zur Tür hinausbegleitete glaubte sie zu bemerken, daß er sich eine Träne aus den Augen wischte. Was mochte ihn nur so tief bewegt haben? Es lag etwas Väterliches in seinen Abschiedsworten, mehr als in dem, was der eigene Vater zu ihr gesagt hatte, als er sich in Schwedt an der Oder von Frau und Kind trennte.

Der Fürst hatte ihr damals ein eng geschriebenes Heft, das den Titel „Pro Memoria!" führte, mit Verhaltungsmaßregeln für ihr späteres Leben

übergeben und ihr dringend empfohlen sich danach genau zu richten. Aber unterwegs war sie noch keinen Augenblick dazu gekommen darin zu lesen. Sie mußte sich außerdem gestehen, daß sie auf den Inhalt dieses Schriftstücks nicht besonders neugierig war. Sie wußte im Augenblick nicht einmal genau, wo sie es hingesteckt hatte.

Aus dem Begleitwagen wurde etwas Fleisch und geräucherter Fisch geholt. Der Postverwalter brachte einen riesigen Samowar herein und stellte ihn mitten ins Zimmer. Aus dem Kessel hörte man das dumpfe Brodeln des kochenden Wassers, dessen Dämpfe sich ringelnd in der Luft auflösten. In den Gläsern schimmerte der goldfarbene Tee, dessen Duft sich durch das ganze Zimmer verbreitete.

„Mama!" rief die Prinzessin fröhlich, „ich rieche schon Rußland!"

„Waaas?" fragte ihre Mutter gähnend. Sie hatte gerade auf einige Minuten die Augen geschlossen. „Ich verstehe nicht, was du meinst —!"

„Ich studiere Rußland mit der Nase und fühle es schon ganz deutlich. Sieh mal diese Teemaschine an! Könnte man sie nicht für einen im Wachstum zurückgebliebenen Menschen, so eine Art Zwerg oder Krüppel halten?"

„Wieso?"

„Betrachte nur, wie er den langen Hals, worin die Kohlen glühen, neugierig emporstreckt. Die beiden Handgriffe kommen mir wie ein Paar kurze Arme vor. Und der bauchige Kessel wie ein richtiger Oberkörper! Und mit dem Summen und Singen scheint uns der Samowar zu fragen, was wir in dem fremden Lande eigentlich wollen. Mir kommt es wirklich vor, als ob ein lebendes Wesen darin steckt."

„Kind, du bist närrisch!“

„Als ich vorher an der Küche vorbeiging, sah ich eine mächtige Schüssel mit Kohlsuppe. Der säuerliche Duft stieg mir prickelnd in die Nase. In diesem Schtschi drückt sich doch eigentlich die ganze Volksernährung bei unsern lieben Nachbarn aus. Der Kohl in der Suppe mit den herumschwimmenden Stücken Fett, Gemüse und Fleisch verwandelt sich allmählich in die Muskeln, Nerven und Knochen der Russen. Auch mein zukünftiger Gebieter, mein Vetter Peter, kann nichts anderes als eine solche menschgewordene Kohlsuppe sein!“

„Mein Gott, du fieberst ja und verlierst mir noch den Verstand. Bedecke dich ordentlich und nimm etwas zu dir, damit du zu Kräften kommst.“

Man hörte in dem kleinen Raum das Schlürfen des heißen Tees, das Klappern von Messern und Gabeln, das Brummen des Samowars, das Knallen der im Ofen aufflammenden Holzscheite und von draußen das Rollen der Wagen, die lauten Rufe der Bauern, das Knarren von Rädern und das Wiehern der Pferde.

Es hatte sich herausgestellt, daß an der Postkutsche ein Rad lose geworden war. Vor Abend war an die Weiterfahrt schwerlich zu denken.

Die Fürstin drehte sich auf dem harten Bett unruhig hin und her und versuchte zu schlafen. Plötzlich richtete sie sich auf und sagte aufgeregt: „Aber Fiekchen, du hast ja noch nicht einmal die Denkschrift gelesen, die der Papa dir zum Abschied auf den Weg gegeben hat. Wann willst du das denn eigentlich tun? Gleich jetzt nimmst du sie vor und prägst sie dir ordentlich ein. Wenn wir die russische Grenze überschreiten, mußt du das alles genau im Kopfe haben.“

„Verzeih, Mama, aber ich weiß wirklich nicht, wo das Heft geblieben ist."

„Sieh einmal in meiner Reisetasche nach. Mir fällt ein, daß ich sie dort hineingesteckt habe. Und nun laß mich einen Augenblick ruhen. Ich bin furchtbar müde . . ."

Die Prinzessin öffnete die Tasche und sofort traten ihr die Worte „Pro Memoria!" in großen lateinischen Schriftzügen auf dem grauen steifen Umschlag entgegen. Sie setzte sich ans Fenster und fing an zu lesen. Die Aufzeichnungen waren im Tone eines Regimentsbefehls gehalten und in einzelne Paragraphen eingeteilt. Die zukünftige Großfürstin wurde darin ersucht allen denjenigen, von denen ihr Schicksal abhing, den denkbar größten Gehorsam zu erweisen. Sie sollte die Zufriedenheit und das Wohlgefallen ihres späteren Gemahls über alles in der Welt stellen. Mit keinem aus seiner Umgebung sollte sie sich in irgendwelche Geheimnisse einlassen und ihr Taschengeld sparsam zusammenhalten. Auf der vorletzten Seite wurde ihr genau befohlen: „Nicht in Familiarité oder badinage zu entrieren, sondern allezeit einigen égard sich möglichst zu konservieren, in keine Regierungssachen zu entrieren, um den Senat nicht zu aigrieren."

Sie bewegte mechanisch die Lippen, während sie diese Sätze las und dachte darüber nach, wie sich dies alles eigentlich viel menschlicher und natürlicher ausdrücken lasse.

Sie wollte das Heft eben wieder aus der Hand legen, als sie darin zwei lose Blätter von der Handschrift ihrer Mutter fand. Die Zeilen waren schnell hingeworfen, die Worte nicht ganz ausgeschrieben

und vielfach durchstrichen. Es handelte sich also um den Entwurf eines Briefes.

Aber an wen?

Die Fürstin war bei der Behandlung ihrer Korrespondenz sonst immer sehr vorsichtig. Die Prinzessin rückte den schweren Sessel ans Fenster, überzeugte sich, daß ihre Mutter tiefe Atemzüge tat und entzifferte dann nicht ohne Mühe folgende Zeilen: „Majestät! Darf ich noch einmal danken für jene unvergeßlich schönen Stunden, die nun schon so weit zurückliegen und mir das Bild strahlender Jugend, Kraft und Schönheit für alle Zeit in die Seele gesenkt haben? Wenn ich bedenke, wie väterlich sich die Gesinnung Euerer Majestät für meine Tochter betätigt hat erblicke ich hierin den Ausgleich für vieles, was ich seitdem entbehren mußte. Die Zukunft mag lehren, ob Herrschertalente sich ver..."

Hier brach der Entwurf des Briefes auf dem ersten Blatt ab.

Auf dem zweiten stand deutlich folgendes zu lesen:

„Wie freue ich mich über Eurer Majestät Urteil, Fiekchen betreffend. Ich muß es noch einmal aussprechen, was ich sonst nur mir selbst gestehe. Ja die Erinnerung an jene ferne, schöne Zeit lebt in mir, atmet in meiner Seele... Und in der väterlichen Gesinnung von Eurer Majestät für mein Kind erkenne ich mit jubelndem Dankgefühl, daß auch Sie nicht vergessen können, was uns unlöslich miteinander verbindet!"

Friederike fühlte, wie sie leichenblaß wurde und ihr alles Blut zum Herzen strömte, das ihr vor innerer glückseliger Erregung zu zerspringen drohte.

Sie sprang von ihrem Sitz auf und betrachtete

das Gesicht ihrer Mutter, die sich ihre rechte Hand unter den Kopf gelegt hatte und wie in ihrem eigenen Bett ruhig schlief. Ihr noch immer schöner, zur Üppigkeit neigender Körper lag malerisch ausgestreckt da. Während sie bei geschlossenem Munde leise schnarchte, machte ihr Doppelkinn regelmäßig wippende Bewegungen.

Wie lange Friederike in dieser Erstarrung dastand, wußte sie selbst nicht. Plötzlich hörte sie einen langen lauten Schrei, ein Jubeln und Lachen ähnlich dem Juchzer, den ein Alpensteiger nach mühseliger Wanderung auf der Höhe eines Berggipfels ausstößt, wenn sich eine herrliche Aussicht vor ihm ausbreitet.

Sie hatte keine Ahnung, daß dieser Triumphschrei wie der Ton einer Trompete aus ihrer eigenen Brust hervorgeschmettert war.

Die Fürstin fuhr zusammen, erwachte, sprang, indem sie sich die Augen rieb, vom Bett auf und konnte nur unzusammenhängende Worte hervorbringen: „Was... was ist geschehen? Ist dir ein Unglück zugestoßen? Du siehst ja wie ein Gespenst aus. Sprich, um Gottes willen, so sprich doch nur!“

„Mama, ich bitte dich so sehr ich bitten kann — wir wollen weiterfahren, sobald als möglich, gleich — nur fort von hier. Ich ersticke!“

„Was ist denn nur geschehen? Ach hätte ich doch nur nie den törichten Gedanken gehabt! Ich bringe noch meine eigene Tochter um!“

In rasender Eile begann Friederike die im Zimmer durcheinander geworfenen Sachen zusammenzulegen, half ihrer Mutter in den Reisepelz hinein und warf sich selbst den Mantel um.

„Aber das alles ist ja Wahnsinn. Du hast ja gehört, daß wir so schnell nicht fortkönnen."

Friederike rief nach dem Postverwalter. Dieser erklärte, daß der Schaden an dem Rade bereits ausgebessert sei und der Weiterreise nichts im Wege stehe. Um schneller vorwärts zu kommen, hatte man die plumpen Reisekutschen auf Schleifen befestigt, die sich leichter vorwärtsziehen ließen.

Die Prinzessin trat dicht an das Fenster heran und deutete stumm nach der Richtung, wo sie das Ziel ihrer Sehnsucht vermutete, das unabsehbare rätselvolle Rußland.

Der Himmel hatte sich inzwischen bewölkt. Dicke Schneeflocken tanzten durch die Luft, klebten an den Dächern und Zäunen fest und breiteten über alles ihre weiße Decke.

Wieder setzten sich die Wagen mit den Reisenden auf der knirschenden Landstraße in Bewegung und verschwanden bei heranbrechender Dämmerung in dem benachbarten Gehölz...

Wie bei einer Theatervorstellung, wenn eine Verwandlung eintritt, fühlten sich beide alsbald in eine ganz andere Umgebung versetzt.

In Mitau kam ihnen der Kommandant mit einer Abteilung seiner Garnison entgegengeritten und fragte nach ihren Befehlen.

In Riga stiegen sie im Schloß ab, von dessen Zinnen bei ihrem Einzug Kanonenschüsse ertönten. Die ersten Würdenträger der Militär- und Zivilverwaltung stellten sich ihnen zur Verfügung. Als die Galakutsche, in welche sie umsteigen mußten, in den Schloßhof fuhr, schlugen die Trommler vor der Wache einen so scharfen Wirbel, daß die Fürstin vor Schreck zusammenfuhr und sich die Ohren zuhalten

mußte. In der Einfahrt standen zwei riesige Pförtner in goldbesetzter Uniform. Auf den Treppen hatten sich Offiziere mit ihren Mannschaften aufgestellt. An jeder Tür waren zwei Wachtposten aufgepflanzt.

Diese prachtvollen Festräume mit den schlanken Säulen, leuchtenden Deckengemälden, den Tausenden von Kerzen, den weichen Teppichen, diese üppige Gesellschaft von Kavalieren, die sich zum Handkuß drängten, von Frauen und Mädchen, mit Diamantschmuck im Haar, diese sinnlich aufregenden Klänge von Geigen, Flöten und Trompeten, diese Schlafzimmer, die mitten im Winter nach den kostbarsten Blumen dufteten, ließen die Bescheidenheit, in welcher die Familie des Fürsten von Anhalt-Zerbst bisher gelebt hatte, geradezu als ärmlich erscheinen.

Als die Prinzessin Friederike hörte, daß die russische Kaiserin Elisabeth fünfzehntausend fertige Toiletten und fünftausend Paar Schuhe besitze, fiel ihr ein, wie es mit ihrer eigenen Ausstattung beschaffen war. In ihrem Koffer befanden sich ein wohlgezähltes Dutzend Hemden und drei Kleider, also vermutlich genau so viel wie eine vornehme Petersburger Dame an einem einzigen Tage anzog. Eigene Bettwäsche besaß „Fiekchen“ überhaupt nicht, sondern mußte sich das Nötige erst jedesmal aus dem Vorrat ihrer Mutter ausbitten.

Schon von Mitau ab wurde die Weiterreise in einem Schlitten von kostbarer Ausführung aus dem Besitz der Kaiserin angetreten. Er besaß die Länge eines kleinen Zimmers und wurde von sechs Pferden gezogen. Der Rücksitz war mit rotem, von silbernen Streifen durchzogenen Tuch ausgeschlagen und so geräumig, daß man darin Betten, Matratzen, Koffer und die verschiedensten Kissen unterbringen konnte.

RIAR CLIFF COLLEGE
OUX CITY, IOWA

Während der Nacht konnten sich die Reisenden unter den schweren Decken so bequem ausstrecken, daß sie das Gefühl hatten in ihren eigenen Schlafzimmern zu sein. Daran schloß sich unter der Leitung eines besonders bestellten Kammerherrn ein ganzes Gefolge an, das aus einer Abteilung Gardekürassiere, einem Stallmeister, einem Gardeoffizier zu persönlichem Dienst, einem Küchenchef, einem Konditor, einer Anzahl von Köchen und Küchenjungen, Speiseträgern, Lakaien und Quartiermachern bestand, die sich auf die übrigen Schlitten verteilten.

Die Fürstin hatte sich das Benehmen einer Königin auf ihrem Krönungszuge angewöhnt, obwohl sie über Schmerzen im Rücken klagte und das Ende dieser beschwerlichen Reise herbeisehnte.

Sie sollte länger dauern als sie ursprünglich geplant war, denn die Kaiserin Elisabeth hielt sich seit mehreren Wochen in Moskau auf und erwartete dort den Besuch ihrer Gäste.

Um diese bei guter Stimmung zu erhalten, hatte die Kaiserin ihnen an die Grenze kostbare Pelze entgegengeschickt, in welche sie sich beinahe zweimal einwickeln konnten, so daß sie von den Stößen während der Fahrt nichts mehr spürten. Der Geruch der Tierfelle wirkte wie eine sanft betäubende Essenz und ein Strom von Wärme drang trotz der Kälte, die draußen herrschte, gleichmäßig durch ihren ganzen Körper.

Die Türme von Riga verloren sich während der Weiterfahrt am fernen Horizont. Die Schlitten sausten über die ebene Straße und bedeckten sich mit einer Kruste von Eis und Schnee.

Die Fürstin und ihre Tochter streckten sich gerade in ihren Pelzen behaglich aus und versuchten

die Augen zu schließen, als an einer Kreuzung des Weges laute Kommandorufe ertönten. Die Reisenden wischten die beschlagenen Fenster ab und blickten neugierig hinaus. Ein starker Zug Militär begleitete einen anderen dicht verhängten Wagen, der einen seltsam düsteren Eindruck hinterließ und dem jedes festliche Gepräge fehlte. Man konnte einen Transport von Gefangenen vermuten.

Die Fürstin ließ halten und erkundigte sich nach den Reisenden.

Einer der diensttuenden Offiziere kam herangesprengt und meldete: „Die ehemalige Regentin Anna Leopoldowna mit ihrem Gemahl, dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig und Kindern auf Befehl Ihrer Majestät, der Kaiserin Elisabeth, auf dem Wege von Dünamünde ins Innere des Reichs. Reiseziel unbekannt!“

Die Fürstin hielt sich erschreckt die Hände vor die Augen und wendete sich dann zu ihrer Tochter: „Entsetzlich! Während wir vom Glanz umgeben nach Petersburg fahren, hält man die frühere Herrscherin in erniedrigender Gefangenschaft, schleppt sie von dem elenden Küstenfort wer weiß wohin! Was haben die Unglücklichen verbrochen! Welch tragisches Schicksal mag ihnen bevorstehen! Was ist das menschliche Leben!“

Die Pferde zogen wieder an, während der andere Reisezug noch stehen blieb.

Vier Jahre waren dahingegangen, seitdem Elisabeth sich durch einen Staatsstreich des russischen Kaiserthrons bemächtigt und die Regentin mit ihrer Familie und ihrem Anhang hatte verhaften lassen. Wenige Wochen darauf wurde der bis dahin allmächtige Minister Ostermann als Staatsverräter zum

Rade verurteilt. An einem Januartage holte man ihn aus seiner Zelle und stieß ihn, nur mit einem Schlafrock bekleidet, in einen Fuhrmannsschlitten. An der Richtstätte angelangt, packten ihn vier Soldaten und setzten ihn auf einen Stuhl, wo ihm das Todesurteil vorgelesen wurde. Er nahm seine Mütze und Perücke ab. Der Henker hatte ihn bereits ergriffen, als der Senatssekretär vortrat und verkündete, daß ihm das Leben geschenkt und er zu ewiger Verbannung nach Sibirien verurteilt sei.

Ostermann hatte das alles mit völliger Ruhe und einer verhaltenen Verwunderung über sich ergehen lassen. Er bat sich von den Soldaten seine Perücke und seine Mütze wieder aus, setzte sich beide auf den Kopf, nestelte an seinem Hemd und Schlafrock und ließ sich, ohne eine Miene zu verziehen, wieder ins Gefängnis zurückbringen.

Ebenso wurden sein Nebenbuhler Münnich und Golowkin zur Vierteilung verurteilt und erst auf dem Schafott begnadigt.

Alles auf Befehl derselben Kaiserin, auf deren Güte die Reisenden fortan angewiesen waren!

In Stettin und Zerbst waren diese entsetzlichen Vorkommnisse vertraulich oft besprochen worden, aber die Fürstin hatte sich immer gehütet, ihrer Tochter etwas davon zu erzählen.

„Fiekchen" schien jedoch jetzt ähnliche Gedanken an den Wechsel des Geschicks zu hegen, denn sie wurde blaß, schlug die Augen nieder und ihre Mundwinkel verzogen sich schmerzlich. Ihre Hände krampften sich zusammen, als ob sie etwas, das ihr entschlüpfen könnte, festhalten wollte. Sie fühlte, daß sie durch eine schwere Wolke hindurchschreiten müsse, zu einer anderen Welt, in der Ge-

Peter III. als Thronfolger

Nach einem Gemälde von Groot in der Romanow-Galerie der Eremitage in St. Petersburg

Die Wassilij-Osstrow-Brücke in St. Petersburg

Gemalt und gestochen von B. Paterssen

walttaten ohne Ende verübt wurden, der Angstschrei von Unterdrückten und Gefolterten aufkreischte und der dampfende Geruch von sündhaft vergossenem Menschenblut zum Himmel emporstieg.

Aber dahinter sah sie immer wieder die Erfüllung eines Wunsches, der den Inhalt ihres ganzen Seins ausmachte und ohne den sie nicht eine Stunde länger leben mochte.

Sie haßte nur eins, die Unentschlossenheit, die mitten auf dem Wege stehen bleibt und fühlte die Kraft in sich ihr Ziel zu erreichen.

Fünf Wochen waren bereits vorüber, als die Fürstin endlich am 16. Februar dem König von Preußen ihre Ankunft in Petersburg melden konnte. „Ich wohne im Schloß der Kaiserin," schrieb sie, „ich habe eine zahlreiche Hofhaltung angetroffen und werde bedient wie es nur die Herrscherin selbst sein kann. Diese Fürstin hat mir vier ihrer Hofdamen zum Empfang zur Verfügung gestellt. Sire, ich empfinde es durchaus, daß ich durch einen geliebten und hochgeschätzten Verbündeten eingeführt bin. Im übrigen bekenne ich Eurer Majestät natürlich, daß mir in diesem Lande alles neu und nachgemacht erscheint und daß ich viel lieber in Moskau sein möchte, wo sich der Hof aufhält. Hierzu kommen die Anstrengungen durch das gesellschaftliche Leben, die Reise und die Luftveränderung, so daß eine eiserne Natur dazu gehört, dem allen zu widerstehen. Meine Tochter ist viel besser dran. Ihre Jugend hält sie gesund und ähnlich den jungen Soldaten, welche der Gefahr trotzen, weil sie ihnen unbekannt ist, gefällt sie sich in dem großzügigen Leben, das sie umgibt."

Das Winterpalais, wo sie abstiegen, war erst zum Teil von der Kaiserin Anna fertig gebaut und

befand sich am Ufer der Newa, so daß man von den Fenstern einen freien Überblick über die ganze Stadt genießen konnte, die sich flach wie ein Teller ausbreitete. Es herrschte bei scharfer Kälte prachtvoller Sonnenschein, so daß man auf weite Entfernung die Umrisse der Gebäude genau unterscheiden konnte. Am Himmel leuchtete ein so tiefes Blau wie es in Deutschland um diese Jahreszeit fast nie zu sehen war.

Die breite Eisfläche der Newa wirkte wie eine ungeheure Wüstenei, auf der die vereinzelten Fuhrwerke und Lastschlitten wie Punkte verschwanden. An verschiedenen Stellen hielten sich Gruppen von Arbeitern und Bauern auf, die, um sich zu erwärmen, wie Puppen eines Kindertheaters in die Höhe sprangen, die Arme um den Oberkörper schlugen und sich die Ohren rieben. Lange Reihen von Schlitten wurden mit Eisschollen beladen, die als kleine regelmäßige Vierecke aus der unabsehbaren Fläche mit dem Beil herausgeschlagen wurden.

Das Geheimnis, das diese Reise so lange umhüllt hatte, konnte nach dem Eintreffen in Petersburg nicht länger bewahrt werden.

Schon am ersten Tage wurde es ganz offen besprochen, daß es sich um die Verlobung des Thronfolgers handle. Sofort teilte sich die Hofgesellschaft in zwei verschiedene Parteien, die diesen Plan unterstützten oder bekämpften. Auch die Geistlichkeit erhob ihre Stimme und machte Schwierigkeiten wegen der nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der Prinzessin von Zerbst und dem Großfürsten Peter.

Vor allem stellte man den Übertritt der Prinzessin zur griechischen Kirche als unvermeidliche

Voraussetzung dieser Ehe hin. Das mußte ihr Vater, der ein strenggläubiger Protestant war, als einen schweren Schlag empfinden, denn schon in früher Jugend hatte er den verlockenden Anträgen des Papstes, zur katholischen Kirche überzutreten, mutig widerstanden. Nun sollte er von seinem Kinde auch mit dem, was in seinem Herzen als heiliges Vermächtnis lebte, auf immer getrennt werden.

Auch der Prinzessin Friederike standen in dieser Beziehung schwere Prüfungen bevor. Bald nach ihrer Ankunft in Petersburg hatte sie in der Isaakskirche einem Gottesdienst beigewohnt, der sie nicht nur völlig kalt gelassen, sondern im einzelnen geradezu abgestoßen hatte. An der Stelle, wo Peter der Große eine hölzerne Kirche errichtet hatte, die vom Blitz getroffen und abgebrannt war, stand jetzt ein baufälliges Gebäude ohne Spur von künstlerischem Schmuck. Die Wände waren roh bemalt und die in Gold und Edelsteinen gefaßten Bilder der Heiligen, die wie hungernde Bettler aussahen, schienen ihr kläglich zu zittern und zu jammern, als die Geistlichkeit ihr hundertfältiges „Herr, erbarme dich!“ anstimmte, während in der Nische die tiefen Männer- und die hellen Knabenstimmen ertönten...

In dieser großen gewaltigen Natur wollte sie dem Genius des Mannes gegenübertreten, der alles zu neuem Leben erweckt hatte. Während ihre Mutter ihren Nachmittagsschlaf hielt, ließ sie anspannen und fuhr nach dem kleinen Palais hinaus, das der Monarch an der Newa bewohnt hatte. Ein niedriges weiß angestrichenes Gebäude, dem an den Fenstern eine Reihe barbarisch ausgeführter Reliefs aufgesetzt waren und auf dessen Dach der heilige Georg auf seinem blechernen Rappen ritt, um den Drachen zu

erstechen! Ringsherum war alles öde und trostlos. Kaum, daß ein paar Fischerhütten zwischen Weiden und Gestrüpp auftauchten.

Der Verwalter, ein untersetzter Mann mit behaglich sich rundendem Bäuchlein, von Geburt ein Deutscher, wußte sich vor Freude kaum zu beherrschen, als er erfuhr, wen er durch die Räume herumführte. Er hatte selbst den Kaiser noch gekannt, schilderte ihn in seiner gewaltigen körperlichen Erscheinung und konnte seinen Arm kaum zu dem Strich an der Wand erheben, der Peters Größe entsprach. Die Erinnerungen des Verwalters reichten sogar noch bis zu dem großen Berliner Architekten und Bildhauer Andreas Schlüter zurück, der nach dem Einsturz des Münzturms am Schloß von der Gunst der Großen verlassen, von allen Daseinsmitteln entblößt, aufs tiefste gekränkt, enttäuscht und verbittert, nach der Zarenresidenz im hohen Norden übergesiedelt war, um den Unterhalt für seine völlig verarmte Familie zu bestreiten.

Die Prinzessin hatte davon niemals etwas gehört, daß Schlüter in Petersburg war und von Not und Sorge verfolgt wurde. Derselbe geniale Meister, vor dessen herrlichen Schöpfungen, den beiden Fronten des Hohenzollernschlosses und dem Denkmal des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke sie bewundernd gestanden hatte!

„Ein armer Teufel war's," fügte der Verwalter hinzu, „kränklich und empfindlich, so daß der Kaiser ihn zu nichts Rechtem brauchen konnte. Dort hinten neben dem Pferdestall saß er manchmal die ganze Nacht hindurch vor einem großen Tisch, auf dem ein Messinggestell aufgestellt war. Darin ließ er eine Kanonenkugel über Platten rollen, die sich auf

Federn auf und nieder bewegten. Er wollte ein — wie hieß es doch nur gleich? ein per . . . perpetuum mobile erfinden. Als der Kaiser es zu sehen wünschte, taugte es nichts und er ging wütend fort. Bald nachher starb Schlüter. Er war wohl auch ein wenig schwach im Kopf geworden."

Die Prinzessin blickte über die Newa zu der Festung hinüber, die Peter errichtet hatte, um das eroberte Land gegen die Einfälle der Schweden zu sichern. Sie betrachtete die Admiralität und das Senatsgebäude und fuhr die lange Straße hinunter, die der Monarch vom Newaufer durch den Wald schlagen ließ, die „Große Perspektive". Zwischen der Fahrstraße und dem Fußgängerweg waren tiefe Gräben zum Abfluß des Wassers angebracht, und die in weiten Zwischenräumen erbauten Häuser waren meist nur einstöckig.

Das Bild des jugendlichen Preußenkönigs, der den blinkenden Degen in der Hand hielt, um sein Volk einer neuen Zukunft entgegenzuführen und zugleich Friederikens eigenes Schicksal als künftige Herrscherin im Norden bestimmte, vermischte sich in ihrer Phantasie mit der Erscheinung Peters des Großen. Die Erinnerung an diese beiden Männer leuchtete ihr wie eine glückliche Verheißung voran, während sie mit leichtem Verneigen des Kopfes auf die bunte Schar herabblickte, die sich, beglückt und lächelnd, im Glanz ihrer Uniformen und Toiletten vor der künftigen Gebieterin Rußlands demütig verneigte.

III.

„Wer Moskau nicht gesehen hat weiß nicht was schön ist!“ versicherte lächelnd und mit tiefer Verbeugung der Kammerjunker, den die Kaiserin ihren Gästen zur Begrüßung mehrere Werst entgegengeschickt hatte. Er bekreuzigte sich dabei, um anzudeuten, daß die Erinnerung an „Mütterchen Moskau“ in seiner Seele heilige Vorstellungen erwecke.

Eine Reihe von Kuppeln und Türmen wurde in der Ferne sichtbar und verkündete die Nähe einer großen Stadt.

Sechzehn Pferde waren vor den Schlitten gespannt, der in rasender Eile dahinflog und eben eine Anhöhe erreicht hatte. Ein Bild von überwältigender Pracht breitete sich in mehreren Abstufungen vor den erstaunten Augen der Fürstin von Anhalt-Zerbst und ihrer Tochter aus.

Unten zog sich die von der Abendsonne rötlich beleuchtete Eisdecke des schmalen Flusses hin, der sich in zahlreichen Windungen und Schleifen dahinschlängelte, als ob er diesen Fleck Erde liebkose und sich nur schwer trennen könne. Darüber stiegen die Uferstraßen an terrassenförmigen Abhängen empor, die sich bis zu den „weißen Mauern“ des Kreml fortsetzten.

Wie auf einem ungeheuren Tortenteller mit originellen Konditoraufsätzen gruppierten sich darüber die Gebäude des Kreml, der Schlösser, Kathedralen, Kapellen, Staatsbauten und Klöster. Die Mitte des Bildes wurde überragt durch den hohen schlanken Glockenturm des Iwan Welíki, um den uralte Gotteshäuser mit ihren runden Kuppeln rote, weiße, goldene und grüne Kreisflächen in die Luft

malten. Mit den höchsten Türmen und Spitzen verlor sich das Bild in dem goldenen Rahmen der allmählich untergehenden Sonne.

Die Prinzessin sprang von ihrem Sitz auf und rief: „Wunderbar! Das habe ich nicht für möglich gehalten! Wie ein köstlicher Traum!“ Die Fürstin wurde ärgerlich und hielt ihrer Tochter die Hände fest.

Auf der Fahrt selbst entstand jedoch nicht der Eindruck einer Stadt, sondern einer Anzahl nebeneinanderliegenden Dörfer mit niedrigen Häusern, die aus dicken Holzstämmen gebaut waren und dazwischen liegenden kahlen Flächen, auf denen sich Arbeiter und Bauern mit zerzausten blonden Haaren und viereckigen Bärten sowie seltsam vermummte Weiber verloren.

Einzelne Gruppen von ihnen mußten von den Vorreitern durch Knallen mit der Peitsche und laute Zurufe auseinander getrieben werden. Verschiedene Betrunkene taumelten zur Seite. Das war nicht mehr Europa, sondern bereits Asien.

Der Schlitten machte eine Biegung und fuhr durch die deutsche Vorstadt, wo nebeneinander Handwerker, Fleischer und Friseure aus Sachsen und Schwaben in ihren Läden arbeiteten. Die deutschen Namen auf den Schildern bildeten zwischen den fremden Schriftzeichen, die von den Reisenden nicht verstanden wurden, den letzten Gruß aus der Heimat. Sie mußten auflachen, als ein vorsichtig dahinschreitender älterer Mann schnell zur Seite sprang, als er in die Nähe des vorbeisausenden Schlittens kam und dabei gemütlich und ängstlich: „Ei Herrjeses! Hopsasa!“ ausrief.

Die Fürstin und ihre Tochter hatten kaum Zeit in dem Golowinskischen Schloß, einem Gebäude aus

Holz, die Reisekleider abzulegen, als der Großfürst Peter mit einer Anzahl Herren vom Hofe erschien und die Gäste mit der Versicherung begrüßte, daß seine Tante, die Kaiserin, sich vor Ungeduld verzehre, sie bei sich zu sehen.

Die Prinzessin betrachtete ihn und fand in seinem Gesicht fast unverändert den Ausdruck wieder, der ihr bei ihrer ersten Begegnung aufgefallen war. Der Großfürst rieb sich beim Sprechen verlegen die Hände und trippelte mit den Füßen, als ob ihm der Boden zu heiß sei. Über den unruhig flackernden Augen waren die Brauen bogenförmig hoch aufgezogen wie bei jemandem, dem etwas Unerwartetes begegnet ist und der sich vor Erstaunen nicht fassen kann. Das Kinn trat unter dem breiten Mund auffallend zurück und erinnerte mehr an ein Kind als an einen Erwachsenen.

Nachdem der Großfürst einige Sätze gesprochen hatte, die wie auswendig gelernt klangen, schloß er mit den Worten: „Jawohl, ich freue mich sehr... freue mich!", wobei seine Stimme sich überschlug.

Er lächelte und bewegte eine Weile stumm die Lippen.

Schon nach wenigen Tagen schrieb die Fürstin von Anhalt-Zerbst an ihren Gatten nach Stettin: „Die Sache ist abgemacht!"

Die Kaiserin Elisabeth hatte Mutter und Tochter aufs glänzendste aufgenommen, sie bei jeder Festlichkeit bevorzugt, ihnen wertvolle Geschenke gemacht und hohe Orden verliehen. Die Prinzessin übertraf mit ihrer frischen Natürlichkeit, ihren klugen und doch bescheidenen Bemerkungen die höchsten Erwartungen. Sie war glücklich, eine so vor-

zügliche Wahl getroffen zu haben, um das matt gewordene Blut der Románow wieder aufzufrischen.

Die Kaiserin erinnerte sich daran, mit welchen Schwierigkeiten eine solche Brautwahl früher verbunden war. Oft genug hatte man das Bedürfnis empfunden, zwischen dem Zarenhause und Prinzessinnen deutscher Abstammung Verbindungen anzuknüpfen. Als Iwán Wassíljewitsch, der „grause Zar". im fünfzehnten Jahrhundert für seinen Sohn an den Häfen in Dänemark und Deutschland eine Gattin suchte, wies man ihn bestimmt ab. Ein Jahrhundert später schickte der Zar Michael Fjódorowitsch eine Gesandtschaft in gleicher Absicht nach Kopenhagen. Die Herren glaubten sich dadurch zu empfehlen, daß sie versicherten, vollkommen nüchtern zu sein und überhaupt keinen Branntwein zu trinken. Trotzdem wurden die Gesandten nicht einmal vorgelassen. Dann sah man sich eine Weile wieder unter den Kindern des Landes um, ohne auf Rang und Besitz zu achten.

Die Großmutter der Kaiserin war ein schönes dunkeläugiges Mädchen, Natalie Naríschkin, die sich nach damaliger Sitte der Brautschau im Kreml zu unterwerfen hatte. Diese bestand darin, daß die zur Wahl vorgeschlagenen Mädchen in verschiedenen Gemächern, die ihnen als Schlafräume eingerichtet waren, die Nacht zubringen mußten. Nachdem sie sich zur Ruhe begeben hatten, erschien der Zar um Mitternacht in Begleitung seines Leibarztes, schritt beim Schein der flackernden Lichter die Lagerstätten entlang und betrachtete die Jungfrauen, die in ihren leichten Gewändern sich auf die Kissen gestreckt hatten und taten, als ob sie schliefen.

Natalia Naríschkin hatte dem Zaren Alexéi

Michäilowitsch, der bereits mit vierzig Jahren für einen kränklichen und erschöpften Mann galt, einen Riesen an Erscheinung und Kraft, den größten Herrscher des Landes geschenkt.

Die Kaiserin, die Tochter Peters des Großen, erwartete von der jungen deutschen Prinzessin einen ähnlichen Nachkommen für ihren Neffen und Thronfolger Peter, der nur ein Jahr älter als sie war und wegen seines bleichen schwächlichen Aussehens seiner Umgebung Sorge machte.

Die Kaiserin war beim Empfang der Fürstin von Anhalt-Zerbst zu Tränen gerührt und an deren Bruder erinnert worden, der einst ihr Verlobter war, aber durch einen schnellen Tod dahingerafft wurde. Die Herrscherin beschloß eine Pilgerfahrt nach dem berühmten Tróïzkokloster bei Moskau anzutreten, um den Segen des Himmels für das junge Paar zu erflehen.

Eines Morgens erwachte „Fiekchen" von einem Traum, der sie in ihre früheste Kindheit zurückversetzt hatte. Sie glaubte wieder in ihrer Vaterstadt Stettin zu sein und in dem Schloß, das ihre Eltern bewohnten, das Läuten in der daneben befindlichen Kirche zu hören, wo ihr die Lehre Luthers gepredigt wurde.

Ihre Augen richteten sich auf das russische Muttergottesbild in der Ecke ihres Schlafzimmers mit den bunten Plättchen, welche die Figur der Jungfrau Maria bekleideten und nur Gesicht und Hände freiließen. Sie fühlte, wie ihr weh ums Herz wurde, als ihr die Kammerfrau für den Vormittag den Besuch des Vaters Simon Todorski ankündigte, der ihr das Wesen der griechisch-katholischen Kirche erklären sollte.

Der würdige Herr, dem die Haare wie ein Schleier auf Schultern und Brust herabfielen und dessen Kleider nach Weihrauch dufteten, legte die Hand auf ihren Scheitel und versicherte ihr, daß zwischen den beiden Konfessionen kein innerer Unterschied bestehe und nur der äußere Gottesdienst abweiche.

Er begann mit dem Zeichen des Kreuzes, wie es die Russen schlagen, indem er den kleinen und den Ringfinger in die Hand zurückzog und die drei übrigen Finger als Sinnbild der Dreieinigkeit vorstreckte, berührte damit die Stirn und Brust und vervollständigte das Bild des Kreuzes durch eine andere Linie von der rechten zur linken Schulter, indem er sich dabei mit dem ganzen Körper verbeugte. Das war der berühmte „Poklón", den die Prinzessin schon in Petersburg beobachtet hatte, wenn sich einzelne Altgläubige hundert- und mehrmal nacheinander bekreuzigten, verneigten und sich auf die Erde warfen, wobei sie den Boden mit der Stirn berührten.

Simon Todorski schilderte mit beredten Worten das Ergreifende des russischen Kirchengesangs, das einen vollkommenen Ersatz dafür biete, daß man in den griechischen Gotteshäusern keine Art von Instrumentalmusik dulde, keine Geigen, Trompeten, Posaunen oder gar Trommeln.

„Auch nicht die weihevollen Töne der Orgel?" fragte die Prinzessin.

„Auch diese nicht. Alle Melodien, die durch künstlich geschaffene Instrumente hervorgebracht werden, erscheinen unserem gläubigen Sinn als heidnisch. Verstehen Sie den tiefen Sinn, der sich darin ausdrückt? Nur die menschliche Stimme erscheint

uns wert und würdig zu Ehren des Vaters im Himmel zu ertönen, weil sich dadurch die Seele der Andächtigen ohne Vermittlung durch einen fremden Stoff wie Holz, Darm oder Blech zum Allmächtigen erhebt."

„Weshalb werden aber auch keine Frauenstimmen in der griechischen Kirche geduldet und durch Knaben ersetzt? Sind Frauen auch nicht würdig das Lob Gottes zu besingen?"

Der Priester schlug die Augen nieder und tat so, als ob er diese Frage nicht gehört hätte, weil er fürchtete, die Prinzessin in ihrem weiblichen Stolz zu kränken. Er schilderte den unvergleichlichen Zauber, der in den Stimmen der Knaben liege und an den Gesang von Engeln erinnere. Er pries die Gewalt der Bässe, die an Umfang und Schönheit auf der Welt nicht ihresgleichen hätten und suchte dem Gespräch eine leichte humoristische Wendung zu geben.

„Wir haben in unserer Kirche Sänger mit solchen Baßstimmen, daß, wenn sie ertönen, die Türen vor ihnen aufspringen und räuberische Kirgisen bei den Pilgerzügen auf den Landstraßen dadurch ohnmächtig zu Boden geworfen wurden. Etwas Gewaltigeres wie unser „Góspodi pomílui": „Herr, erbarme dich", „Góspodi pomólimssa": „Herr, wir bitten dich!" und „Padái Góspodi": „Gib das, Herr!" werden Sie nirgends auf der Welt zu hören bekommen. Blitz und Donner durchziehen unsere Räume, wenn mit dem Ruf „Anáfema!" die Ketzer verflucht werden und ein Vorgefühl himmlischer Seligkeit erfüllt alle, wenn die Worte „Wjétschnaja pámjat!": „Ewiges Andenken!" den Heiligen und großen Männern unserer Geschichte ertönen."

Die Unterweisung begann die Prinzessin zu ermüden, namentlich als der Priester auf die Würde der obersten Diener der griechischen Kirche, die Metropoliten in Moskau, Kiew und Petersburg zu sprechen kam und jedem von ihnen den Titel: „Wuissókopreoshwétchtschenstwo“ gab, den die Prinzessin nicht auszusprechen vermochte. Sie hatte das Gefühl, daß sie sich die Zunge dabei zerbrechen oder wenigstens verbiegen müsse.

Am nächsten Vormittag erschien bei ihr ein namhafter Schriftsteller Adadurow, um mit dem Unterricht in der russischen Sprache zu beginnen. Er machte sie auf die Menge der Schriftzeichen aufmerksam, deren Zahl fünfunddreißig betrage, auf mehrere im Deutschen nicht bekannte Laute wie das „Ж“ das dem französischen „g“ vor „e“ und „i“ entspricht, auf das „l“, das viel voller als bei uns angeschlagen wird, auf den Vokal „Ы“, der ebenfalls im Deutschen fehlt und mit zurückgezogener Zunge etwa wie bei „Mütter“ hervorgebracht wird.

Prinzessin Friederike machte bei diesen Unterrichtsstunden so überraschende Fortschritte, daß sie bereits nach den ersten paar Wochen mehrere hundert Worte richtig aussprechen und einige Dutzend von ihnen auch schreiben konnte. Sie zwang sich, jeden Gegenstand, den sie berührte, bei seinem russischen Namen zu nennen, so daß sie in der fremden Sprache bald eine leichte Unterhaltung führen konnte. Es war gewissermaßen eine neue Methode, die sie zu ihrem persönlichen Gebrauch erfand.

Sie freute sich darüber, daß so viele deutsche Worte ins Russische übergegangen waren. Peter der Große hatte der von ihm begründeten neuen Hauptstadt und den beiden Kriegshäfen Kronstadt und

Schlüsselburg deutsche Namen gegeben. Man hörte dort die Namen „Kapellmeister", „Feldzeugmeister", „Oberstall-", „Hof-" und „Jegermeister", nur daß dabei das Wort „meister" betont wurde. Zum Hofdienst im Winterpalais gehörten junge Damen mit dem Titel „Gof-Freilina". Auf den Straßenschildern kündigte der Friseur seine Künste als „Parikmacher" an. Das deutsche Wort „Turm" hatte sich in „tjurma" umgeändert und die Bedeutung „Gefängnis" angenommen. Die „Leute" hatten sich in „Ljudi" verwandelt. Wenn bei einem Gartenfest bunte Raketen aufzischten, so sprach man von einem „Feierwerk". Beim Kellner wurde ein „Butjerbrot" bestellt, das allerdings seltsamerweise wohl einen Fleischbelag, aber keine Butter aufwies. Zu den Vororten führte ein „Schlagbaum" und der Restaurateur hatte in seinem Garten eine „Kegelban" eingerichtet. Hatte man Böses getan, so gab es dafür „Straf" und beim Ableben seiner Lieben war man in „Traur".

Als man der Prinzessin bemerkte, daß die Russen kein „h" aussprechen und schreiben, sondern es durch ein „g" ersetzen, bemerkte sie lustig: „Dann verwandelt sich also bei euch jeder Hans in eine Gans!"

Adadurow gab seiner Schülerin die Sprachübung auf „Ot tópota kopýt pyl po pólju letít!": „Vom Stampfen der Hufe fliegt der Staub über das Feld." Selbst beim Schlafengehen wiederholte sie diese Laute wohl hundertmal und wenn sie beim Erwachen in ihren Handspiegel sah spitzte sie unwillkürlich die Lippen, um diese Übung fortzusetzen.

Selbst im Traum verfolgte sie der Gedanke, daß sie russisch fühlen und sprechen müsse. Unter

ihrem Kopfkissen lag ein Heft, in das sie eine Anzahl Redensarten mit genauen Angaben über die Aussprache der Worte eingetragen hatte. Oft wachte sie in der Nacht auf, zündete sich die Kerze auf ihrem Tisch am Bett an und lernte eifrig, während im Schloß ringsumher kein Laut ertönte und nur von draußen der Ruf des Wächters zu hören war.

Aber auch das genügte ihr nicht. Manchmal sprang sie aus dem Bett, setzte sich, nur mit dem Hemd bekleidet, an den Schreibtisch und flüsterte die Vokabeln vor sich hin. Um sich wach zu halten zog sie nicht einmal die Pantoffeln an, sondern ging mit bloßen Füßen über den kalten Fußboden, ohne darauf zu achten, wie sie im ganzen Körper von einem fröstelnden Gefühl durchrieselt wurde.

Eines Morgens wachte sie mit unerträglichen Kopfschmerzen auf. Sie zitterte an allen Gliedern, fühlte wie ihr das Herz hastig schlug und hatte in den Füßen fast gar kein Gefühl. Sie mußte das Fieber haben. Dennoch wußte sie sich zu beherrschen, kleidete sich an und hielt sich so weit aufrecht, daß sie mit ihrer Mutter und dem Großfürsten zur Mittagstafel erscheinen konnte. Kaum war sie jedoch wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt, als sie neben ihrem Bett ohnmächtig hinstürzte und erst nach mehreren Minuten wieder die Besinnung erlangte.

Die Ärzte wurden gerufen und erklärten, daß die Prinzessin an einer Lungenentzündung leide. Es sei die größte Vorsicht und sorgfältigste Pflege für die Patientin geboten. Sie verlangten, daß man ihr sofort zur Ader lasse.

„Nie und nimmermehr gebe ich dazu meine Einwilligung!“ rief die Fürstin. „Man will mein

armes Kind umbringen, wie es mit meinem Bruder geschehen ist. Ich werde Fiekchen selbst behandeln, ich allein!"

Am Hofe herrschte eine unbeschreibliche Aufregung. Die Teilnahme um das Schicksal der Kranken war aufrichtig und allgemein.

Die Ärzte lehnten jede Verantwortung für den Ausgang der Krankheit ab, da die Fürstin alles, was sie verordnet hatten, unbeachtet ließ und ihrer Tochter, die es vor Schmerzen nicht aushalten konnte und laut schrie, immer nur zuredete, sie möchte sich doch beherrschen und ihr Leiden geduldig ertragen.

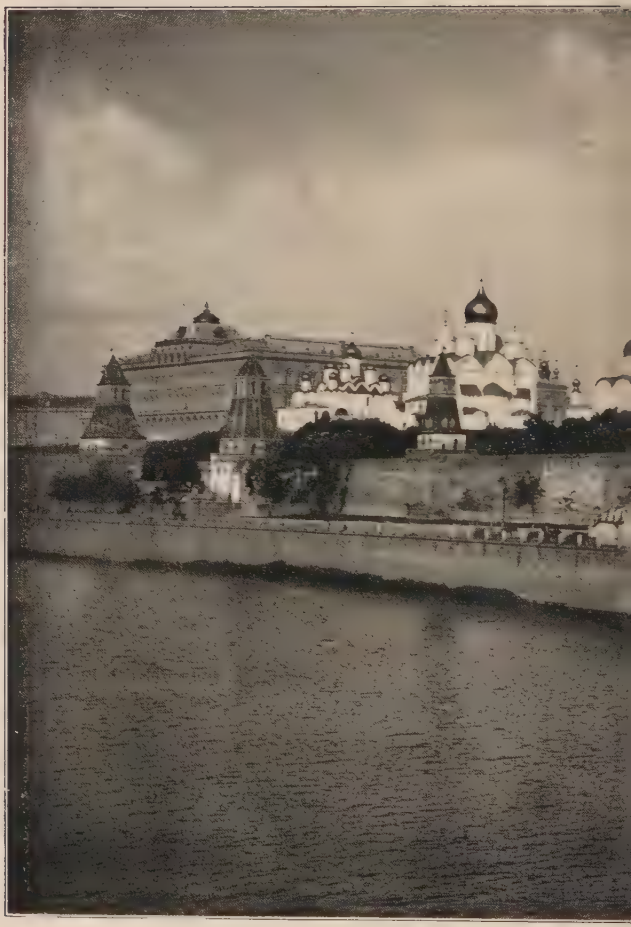
„Die Ärzte sind alles unwissende Menschen und Schwindler wie sie Molière geschildert hat. Sich ruhig verhalten, das ist die einzige Medizin, die wirklich hilft."

Am fünften Tage kam die Kaiserin aus Moskau zurück und verordnete sofort einen Aderlaß, der während der Krankheit der Prinzessin noch sechszehnmal wiederholt wurde.

Die Ärzte erklärten endlich, daß die Gefahr vorüber und die Kranke gerettet sei.

Die Prinzessin betrachtete sich nach sechs Wochen zum erstenmal wieder im Spiegel und erschrak, als sie darin ein Gesicht erblickte, das ihr fremd geworden war. Sie glaubte ein Gespenst vor sich zu erblicken. Die Augen waren tief in die Höhlen gesunken und von dunkeln Rändern umgeben, die Wangen blaß und eingefallen, die sonst so frischen Züge ihres Antlitzes in lange graue Linien verwandelt.

Als man sie aus dem Bett hob, merkte sie, daß sie dünn wie ein Skelett geworden war und das Ge-



Ansicht des

Moskau

Katharina II als Großfürstin

***Nach einem** Bildnis von Groot in der Romanow-Galerie der Eremitage in St. Petersburg*

wicht eines Kindes hatte. Die Krankenwärterin konnte sie auf einem Arm tragen.

Sie ließ sich das graue Heft „Pro Memoria“ geben, in dem die Verhaltungsmaßregeln von der Hand ihres Vaters eingetragen waren. In dem Heft waren noch eine Anzahl unbeschriebener Blätter enthalten. Sie versuchte darin sich mit Bleistift allerlei Notizen zu machen, aber ihre Hand zitterte dermaßen, daß sie keinen festen Strich ziehen konnte und nur lauter feine Zacken zustande brachte. Sie kam sich wie ein Schulmädchen in der Schreibstunde vor.

Sie hatte einen unwiderstehlichen Drang ihre Gedanken zu Papier zu bringen, sich über alles Rechenschaft zu geben, das während der Zeit ihrer Krankheit in ihr vorgegangen war.

Das durfte aber immer nur ganz heimlich geschehen, wenn sie sicher war, von keinem Besuch überrascht zu werden. In der Spalte zwischen dem schweren Bett und der Wand konnte sie die Blätter so verstecken, daß sie niemand finden würde.

„Porträt der fünfzehnjährigen Philosophin“ lautete die Überschrift dieser Aufzeichnungen:

„Während meiner Krankheit glaubte ich in einem tiefen Brunnen zu liegen, wo ringsumher alles in tiefes Dunkel gehüllt war. Von oben drangen beständig Stimmen zu mir, so gedämpft, daß ich davon nur immer einiges verstehen konnte, bald Worte gütigen Zuspruchs, bald lautes Streiten und Zanken.

Jemand bemerkte einmal, daß ich keine Stunde mehr zu leben habe. Als ich mich dann wieder besser fühlte war mir's, als ob von meinem innern Wesen ein Vorhang fortgezogen wäre und ich zum erstenmal in mich selbst hinein sah. Meine Sinne

waren so verschärft, daß ich bei jedem lauten Wort und Schritt im Vorzimmer zusammenfuhr. Ich überlegte fortwährend, was ich bei der Entscheidung, vor der ich stand, zu tun habe. So sehr ich mit Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien verwöhnt werde weiß ich doch, daß eine andere Partei bei Hofe mich ebenso entschieden haßt.

Ich weiß, wieviel mir in meiner jetzigen Lage noch alles fremd ist und ahne, welche Kämpfe und Enttäuschungen ich durchzumachen haben werde.

Ich bin ganz allein und habe niemanden, mit dem ich mich aussprechen kann. Andere werden von frühster Kindheit an für den Thron erzogen. Ich muß mir alles erst aneignen.

Der Großfürst kommt jeden Tag, oft zwei- bis dreimal zu mir, setzt sich auf mein Bett, streichelt mir die Hand und sucht mich zu trösten, indem er mir allerlei Spielsachen mitbringt. Neulich zog er einen aus Seide genähten Affen aus der Tasche, der an einem Faden hing und durch einen Reifen sprang, worüber er furchtbar lachte.

Er hält mich für ein Kind und behandelt mich danach.

Er erzählte mir, daß er kurz vor meiner Ankunft in Petersburg ebenfalls auf den Tod krank gewesen sei. Er habe sich unsagbar elend gefühlt und sei aus einer Ohnmacht in die andere gefallen. Nichts habe ihm mehr Vergnügen gemacht, nicht einmal die Musik, die sonst seine Lieblingsbeschäftigung gewesen sei. Seine Tante habe ihm erzählt, wie die Ärzte schon jede Hoffnung aufgegeben hätten, ihn am Leben zu erhalten. Dann sei ihm am ganzen Körper der Schweiß ausgebrochen, wodurch er gerettet sei. Aber noch mehrere Wochen habe er das

Bett hüten müssen und ebenso lang das Zimmer nicht verlassen dürfen.

Er spricht schnell und abgebrochen in seiner breiten holsteinischen Mundart, die ich nicht leiden kann und endigt jeden dritten Satz mit „nich?“

Alles Russische ist ihm ein Greuel. Er macht sich über meine Versuche, Russisch zu sprechen, lustig. Er ärgerte sich auch, als meine Mutter nach einem lutherischen Pfarrer schickte und ich mich weigerte, ihn zu empfangen.

„Wozu?“ rief ich aus. „Laßt lieber den Vater Todorski zu mir kommen.“

Ich wußte wohl, weshalb ich das tat. Als er mich segnete und mir Trost zusprach, galt ich bereits für eine Rechtgläubige und merkte, wie hoch mir das überall aufgenommen wurde.

Die Kaiserin schenkte mir dafür einen Schmuck.

Der Großfürst kommt mir vor wie jemand, der sich unaufhörlich betastet und befühlt. Er hält sich für den Mittelpunkt der Welt und spricht nur von sich. Alles andere interessiert ihn nicht im geringsten.

Oft tut er mir unsagbar leid, denn er hat eine traurige Jugend verlebt. Seine Mutter, die an der Lungenschwindsucht litt, starb einige Wochen nach seiner Geburt, sein Vater, als er noch ein Kind war.

Sein ganzer Stolz besteht darin, daß er schon mit sieben Jahren in die holsteinische Garde eintrat und mit neun Jahren Sergeant wurde. „Was auch kommen mag, das wird immer die schönste Erinnerung meines Lebens sein, daß ich gleich darauf zum Leutnant ernannt wurde und mit den Offizieren an einem Tische speisen durfte,“ sagte er.

Er erzählt mir, daß er als Kind oft stundenlang

auf sein Mittagbrot habe warten müssen. Dann sei er durch die Zimmer gelaufen, um zu sehen, ob er seinen Hunger nicht irgendwo mit trocknem Zwieback stillen könne. Seine Lehrer habe er, weil sie ihn auf rohen Erbsen knien ließen, so gehaßt, daß er einmal in der Wut nach seinem Degen lief, um einen von ihnen niederzustechen.

Er leidet an einem entsetzlichen Fehler.

Er spricht nur die Wahrheit, wenn ihm gerade nichts Besseres einfällt.

Einmal erzählte er mir, wie tapfer er sich im dänischen Kriege mit dem Feinde herumgeschlagen, wieviel Menschen er getötet und Gefangene er gemacht habe.

Ich fragte ihn, wann das gewesen sei.

„Ungefähr drei oder vier Jahre nach dem Tode meines Vaters," antwortete er.

„Aber da waren Sie ja erst sieben Jahre alt?" bemerkte ich.

Er wurde rot, erhob sich vom Stuhl, trippelte hin und her, sprach kein Wort und verließ das Zimmer.

Nach zwei Stunden kam er wieder und tat so, als ob ihm diese plumpe Lüge leid wäre. „Sie sind meine Cousine und ich bin Ihnen Aufrichtigkeit schuldig. Ich bin in eine Ehrendame meiner Tante die Lopuchin, furchtbar verliebt und wollte sie durchaus heiraten. Aber da die Kaiserin es so wünscht, bin ich jetzt entschlossen, Sie zur Frau zu nehmen."

Wenn nur meine Mutter nicht alles noch verdirbt! Sie stürzt sich von einem Vergnügen ins andere, seitdem ich außer Gefahr bin. Sie läßt sich allen Klatsch bei Hofe erzählen und trägt ihn dann überall herum. Der Vizekanzler Graf Bestúshew-

Rjumin ist wütend darüber, daß man den Großfürsten verheiraten will, ohne ihn dabei um Rat zu fragen. Ein Mann von solchem Einfluß muß geschont werden. Aber Mama reizt ihn nur noch durch ihre bissigen Bemerkungen und wundert sich dann, daß er sich vor ihr zurückzieht und ihr die nötige Achtung versagt.

Ich höre, daß der König Friedrich von Preußen sich meinetwegen sehr beunruhigt und an meine Mutter einen Brief nach dem andern geschrieben hat. Sie muß ihm jeden zweiten Tag Bericht erstatten, wie es mir geht. Als ich mich schon auf dem Wege der Besserung befand und dann wieder einen Rückfall erlitt, soll er ganz verzweifelt gewesen sein.

Die väterliche Liebe, die der König mir erweist, hielt mich in den schwersten Stunden aufrecht. Ich fühlte, daß ich meinen Gegnern nicht den Gefallen tun durfte zu sterben.

Die Stimme des Bluts ist mächtiger als alles andere. Sie wird mir Kraft geben auch das Schlimmste zu ertragen, wenn ich nur die Aufgabe erfüllen kann, zu der ich mich berufen fühle.

Irgendwo habe ich es gelesen, daß eine schwere Krankheit dem Menschen oft eine geistige Kraft verleiht, über die er vorher nicht verfügte.

21. April 1744. Mein fünfzehnter Geburtstag. Ich bin zum erstenmal in Gesellschaft erschienen und habe mich tapfer gehalten. Man sah mich erstaunt an wie jemanden, der von den Toten auferstanden ist.

Ein schöner Frühlingstag. Ich habe meine erste Spazierfahrt gemacht und mich an dem wundervollen Anblick Moskaus erfreut. Vor vierzehn Tagen lag

noch der Schnee auf den Straßen und jetzt springen schon überall die frischen Blätter aus den Knospen. Ein so plötzliches Erwachen der Natur gibt es nur in Rußland. Man sagt mir, daß man einen Frühling wie in Deutschland mit seinem sanften allmählichen Übergang hier eigentlich gar nicht kenne und daß es bald so warm und schwül wie im Sommer sein werde.

In dem Gewirr von Gebäuden im Kreml fiel mir ziemlich in der Mitte des Dreiecks, den dieser Mittelpunkt der Stadt bildet, neben der Krönungskirche ein Bauwerk von so erstaunlicher Ausführung auf, wie man es vielleicht auf der ganzen Welt nicht zum zweitenmal erblickt.

Es besteht aus fünf Stockwerken, die sich nach oben zu immer mehr verjüngen, so daß in dem am höchsten gelegenen nur für einen einzigen Raum Platz bleibt.

Diese Stockwerke sind derartig aufeinander gesetzt, daß zwischen ihnen je ein Dach hervorspringt, auf dem ein Balkon herumläuft. Das Ganze wirkt auf die Anschauung ungefähr so als ob diese Absätze wie bei einem Spielzeug oder einem Fernrohr aus einem Behälter als dessen immer kleiner werdende Teile auseinander gezogen wären. Das Gebäude stammt aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und heißt der „Térem". In ihm hielten sich früher die Frauen, Töchter und Kinder der Zarenfamilie fast ausschließlich auf.

Das Wort bedeutet ursprünglich Dachkammer, den Raum, den man in jedem Bauernhause findet und erinnert an die völlige Abgeschlossenheit, zu der die Frauen in jener Zeit verurteilt waren.

Man erzählt mir, daß sie wie im Orient mit

großer Strenge bewacht und den Blicken fremder Leute nur äußerst selten, dann meistens auch nur verschleiert ausgesetzt wurden. Sie unerlaubt anzusehen war unter Umständen schon ein Verbrechen. Ihr Leben floß ohne geistige Anregung, öde und eintönig bei der Beschäftigung mit dem Putz und Spinnrocken, beim Träumen, Spielen und Plaudern dahin. Hin und wieder erschien im Térem ein fahrender Sänger und erzählte von den Ruhmestaten Iljas von Múrom, des russischen Volkshelden, allerlei Wunderbares. Aber von der Welt und dem Leben, wie es wirklich ist, erfuhren sie nichts. Die Frau diente damals nur zur Erhaltung des Geschlechts und als erheiterndes Spielzeug für den Mann, der darüber, wie es ihm seine Laune eingab, frei verfügte. Die schwüle Luft von Byzanz erfüllte offenbar den von mehreren Fuß dicken Wänden umschlossenen Térem.

Dem Mann steht ein unbedingtes Züchtigungsrecht über sein Weib zu. Ja, in vielen Fällen gelten die Schläge, die er austeilt, als ein Beweis seiner Zuneigung.

An meinem Geburtstage wurde mir die Geschichte von jener russischen Bauersfrau erzählt, die ihrer Nachbarin gestand, daß ihr Mann, ein Ausländer, sie nicht liebe. Sie fügte unter Tränen und Schluchzen hinzu: „Er schlägt mich nicht!“ Alle lachten darüber wie über einen guten Scherz. Ich selbst blieb ernst, worüber man sich sehr wunderte. Man meinte, ich habe keinen Humor.

Wie viele Derbheiten muß sich die Frau in Rußland nicht von den Sprichwörtern sagen lassen, die ihr eigentlich immer unrecht geben. „Lange Haare, kurzer Verstand!“, „Vor dem Frauengemüt

soll man weichen wie Noah vor der Sündflut!", „Das Pferd lenkt man mit dem Zügel, das Weib mit der Furcht!", „Liebe deine Frau wie deine Seele und klopfe sie wie deinen Pelz!", „Schlage die Frau des Mittags und zum Abendbrot nochmals!", „Je mehr du deine Frau schlägst, desto besser schmeckt die Kohlsuppe!" und ähnliche Liebenswürdigkeiten sind in aller Munde.

Der Vater der Kaiserin, der große Zar Peter, hat diesem unwürdigen Haremsdasein der Frauen in Rußland ein Ende gemacht. Schon haben vier Herrscherinnen nacheinander bei uns auf dem Thron gesessen. Ob bald noch eine fünfte Kaiserin kommen wird?"

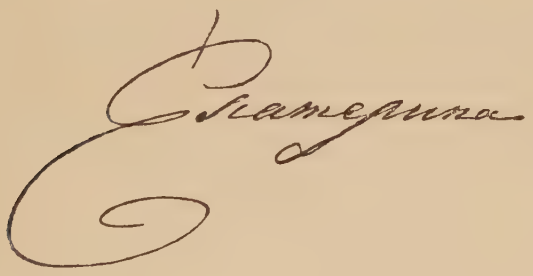
Als die Prinzessin diese Zeilen nach einigen Tagen wieder durchlas, erschrak sie vor ihrem Inhalt und glaubte sie auch in dem Versteck neben ihrem Bett nicht sicher verbergen zu können. Sie riß die Blätter aus dem Heft ihres Vaters und warf sie in den brennenden Kamin, damit alles hell aufflamme und nur ein Stäubchen Asche zurücklasse. Sie wollte ihre ganze Vergangenheit, alles, was ihr in ihrer deutschen Heimat lieb und teuer gewesen war, vergessen.

Sie wollte und mußte ein anderer Mensch werden.

Aber die aufprasselnden Flammen schlugen einen Augenblick nach der entgegengesetzten Seite. In derselben Sekunde hatte die Prinzessin die Blätter auch schon wieder an sich gerissen und in ihrem Bett versteckt.

Ihr Übertritt zur griechischen Kirche stand unmittelbar bevor und der Name Fiekchen, mit dem ihre Eltern sie immer riefen, sollte ausgelöscht werden. Ihre Mutter hatte ihr bereits mitgeteilt, daß sie fortan „Katharina Alexéjewna" heißen würde.

Im Gefühl der Genesung und wiederkehrenden Kraft setzte sie sich an ihren Schreibtisch, ergriff die Feder und schrieb auf das letzte Blatt des Heftes über die ganze Fläche von der unteren Ecke links bis zur oberen rechts in großen russischen Buchstaben den ersten dieser beiden Namen:



IV.

„Alles ist von dir entzückt, Fiekchen, und vor allem die Kaiserin. Hast du bemerkt, wie dem Erzbischof von Nówgorod vor Rührung die Tränen in die Augen traten, als du das Glaubensbekenntnis sprachst? Mit so fester klarer Stimme, daß man bis in den letzten Winkel der Kirche jedes Wort deutlich verstehen konnte. Auch nicht eine Spur von Verlegenheit war dir anzumerken! Das war die richtige russische Verbeugung, die du machtest — nicht nur mit dem Kopf, sondern mit dem ganzen Oberkörper, tief zur Erde! Du strahltest geradezu von Jugend und Schönheit und alle haben sie mir zu einer solchen Tochter Glück gewünscht. Jekaterina Alexéjewna — klingt das nicht wie Musik?“

Die Fürstin umarmte ihre Tochter, die eben

aus der Kirche gekommen war und sich erschöpft an ihren Schreibtisch gesetzt hatte. In ihrem dunkelroten, mit Silber besetzten Seidenkleide, mit einem einfachen weißen Band im Haar, das nicht gepudert war, sondern dunkelblond leuchtete, sah sie trotz der Blässe, die ihr Gesicht bedeckte, reizend aus.

Vor ihr lagen Briefe von ihren Verwandten in Deutschland, die sich wegen ihres Übertritts zur griechischen Kirche beunruhigten. Sie hatte das Gefühl, daß eine Tür, hinter der unsagbar teure Erinnerungen lagen, sich nun für immer geschlossen habe. War es ihr doch als Kind unzählige Male gesagt worden, daß man nur im protestantischen Glauben selig werden könne . . .

Sie war so erschöpft und aufgeregt, daß sie ein zierlich gebundenes Päckchen, ein Geschenk der Kaiserin beim Ausgang aus der Kirche, noch nicht geöffnet hatte.

Ihre Mutter erinnerte sie daran.

„Sieh selbst nach, bitte!“ sagte sie, während sie in den Briefen las.

Die Fürstin wickelte aus dem seidenen Umschlag ein prächtiges Kollier von Diamanten, das sie glückstrahlend emporhielt und mit Ausrufen von Bewunderung immer wieder betrachtete.

Sie nahm einen blauen Umhang ab, den sie sich von ihrer Tochter während deren Krankheit leihweise ausgebeten, ihr aber nicht wieder zurückgegeben hatte. Katharina wagte sie nicht daran zu erinnern, obwohl sie den Stoff als Geschenk ihres Onkels sehr gern hatte. Die Fürstin legte sich den Schmuck um den Hals und betrachtete sich im Spiegel.

„Er hat einen Wert von mindestens hunderttausend Rubel!“ bemerkte sie mit sachverständiger

Miene. „Wie gut du es hast! Wenn ich denke, wie wir uns einschränken mußten als ich deinen Vater kennen lernte . . .“ sagte sie wehmütig und fuhr dann ärgerlich fort: „Aber wie sich dein Herr Bräutigam benommen hat! Gesichter hat der Großfürst in der Kirche geschnitten — ich habe es ganz deutlich gesehen. Ich werde das dem König nach Berlin schreiben — er muß alles erfahren!“

Katharina fuhr ängstlich zusammen, sagte aber kein Wort. Sie fürchtete, daß ihre Mutter mit ihrer Redseligkeit und Neigung, die Menschen gegeneinander aufzuhetzen, alles verderben könne. Ihre Gegner hatten sie ganz offen als preußische Spionin hingestellt.

Ein Kammerdiener trat ins Zimmer und meldete, daß die Kaiserin die Fürstin und ihre Tochter zum Diner erwarte.

„Entschuldige mich bei Ihrer Majestät, aber ich kann keinen Schritt gehen und muß jetzt Ruhe haben!“ sagte Katharina.

Die Fürstin warf sich den Umhang wieder über die Schulter und eilte zur Tür.

„Aber, Mama, den Schmuck!“ rief ihr die Prinzessin nach.

Die Fürstin warf ihr wie einem unartigen Kinde einen ärgerlichen Blick zu, legte das Kollier unsanft auf den Tisch und verließ hastig das Zimmer.

* *
*

Vor vier Wochen hatte die Kaiserin wieder eine Wallfahrt nach dem Tróïzkokloster bei Moskau angetreten. Sie erfüllte damit ein Gelübde bei ihrer Thronbesteigung in dankbarer Erinnerung an den Schutz, den die dortige Geistlichkeit ihrem Vater,

Peter dem Großen, während des Aufstandes der Strelitzen hinter den Mauern dieses Heiligtums hatte angedeihen lassen.

Die Kaiserin wollte den ganzen, fast neun Meilen langen Weg zum Kloster zu Fuß machen in Begleitung eines großen Gefolges, das sich ihr bei dem Pilgerzug anschließen sollte.

Katharina war noch zu schwach, um diese Anstrengung aushalten zu können und blieb daher mit ihrer Mutter in Moskau. Aber nach drei Tagen brachte ein Kurier den Befehl der Kaiserin, daß beide in einem Hofwagen dorthin folgen und dem feierlichen Einzug der Kaiserin in die Mauern des Klosters beiwohnen sollten.

Das Schauspiel, das sich dabei abspielte, hatte auf Katharinas Sinne eine verwirrende und betäubende Wirkung ausgeübt. Diese von allen Seiten herbeiströmenden Menschenmassen, die sich in ihren zerrissenen Kleidern und mit Lappen um die wunden Füße vor ihrem Gott und ihrer Kaiserin beständig auf die Erde warfen, glichen einem unendlichen Heuschreckenschwarm.

Neben der hohen Geistlichkeit im blitzenden Glanz ihrer Gewänder standen ganze Reihen von Mönchen mit blassen eingefallenen Gesichtern. Während die Glocken unaufhörlich geläutet wurden, marschierten die Truppen durch eine Wolke von Staub über die Landstraße, woher lautes Schmettern von Militärmusik ertönte. Staat und Kirche hatten dabei ein Bündnis geschlossen, das die Grundlage der ganzen russischen Macht bildete.

Das Kloster glich einer kleinen Stadt, denn es wies ein kaiserliches Schloß, das Haus des Archimandriten, eine Anzahl Kirchen und Kapellen, ein

Frauenhospiz und zwei Gasthäuser auf. Alles war von einer hohen, mit Schießscharten versehenen und mit neun Türmen versehenen Ringmauer von vier Fuß Dicke umgeben, über welche die bunten Kuppeln weit hinwegglänzten.

Nicht weit davon, bei der Kirche Gethsemane, waren einige unterirdische Zellen eingerichtet, worin sich die Büßer lebenslang eingeschlossen hatten und ihre tägliche Nahrung durch eine Öffnung in der Tür reichen ließen.

Im Tróïzkokloster hatte sich eine Szene abgespielt, die Katharina nicht vergessen konnte.

Sie betrachtete mit dem Großfürsten eine Zelle, in welcher Erinnerungen an die allgemeine Volkserhebung gegen die Polen unter der Führung des Schlächters Mínin und des Fürsten Poshárski aufbewahrt wurden, Heiligenbilder, Schwerter und Rüstungen. Auch die Fürstin trat ein und beklagte sich darüber, daß man ihr beim Einzug ins Kloster keinen würdigen Platz angewiesen habe.

Plötzlich erschien die Kaiserin und forderte sie auf, ihr in das anstoßende Zimmer zu folgen. Der Leibarzt Lestocq, den sie als einen ihrer schärfsten Gegner fürchtete, begleitete sie dabei.

Die Unterredung dauerte sehr lange.

Der Großfürst wußte nicht, wie er sich die Zeit vertreiben sollte. Er gähnte, rauchte eine Zigarette nach der andern und erklärte die religiösen Zeremonien, denen sie beigewohnt hatten, für reinen Unsinn. Endlich sprang er auf einen Stuhl, schwang sich auf das Fensterbrett und verlangte von seiner Braut, sich neben ihn zu setzen.

Katharina wußte längst, daß sie ihn am schnellsten beruhigte, wenn sie auf seine Launen einging.

Er begann mit den Beinen wie ein Kind zu strampeln und dabei „Tik-Tak!“ auszurufen. Katharina leistete ihm willig Gesellschaft, schlenkerte ebenfalls mit den Füßen und versuchte auch seine Scherze mitzumachen, obwohl ihr gar nicht komisch zumute war.

Es verging wohl eine halbe Stunde, als Lestocq, ohne sie weiter zu beachten, durch das Zimmer ging. Er hielt schon die Ausgangstür in der Hand, als er ihr Lachen bemerkte und ihnen höhnisch zurief: „Diese große Heiterkeit wird schnell ein Ende haben!“ Er wendete sich dann zur Großfürstin und sagte: „Sie haben weiter nichts zu tun, als Ihre Sachen zu packen, denn Sie werden sofort nach Hause zurückkehren.“

„Was ist denn los?“ fragte der Großfürst erstaunt, ohne seine kindischen Bewegungen einzustellen.

„Das werden Sie später erfahren!“ lautete die Antwort, während Lestocq die Tür von außen ins Schloß warf.

„Aha!“ bemerkte der Großfürst. „Das kann eine schöne Bescherung geben. Ich kenne meine Tante — schon seit einiger Zeit verfolgt sie Ihre Mutter mit mißtrauischen Blicken. Und nun ist offenbar alles aus. Schade, ich fing an mich an Sie zu gewöhnen — sehr schade!“

Katharina sprach kein Wort, sondern betrachtete nur ihren Verlobten, der sie in merkwürdiger Weise zu trösten versuchte, indem er bemerkte: „Weiß der Teufel, was Ihre Mutter begangen haben mag. Sie selbst sind jedenfalls ohne Schuld daran!“

„Meine Pflicht ist, meiner Mutter zu folgen und zu tun, was sie mir befiehlt!“

„Die Sache ist wirklich sehr unangenehm. Nun sollen Sie wieder die lange Reise nach Deutschland antreten! Jetzt, wo wochenlang kein Regen gefallen ist und die Straßen so staubig sind! Und die arme Lopuchin, die man vom Hof weggejagt hat, weil wir uns heiraten wollten, wird auch nicht zurückkommen. Gott, wie unbequem ist das alles!"

In diesem Augenblick öffnete sich die nach dem Innenraum führende Tür und die Kaiserin trat herein. Sie atmete hastig, zeigte eine zornige Miene und ihr Gesicht war vor Erregung gerötet. Hinter ihr erschien die Fürstin, die ihr Taschentuch an den Mund drückte und Tränen in den Augen hatte.

Die Kaiserin hatte ihr offenbar eine derbe Strafpredigt gehalten, mit der sie aber noch nicht zu Ende war. Sie fuhr darin fort, ohne die beiden andern zu bemerken, indem sie sich umdrehte: „Also, Sie wissen nun, meine Liebe, was Ihnen bevorsteht, wenn Sie mit Ihren Klatschgeschichten nicht ein für allemal aufhören. Hier gilt nur ein Wille — das ist der meinige! Und nach dem hat sich jeder unbedingt zu richten! Sie haben während der kurzen Zeit, in der Sie hier sind, meinen ganzen Hof durcheinander gehetzt. Ich habe immer nur zu beruhigen, zu versöhnen und gut zu machen, was durch Sie verdorben ist. So geht es nicht weiter!"

„Majestät, ich versichere — man hat mich verleumdet — meine Briefe nach Berlin —"

„Ich habe sie alle gelesen und bin über ihren Inhalt empört. Sie haben das Recht der Gastfreundschaft unglaublich mißbraucht. Das fehlte gerade noch, daß die Schwiegermutter meines Neffen und Thronfolgers das, was sie schmutzige Wäsche nennt, zum König Friedrich schickt, damit er daran seinen

galligen Witz übt und uns vor aller Welt lächerlich macht!"

Während dieses Gesprächs war der Großfürst vom Fensterbrett heruntergesprungen und in seiner Ungeschicklichkeit fehlgetreten. Er hatte sich die Kniescheibe verletzt. Er gab winselnde Töne von sich und humpelte. Katharina beugte sich zu ihm, streichelte ihm die Stelle, wo er sich gestoßen hatte und gab ihm beruhigende Worte wie einem Schoßhündchen.

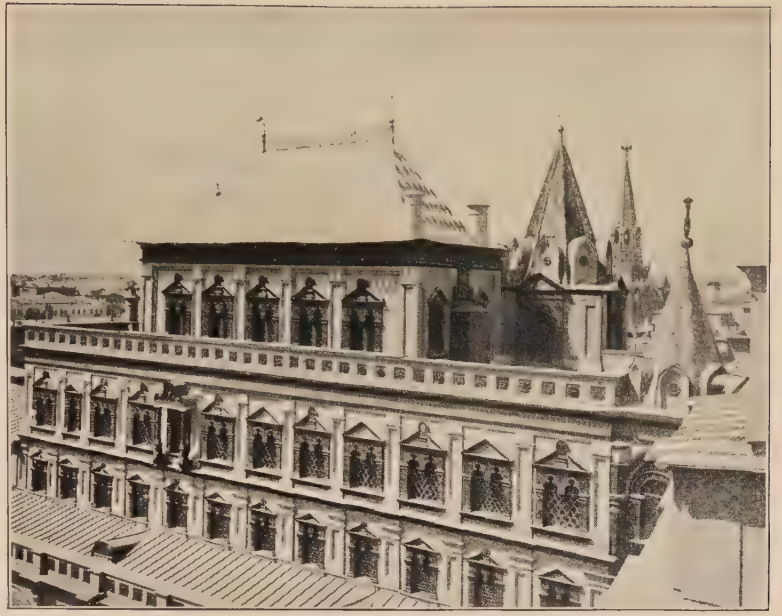
Die Kaiserin betrachtete die seltsame Gruppe, küßte beide, indem sie „Meine lieben Kinder!" sagte, lächelte huldvoll, als ob nichts geschehen sei, und verließ das Zimmer.

Katharina fühlte, wie wenig sie diese Frau, die Kaiserin, kannte. Was war an ihr echt und was Verstellung?

Dieser Sturm war unerwartet schnell vorbeigegangen. Aber die Erinnerung daran bestärkte sie in der Überzeugung, daß für sie alles darauf ankam, sich jeden Augenblick völlig in der Gewalt zu haben, bei jedem Schritt, den sie tat, erst den Boden zu prüfen, keine Äußerung zu tun, ohne zu überlegen, wie sie von ihrer Umgebung verstanden und ausgelegt wird.

Sie achtete auf den Klang ihrer Stimme, wenn sie sich über etwas freute und verbiß ihren Ärger, wenn sie merkte, daß es am Petersburger Hof nicht an Personen fehlte, die sie am liebsten hätten vergiften mögen. Gerade ihnen gegenüber mußte sie am freundlichsten erscheinen, als ob sie keine Ahnung von den boshaften Listen hätte, mit denen sie verfolgt wurde.

Nachdem ihre Mutter sie zur Ablegung des



Der Térem oder Belvederepalast in Moskau

Iberische Pforte in Moskau

Glaubensbekenntnisses beglückwünscht und sich zur kaiserlichen Tafel begeben hatte, war sie mit ihren Gedanken allein und fühlte sich allmählich wieder stark. Sie stellte sich vor den Spiegel und studierte jeden ihrer Gesichtszüge wie eine Schauspielerin, die sich zum Studium einer Rolle vorbereitet. Sie fühlte, daß sie das Auf- und Niederschlagen der Augen vollkommen in ihrer Gewalt habe, um jede Stimmung auszudrücken, die sie brauchte. Mit Wohlgefallen bemerkte sie, daß sich beim Lächeln auf ihren Wangen zwei niedliche Grübchen bildeten, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten.

Aus dem Speisesaal hörte sie Stimmengewirr und das Klingen von Gläsern.

Nur nicht abirren von dem schmalen Weg, der zum Ziel führt!

Heute war sie in den Schoß der griechischen Kirche aufgenommen worden. Morgen sollte die Verlobung mit dem Großfürsten allgemein bekanntgegeben und kirchlich gesegnet werden.

Sie schlief nur wenig, aber fest. Als sie erwachte, wurde ihr ein Geschenk der Kaiserin, ein Brillantarmband, noch reicher als das frühere, mit ihrem Miniaturbild und dem des Großfürsten überbracht.

Schon am Abend zuvor war der ganze Hof vom Golowinskischen Schloß nach dem Kreml übergesiedelt, wo in der ehrwürdigen Uspénski-Kathedrale die kirchliche Feier stattfinden sollte.

Der Galawagen hielt vor der Kremlmauer an dem Doppeltor der Iberischen Pforte, wo Katharina in die berühmte alte Kapelle trat, die vom Glanz der silbernen Lampen erhellt war, sich tief zum Boden neigte, zuerst der wundertätigen Mutter Gottes,

die ein Netz von echten Perlen und eine Krone von Diamanten trug, eine Hand und dem Christuskinde einen Fuß küßte.

Langsam fuhr der Wagen über den mächtigen roten Platz, wo die Kirche des heiligen Basilius ihre Türme und Kuppeln bald breit und wulstig wie türkische Turbane, bald spitz und schlank bis zur Form eines Zuckerhutes in allen nur denkbaren Farben emporstreckte.

Katharina hatte das Gefühl, daß sich an dieser abschüssigen Stelle ein ungeheurer Drache mit glänzenden Flügeln und Schuppen niedergekauert habe und schlafe. Sie mußte daran denken, wie Iwan der Grausame den Erbauer dieser Kirche zu sich kommen ließ, ihn gerührt und dankbar umarmte, dann aber den Befehl gab, ihm die Augen auszustechen, damit er ein solches Wunderwerk nicht zum zweitenmal ausführen könne.

Auf dem Platz selbst hatten fünfzig Jahre zuvor nach dem Aufstand der Strelitzen die gräßlichen Hinrichtungen stattgefunden, die acht Tage hindurch dauerten, und wobei Peter der Große an fünf Häuptern der Verschwörung selbst das Amt des Scharfrichters ausgeübt hatte.

Ebenso hatte Iwan der Grausame an dieser Stelle vor hundert Jahren auf einmal hundert Bojaren martern, schlachten und hängen lassen.

Alles vor den Augen des Erlösers über der heiligen Pforte, die von hier in den Kreml führte und die kein Russe durchschreiten durfte, ohne seine Kopfbedeckung abzunehmen!

Im Innern des Kreml überragte der Glockenturm des Iwan Welíki, der „große Johann", mit seinen fünf Stockwerken alle kirchlichen und welt-

lichen Bauwerke. In der Nähe dieses Turms lag die größte Glocke der Welt, in deren Mantel für zweihundert Menschen Platz war, die an Fülle und Wohllaut alles bisher Gehörte übertönen sollte und deren Stimme doch zu keinem Sterblichen gesprochen hatte.

Neun Jahre bevor Katharina nach Petersburg gekommen war, erwies sich die Glocke gleich nach dem Guß, der viele Risse aufwies, als unbrauchbar. Von dem Gerüst, wo man sie aufgehängt hatte, fiel sie herunter, und ein sechs Fuß langes Stück sprang ab. Nun ließ man sie auf der Erde liegen, wo sie wegen ihres ungeheuren Gewichts in den morastigen Boden einzusinken drohte. Der von Cherubim umgebene Erlöser, die Mutter Gottes und die heilige Anna, Petrus und Johannes der Täufer sahen sich als Reliefbilder über der Bruchstelle betrübt an. Die Glocke war zum Schweigen verurteilt, anstatt die Empfindungen des Volkes bei Freudenfesten oder Trauertagen tönend zum Ausdruck zu bringen.

Sollte sie immer stumm bleiben wie die große Masse des Volkes, das sich stets nur bekreuzigte und verneigte, ohne in der Dumpfheit seiner Empfindungen einen Laut hervorzubringen?

In der düstern Uspénskikirche fiel das Licht der Kerzen zwischen den vier Säulen, welche die Kuppeln trugen, auf die vergoldeten Wände und die alten Freskobilder nach biblischen Stoffen. Diese starren Gesichtszüge von Engeln, Heiligen, Mönchen und kämpfenden Rittern traten seltsam schreckhaft und fast fratzenartig aus dem schwärzlichen Hintergrund des Raumes hervor, der ein Hunderte von Jahren altes Geheimnis in sich zu bergen schien.

Mit mächtiger Stimme verlas der Erzbischof

den Ukás, durch den die Verlobung des Großfürsten mit der Prinzessin von Anhalt-Zerbst, der jetzigen rechtgläubigen Jekaterina Alexéjewna, verkündigt und ihr der Titel „Kaiserliche Hoheit" zuerkannt wurde.

Die Kaiserin streifte selbst auf die Finger des verlobten Paares die Ringe, die als Wunder der Goldschmiedekunst gepriesen und auf einen Wert von fünfzigtausend Taler geschätzt wurden. Die Herrscherin wurde beim Verlassen der Kirche allgemein angestaunt wegen ihrer hohen Gestalt und gebieterischen Haltung beim Schreiten, nachdem ihrer Aufmerksamkeit während der Zeremonie nicht das geringste entgangen war.

Sie schickte der Verlobten gleich darauf 30000 Rubel als Nadelgeld oder, wie man zu sagen pflegte, „zum Kartenspiel", die erste größere Summe, über welche Katharina überhaupt zu verfügen hatte. Einen Teil davon verteilte sie in Gedanken sofort als Geschenke und Barbeträge an ihre Umgebung, deren Anhänglichkeit sie sich sichern wollte.

Immer stärker und umfassender wurden die Eindrücke, die sich vor ihren Blicken entrollten. Eine Reise nach Kiew mit der Kaiserin, dem Großfürsten und ihrer Mutter sollte ihr eine Vorstellung von der ungeheuren Ausdehnung des russischen Reiches geben. Über hundert Meilen rollten die Wagen durch einsame Steppengegenden an Hütten vorbei, wo die Bauern halb verhungert und kaum bekleidet wie Tiere hausten und beim Herannahen des kaiserlichen Zuges sich vor Angst zitternd auf die Erde warfen. Diese Bilder menschlichen Elends wirkten um so trostloser, als Katharina bisher nur den Glanz und die Pracht der kaiserlichen Schlösser kennen gelernt hatte.

Sie blickte vom hohen Uferrand auf die breiten, schmutziggelben Wogen des Dnjepr und die malerisch gelegene, von Wäldern umkränzte Stadt. Unzählige Scharen von Pilgern waren nach Kiew geströmt, um den Segen der Mutter Gottes zu erflehen und die von ihr verheißenen Wunder zu erleben. Auf allen Straßen und Plätzen, Höfen und Treppen lagerten Männer, Frauen und Kinder aus allen Teilen Rußlands. Das Ziel ihrer Wanderung bildete das Höhlenkloster, aus dessen Räumen der Geruch von Tod und Verwesung den Pilgern entgegenwehte. Ihre Glieder waren in zerfetzte und beschmutzte Kleider gehüllt. Ihre Züge verrieten eine bis zum wildesten Fanatismus gesteigerte Erregung.

In den schmalen Höhlen, in denen ein erwachsener Mensch knapp aufrecht schreiten konnte, sah Katharina Lichter in der Art von Glühwürmchen einhertanzen. Es waren die brennenden Kerzen, welche die Gläubigen durch die Gänge trugen. Kleinere für sich abgeschlossene Räume öffneten sich, in denen die Mönche ihre Tage bis an ihr Lebensende einsam zubrachten.

„Dreiundsiebzig Heilige sind hier beerdigt!“ erklärte die Kaiserin, indem sie auf eine lange Reihe von Särgen hinwies, die aus dem Gestein selbst herausgehauen waren.

Einzelne dieser Särge wurden geöffnet und man erblickte die zusammengeschrumpften Mumien von Menschen, die sich lebendig einmauern ließen.

Aus dem Fußboden ragte der Kopf eines Mannes hervor, der mit einer Bischofsmütze bedeckt war, Johanns des Leidenreichen, der dreißig Jahre lang sich in der Erde vergraben hatte und auf den Genuß der himmlischen Freuden wartete.

Und immer war es das einige, ungeteilte, unabsehbare Rußland, wo nur ein Gott und ein Herrscherwille dem Volk Gebote erließen im Gegensatz zu Deutschland, dessen Landkarte aus kleinen verschiedenfarbigen Feldern zusammengesetzt war und wo die Gläubigen sich gegenseitig befehdeten.

Katharina hatte sich während des Herbstes, der in Moskau mit Bällen, Theatervorstellungen und Maskeraden dahinging, zu großen Ausgaben verleiten lassen. Sie brauchte sich ihrer Toiletten nun nicht mehr zu schämen wie bei ihrer Reise nach Rußland. In ihren Schränken befanden sich jetzt die neuesten Pariser Modelle von Kleidern und Umhängen, alles was von Wäsche mit der Nadel gestochen und gestickt wird, Hüte, Handschuhe, Fächer, Schuhe. Je größer die Entbehrungen waren, die sie früher erduldete, desto mehr wuchs ihr Verlangen als zukünftige Großfürstin bei der Entfaltung von Luxus mit ihrer Umgebung gleichen Schritt zu halten und sie darin womöglich zu übertreffen.

Vor allem waren es die eleganten Magazine auf der Schmiedebrücke, der belebtesten Geschäftsstraße Moskaus, die auf sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübten. Sie konnte in keine der Fenster und Türen mit den französischen Aufschriften hineinblicken, ohne von den Schmucksachen, den Gold- und Silberarbeiten, die dort ausgelegt waren, geblendet zu werden oder die Arbeitsräume zu besuchen, wo die hübschen und koketten Pariserinnen an ihren Nähtischen stichelten.

Sie kaufte was ihr gefiel, ohne viel nach dem Preise zu fragen. Wenn ihr Schlitten über die Schmiedebrücke fuhr, lief alles zusammen und in

den Magazinen war ein ganzes Heer von Angestellten bereit sie zu bedienen.

Einmal wurde ihr ein Spitzenhemd vorgelegt, so zart und fein gearbeitet, daß man es, wie der Verkäufer versicherte, durch einen Trauring ziehen konnte. Katharina war davon so entzückt, daß sie sich ein Dutzend bestellte. Erst nachher erfuhr sie, daß jedes dieser Hemde zweihundert Rubel kostete.

In den Kunstläden sah sie sich von Nachahmungen berühmter Statuen und Gemälde umgeben, die sich in den Galerien des Auslands befanden. Der Gedanke an die Wunderwerke Italiens und die Museen in Paris erfüllte sie mit einem Verlangen nach Schönheit, wie sie es früher nicht gekannt hatte und das sich bei ihr zu einer Art von sinnebetäubendem Rausch steigerte.

Mit dem Reiz, der von ihrer Persönlichkeit ausging, erregte sie allgemeines Aufsehen und laute Bewunderung. Sie wurde mit Schmeicheleien überhäuft und war darüber so glücklich, daß sie es kaum bemerkte, wenn die Kaiserin, sobald sie mit ihr zusammentraf, häufig verstimmt war. Sie ahnte nicht, daß sie die Ursache dieser Unzufriedenheit war.

Eines Abends saß sie mit dem Großfürsten in ihrer Loge im Theater und erfreute sich an den Leistungen eines eben in Moskau eingetroffenen Balletts. Sie plauderte und lachte unaufhörlich, während auf den obern Rängen der dröhnende Dakaporuf der bezahlten Claque: „Bis! Bis!“ ertönte.

Ihr gegenüber befand sich die Kaiserin in der Hofloge. Sie war an diesem Abend noch schlechter gelaunt als sonst, sprach aufgeregt mit dem Leibarzt Lestocq und zerbrach dabei ihren Fächer.

Im Zwischenakt erschien Lestocq in der Loge

der Großfürstin. Man konnte es ihm vom Gesicht ablesen, daß er eine unangenehme Nachricht brachte.

„Haben Sie es bemerkt", wendete er sich an Katharina, „wie die Kaiserin mit mir gesprochen hat?"

„Allerdings!" erwiderte diese. „Es hat mir sehr leid getan, daß Ihre Majestät übler Laune ist!"

„Sie ist sehr böse auf Sie!"

„Auf mich und weshalb?"

„Weil Sie zu viel Schulden gemacht haben!" fuhr Lestocq weiter fort. „Ihre Majestät läßt Ihnen sagen, daß sie als Prinzessin ebenfalls keine andern Einnahmen gehabt, sich aber wohl gehütet habe Schulden zu machen, weil sie gewußt, daß solche von niemandem bezahlt werden würden!"

Lestocq brachte diese Bemerkungen in einem besonders scharfen und geschäftsmäßigen Tone vor. Die Kaiserin schien ihm dabei über den Theatersaal hinweg jedes Wort von den Lippen abzulesen und sehr befriedigt zu sein, daß der Großfürstin bei dieser Gelegenheit in so bestimmter Weise die Wahrheit gesagt wurde.

Katharina antwortete auf diese Vorwürfe mit keiner Silbe, sondern biß nur die Zähne aufeinander, während ihr die Tränen in die Augen traten. Sie wendete sich zum Großfürsten und erwartete, daß er sich in irgendwelcher Weise ihrer annehmen würde. Aber dieser trommelte nur mit den Fingern seiner rechten Hand gleichgültig auf seinem Knie und sagte: „Nun ja, das kommt davon. Hm! Ganz natürlich!", obwohl er sich über jedes Geschenk, das er von seiner Braut erhielt, kindisch freute.

Im November bekam der Großfürst die Masern

und zu Anfang des Winters, als der Hof von Moskau nach Petersburg übersiedelte, die Pocken. Um jede Ansteckungsgefahr zu beseitigen, wurde die Großfürstin von dem Thronfolger aufs sorgfältigste ferngehalten. Als sie ihn wieder zu Gesicht bekam, erkannte sie ihn beinahe nicht mehr. Sein Antlitz war geschwollen und mit lauter Narben bedeckt. Die Haare waren ihm abgeschnitten. Er trug eine große Perücke, wodurch seine groben Züge noch häßlicher erschienen. Dabei fühlte er sich körperlich so schwach, daß die Hochzeitsfeier bis zum Spätfrühling hinausgeschoben wurde und auch dann noch nicht stattfinden konnte. Mit fiebernder Ungeduld erwartete Katharina diesen Tag, der aller quälenden Ungewißheit über ihre Zukunft ein Ende machen und sie auf den Platz stellen sollte, den sie leidenschaftlich begehrte.

Man hätte die Zeremonie noch länger hinausgeschoben, aber die Umstände drängten dazu sie zu vollziehen.

Im Juni 1745 hatte sich ein Unbekannter in die Gemächer der Kaiserin eingeschlichen und hinter einem Vorhang versteckt. Als man ihn verhaftete, hielt er einen Dolch in der Hand. Er wurde einem langen Verhör unterworfen und grausam gefoltert. Aber es war unmöglich, über seine Person und seine Absichten Gewißheit zu erlangen. Man mußte sich beeilen, die Fortdauer der Dynastie zu sichern.

Außerdem machte sich Katharinas Mutter am Hofe dermaßen unmöglich, daß man sie sobald als möglich nach Deutschland zurückschicken wollte. Es gab keinen Klatsch, den sie nicht eifrig herumtrug oder selbst erfand. Ihre Briefe an den König von Preußen schlossen regelmäßig mit der Versicherung,

daß die Kaiserin nur äußerlich ihre Würde bewahre, aber im stillen mit ihren Liebhabern die wüstesten Orgien feiere und sich betrinke.

Selbst Lestocq wagte es nicht, diese Zuschriften, wenn sie aufgefangen wurden, seiner Gebieterin vorzulegen, betrieb aber um so entschiedener die Abreise der Fürstin unmittelbar nach der Hochzeit und verlangte, daß selbst der Vater Katharinas, der Fürst von Anhalt-Zerbst, dazu nicht eingeladen wurde.

Katharina war außer sich, als ihre Mutter ihr wegen angeblicher nächtlicher Stelldicheine mit ihrem Bräutigam, dem Großfürsten, Vorwürfe machte. Sie hatte auch nicht im entferntesten daran gedacht.

An dem Mann lag ihr nichts, an der Vermählung alles.

Endlich wurde sie auf den einundzwanzigsten August festgesetzt. Eine solche Feier hatte man in Rußland noch nicht erlebt. Man hatte nach Versailles und Dresden geschrieben und sich das Zeremonial des französischen und sächsischen Hofes kommen lassen, um dieses an unerhörtem Prunk noch zu überbieten. Die Kaiserin hatte über alle Einzelheiten die genauesten Bestimmungen getroffen. Sobald das Eis der Newa aufgegangen war, trafen ganze Schiffsladungen mit Hofequipagen, Dekorationsgegenständen, fertigen Kleidern und Livreen, die in Deutschland angefertigt waren, in Petersburg ein. Zerbst lieferte ganze Ballen seidener Gewänder mit schweren Stickereien von goldenen und silbernen Blumen sowie viele Tonnen des dortigen Bitterbiers, das als eine besondere Delikatesse galt.

Die Trauungsfeier in der Kasanschen Kirche

dauerte von zehn Uhr des Morgens bis um vier Uhr ohne Unterbrechung. Während der folgenden Tage reihten sich Bälle, Maskeraden, Galadiners und Soupers, italienische Oper und französisches Schauspiel, Illuminationen und Feuerwerke aneinander. Zum Schluß wurde ein altes, von Peter dem Großen erbautes Boot, der „Vater der russischen Flotte", ausgerüstet, das die Kaiserin mit großem Pomp betrat um das Bildnis ihres Vaters zu küssen, das an einem Mast angebracht war.

Nach dem Hochzeitsmahl zog sich Katharina in das prachtvoll eingerichtete Schlafzimmer zurück und blickte mit fragenden Augen um sich. Sie ließ sich entkleiden und fing im Bett zu lesen an. Sie wartete zwei Stunden, was mit ihr geschehen würde. Trotz ihrer sechzehn Jahre hatte sie von dem Geschlechtsleben zwischen Mann und Frau noch keine bestimmte Vorstellung und kurz zuvor von ihrer Mutter, die sie nach einigen Unterschieden fragte, eine grobe Antwort erhalten.

Endlich meldete eine Hofdame, daß der Großfürst sich ein Souper bestellt habe, das gerade angerichtet sei. Wieder nach einer Stunde wurde der Neuvermählten mitgeteilt, daß der Großfürst mit großem Appetit gegessen und getrunken und sich bereits zur Ruhe begeben habe . . .

V.

Ein Haus wollt' Iwan uns erbaun —
Gar reizend ist es anzuschaun!
Drin schließt kein Fenster, keine Tür,
Doch vom Kamin weht Rauch herfür.

Ist's kalt, erstarren uns die Glieder,
Ist's heiß, wirft uns die Glut danieder.
Und von den Treppen, die vergessen,
Hat man — so weit reicht der Verstand
In unserm aufgeklärten Land —
Schon die Geländer abgemessen.
Im Prunksaal zwischen goldnen Bechern
Drängt sich die Schar von üpp'gen Zechern.
Doch alt und jung schläft immer noch
In einem wahren Hundeloch.
Von Funken, ringsumher verstreut,
Brennt sicherlich nach ein'ger Zeit
Der ganze Schnickschnack prasselnd nieder.
Tut nichts — aus Holz baut man ihn wieder.

Die Großfürstin las diese Verse, die sie mit schnellen Zügen aufs Papier geworfen hatte, noch einmal durch und verschloß sie in ihrem Schreibtisch. Sie hatten sich ihr in einer der schlaflosen Nächte, die sie durchlebte, im Spiel der Phantasie aufgedrängt und erschienen ihr nur zu sehr als bittre Wahrheit.

Noch niemals hatte sie ein solches Gefühl von innerer Leere und Unzufriedenheit kennen gelernt als jetzt. Der Glanz der neuen Würden, mit denen sie bekleidet war, hatte für sie fast jeden Reiz verloren.

Sie wußte genau mit einem Mann verheiratet zu sein, der keiner war.

„Tut nichts!" — so übersetzte sie das Lieblingswort der Russen: „Nitschewó!"

Sie hatte es immer wieder zu hören bekommen, und es paßte als Antwort auf alle Fragen, je nach dem Inhalt des Gesprächs, nach dem Ton, der dabei angeschlagen, ja nach der Gebärde, von der es begleitet wurde. Eine Menge ganz verschiedener Empfindungen und Gedanken konnten darin zusammengefaßt werden. Auf die Frage: „Wie geht es Ihnen?"

konnte es ungefähr alles bedeuten, von dem klagenden und entsagungsvollen: „Mittelmäßig!", „Leidlich!" bis zum wohlgefällig lächelnden „Zufriedenstellend!", „Gut!" und sogar „Sehr gut!"

Es war der klassische Ausdruck der „breiten Natur" der Russen, der Gleichgültigkeit, des Sichgehenlassens, der Trägheit des Willens.

Auch der Kutscher, der mit seinem Schlitten umkippte und Katharina in den Schnee warf, sagte, indem er ihr den Pelz abklopfte, zur Entschuldigung weiter nichts als „Nitschewó!"

Die Großfürstin zerbiß die drei Silben dieses Worts ärgerlich mit ihren blendend weißen Zähnen wie eine harte Nuß.

Wo waren die Zeiten hin, in denen sie sich auf die Erfüllung ihrer Träume wie ein Kind auf den Weihnachtsbaum gefreut hatte?

Seit der Abreise ihrer Mutter fühlte sie sich unfreier als je und namenlos vereinsamt. Die Kaiserin verfolgte jeden ihrer Schritte mit argwöhnischen Blicken. Die Hofgesellschaft mit dem Kanzler Bestúschew an der Spitze sah in ihr immer noch die deutsche Prinzessin, die man den Russen aufgedrängt hatte.

Katharina blickte aus dem Sommerpalast an der Newa auf die breite Wasserfläche mit den dahinschwebenden Segeln der Fischerboote hinaus. Alles erschien ihr so kalt und fremd wie nie zuvor. Wie sehnte sie sich nach dem stillen Frieden ihrer Kindheit und der Bescheidenheit im Hause ihrer Eltern in Stettin und Zerbst zurück!

Aber sie fühlte, daß darin nur Anwandlungen von gefährlicher Schwäche lagen, daß sie vorwärts, um jeden Preis vorwärts schreiten mußte.

Aus dem Speisezimmer hörte man Klirren von zerbrochenen Gläsern und Tellern, lautes Hundegebell und grobes Lachen.

Als Katharina eintrat, saß der Großfürst rückwärts übergebeugt in seinem Sessel und schlug nach seiner Gewohnheit, wenn er sehr vergnügt war, mit der Hand auf sein Knie. Er schüttelte sich, hatte ein rotes Gesicht und schien beinahe zu ersticken.

Vor ihm waren auf dem Frühstückstisch zur „Sakúska", dem Vorgericht, eine Anzahl Flaschen mit dem gewöhnlichen Getreidebranntwein, dem „Wodká", zu deutsch Wässerchen, dem hellroten Vogelbeerschnaps „Rjabínowka" und englischen Bittern, sowie Sherry, Portwein und Madeira aneinander gereiht. Eine Schüssel mit Kaviar war eben auf einen Teller mit Kalatsch, dem knusperigen Moskauer Gebäck sowie auf verschiedene Gerichte von Fisch und Fleisch gestürzt, so daß die weiße Tischdecke mit der graukörnigen Masse sowie mit Saucen und Salaten bespritzt war. Drei Hunde sprangen unter greulichem Gebell unter dem Tisch hin und her und schnappten nach den Fleischteilen, die auf die Erde gefallen waren.

Eine Hofdame, die an dem Frühstück teilgenommen, hatte eine Portion saurer Sahne in den Nacken bekommen und eilte, indem sie sich mit der Serviette abzuwischen suchte, kreischend aus dem Zimmer.

Was hatte sich ereignet?

Der Großfürst konnte nicht frühstücken, ohne seine Hunde um sich zu haben, die um ihn herumsprangen, laut kläfften und oft mit den Vorderpfoten die Tischdecke beschmutzten. Die Großfürstin mochte das nicht ansehen und war, wie es häufig geschah,

schon vor Beendigung des Frühstücks vom Tisch aufgestanden.

Während der Diener beim Auftragen die Hunde abwehren wollte, war er über eine Kante des Teppichs, der sich verschoben hatte, gestolpert und als er sich umdrehte, glitt ihm die Schüssel aus der Hand, so daß ihr Inhalt verschüttet wurde.

Der Großfürst hatte sich endlich von seinem Lachkrampf erholt und beschloß die Hunde, die an dem Wirrwarr schuld waren, zu strafen.

Er hatte sie in Dressur genommen und füllte oft halbe Tage mit seinen „Experimenten", wie er sie nannte, aus.

Mit der Reitpeitsche, vor deren Anblick die Tiere mit eingeklemmtem Schweif in die Ecken gekrochen waren, trieb er sie in die Mitte des Saals.

Einer von den Hunden mußte durch Reifen springen, ein anderer beim Schreiten in schnellen Wendungen zwischen seinen Füßen durchlaufen, ein dritter sich auf die Lehnen zweier Stühle stellen, die immer weiter auseinander gerückt wurden. Das Tier fiel herunter, begann jämmerlich zu heulen und humpelte auf einem Bein.

Als Katharina diese Quälereien nicht länger ansehen mochte und den Saal verließ, warf ihr der Großfürst einen wütenden Blick zu.

Er ließ sich seine Geige kommen und begann darauf zu spielen, weil er wußte, daß sie das nicht leiden konnte.

Katharina selbst war nicht imstande, eine Melodie zu behalten und beherrschte kein Instrument. Aber sie fühlte doch, daß der Großfürst entsetzlich falsch spiele.

In der Tat hatte er den Violinunterricht, den

er schon in früher Jugend genossen, später wieder ganz und gar vernachlässigt. Selbst das Notenlesen hatte er vergessen und griff fortwährend falsche Töne. Es schien ihm wesentlich darauf anzukommen, möglichst laute Töne hervorzubringen.

Seine Lieblingsmelodie war die Kamárinskaja, jenes russische Volks- und Tanzlied, dessen Rhythmus an das Taumeln eines betrunkenen Bauern erinnerte und in allen Dörfern auf der Fidel, der Ziehharmonika und der Balaláika, einem Instrument ähnlich der Gitarre mit drei Saiten, gehört wurde. Er sang dazu einen Text, den er im Stall von den Knechten gehört hatte und der von Unflätigkeiten strotzte.

Er hatte außerdem die Angewohnheit, seine Geige nicht nur auf seinem Zimmer zu mißhandeln, sondern dabei durch alle Räume des Schlosses treppauf, treppab zu gehen. Bald erschien er im Bedientenzimmer, bald in der Küche in unsagbar komischer Haltung, denn er konnte beim Geigen nicht gerade stehen, sondern machte einen Buckel und drehte sich dabei, indem er die Töne lang auszog, um sich selbst herum.

* * *

Das lustigste aller russischen Volksfeste, die Butterwoche, die Mássleniza, die den Oster-Fasten vorangeht, wurde im ganzen Lande gefeiert. Sieben Tage lang kamen die Menschen aus dem Schmausen und Trinken nicht heraus. Sie ließen in ihren Küchen die Butter triefen, die der Woche den Namen gegeben hat, im Gegensatz zu dem Öl bei der schmalen Kost während der Fasten.

Auf den Tafeln zeigten sich die fettglänzenden schmackhaften Blinní, die kleinen, aufeinander ge-

Basilius-Kathedrale oder Wassily Blashenny in Moskau

schichteten Eierkuchen, die mit Kaviar gegessen wurden. Nach dem Frühstück wanderte alles zu den Rutschbahnen und Schaukeln auf den Eis- und Schneeflächen hinaus, wo die Menschen auf heruntergleitenden Schlitten und schwingenden Bänken ihr dickes Blut wieder in Bewegung brachten und ihre vor Kälte steif gewordenen Muskeln geschmeidiger machten. Auf den Plätzen an der Admiralität waren ganze Reihen von Buden und Theater aufgeschlagen, wo das „schwarze Volk" sich beim Teetrinken und Karussellfahren die Zeit vertrieb, während die vornehme Welt in ihren Schlitten vorbeifuhr, um sich am Anblick dieser Belustigungen zu erfreuen.

Der Großfürst hatte eins der kleinen Theater besucht und sich bei dem Auftreten eines Bajazzos köstlich unterhalten. Dieser hatte die Rolle eines vornehmen Herrn gespielt, der zu seiner Erheiterung eine Musikbande auftreten ließ, wobei es an allerlei drolligen Überraschungen nicht fehlte. So strich der Geiger mit seinem Bogen anstatt der Saiten seines Instruments die lange Nase des Polichinells, so daß er sich ein Pflaster darauflegen lassen mußte. Der Bajazzo versprach jedem von den Musikern ein anständiges Honorar, aber als es zum Bezahlen kam, stellte es sich heraus, daß er keinen Kopeken besaß. Nun entstand auf der Bühne eine allgemeine Prügelei mit dem Einschreiten von Polizisten, die den Harlekin verhafteten.

Seitdem beschloß der Großfürst sich in seinem Zimmer ein Marionettentheater aufzubauen, in dem ähnliche Szenen wie die während der Butterwoche gespielten zur Aufführung kommen sollten. Er suchte die Puppen selbst aus, bemalte einzelne davon mit

Farbe, klebte ihnen aus Flachs große Perücken und Schnurrbärte an. Es wurde dabei viel geschossen und der Pulverrauch, der entstand, verbreitete in dem ganzen Schloß einen unangenehmen Geruch.

Katharina mußte diese unsinnigen und kindischen Vorstellungen oft stundenlang mitmachen. Sie eignete sich dabei eine so große Verstellungskunst an, daß sie aufmerksam zuzusehen schien, wenn sie an etwas ganz anderes dachte und diese Veranstaltung mit allen, die daran teilnahmen, zum Teufel wünschte.

Der Großfürst, der die Puppen selbst an Fäden tanzen ließ, benahm sich dabei zwar sehr ungeschickt, war aber so sehr bei der Sache, daß er gar nicht merkte, wenn Katharina in ihrem Schnupftuch einen Brief oder ein kleines Buch versteckt hielt und darin las.

Eines Tages war er wieder damit beschäftigt eine Vorstellung in seinem Puppentheater zu veranstalten und zupfte und hämmerte an seinen Figuren herum. Seine Lieblingsbeschäftigung bestand darin, den Puppen neue Kleider anzuziehen.

Katharina fühlte sich während der letzten Fastentage schwach und leidend. Der Sonnabend vor Ostern war ihr infolge der mangelhaften Ernährung, des langen Stehens und Kniens in den Kirchen, die dunkel wie Gräber aussahen, schlecht bekommen. Das großartige Schauspiel, das sich um Mitternacht in der Kasanschen Kirche abspielte, hatte sie namenlos aufgeregt.

Die Priester hatten schon stundenlang vor der andächtigen Gemeinde von hohen Beamten in Uniformen und mit Ordensbändern, von Lehrern mit ihren Schülern, von Familienvätern mit ihren Haus-

genossen, die sich eng aneinander drückten, langsam und mit schwacher Betonung die Messe gesungen. Immer größer war die Erwartung geworden, als die Mitternacht herankam und das Bild der Kirche sich wie mit einem Zauberschlage völlig veränderte.

Mit dem letzten Glockenton öffneten sich die beiden Türen der kaiserlichen Pforte und machtvoll setzte der Gesang: „Christós woskréss!" („Christ ist erstanden!") ein. Die Kirche strahlte in voller Beleuchtung und jeder der Gläubigen zündete sein Licht, das er solange tot in der Hand gehalten hatte, an den vielen Kerzen oder des Nachbarn Flämmchen an. Während ein Teil der Geistlichkeit die Totendecke mit dem Leichnam des Erlösers hinwegtrug, schritt ein anderer mit den Rauchfässern, die vor jedem Heiligenbild geschwungen wurden, durch die Kirche und erteilte der Gemeinde, die sich verneigte, den Segen.

Ringsumher ertönten überall der Zuruf: „Christós woskréss!" und die Antwort: „Wo ístinne woskréss!" („In Wahrheit, er ist auferstanden"), wobei sich alles die Hand drückte und dreimal, auf den Mund und die Wangen, küßte.

Überall breiteten sich ähnliche Lichterreihen und Glückwünsche über ganz Petersburg, während von der Festungsinsel Raketen abgeschossen wurden, und die Kanonen in regelmäßigen Zwischenräumen donnerten.

Erst zwischen zwei und drei Uhr nachts erreichte dieser Gottesdienst sein Ende, an den sich dann in den Häusern ein nochmaliges Beglückwünschen und die Ostermahlzeit schlossen. Der Priester hatte die Massen von Lammbraten, Suppen und

bunten Eiern, die Pasteten, Fleisch- und Fischgerichte, die Puddinge und Backwaren gesegnet, die in zwei langen Reihen aufgestellt waren.

Auch die Schlußmesse am Sonntag nach Ostern hatte lange gedauert. An dem darauf folgenden „Erinnerungsmontag" klagte Katharina über heftige Kopfschmerzen. Trotzdem bezwang sie sich, um der Vorstellung des Puppentheaters beiwohnen zu können. Aber schon eine Stunde vor Beginn schickte der Großfürst seinen Zwerg und bat sie sogleich zu ihm zu kommen. Sie folgte widerwillig seinem Wunsch.

Als sie zu ihm ins Zimmer trat, bot sich ihr ein seltsames Schauspiel dar. Der Großfürst kehrte ihr den Rücken zu und saß vor einer Geheimtür, zu dem nebenan befindlichen Gemach der Kaiserin. Er hatte einen großen Bohrer an die Brust gestemmt und war, indem er den Handgriff drehte, eifrig damit beschäftigt, Löcher in die Tür zu bohren.

„Was soll ich? Man hat mich rufen lassen."

„Pst! Pst!" flüsterte ihr der Großfürst kichernd zu. „Ich habe eine kolossale Entdeckung gemacht. Nein, wirklich, so etwas ist noch gar nicht dagewesen. Meine Tante ... ist ... hat sich ..." Er konnte vor Lachen die Worte nicht vorbringen.

„Ja in aller Welt, was denn?"

„Meine Tante hat sich be— be— betrunken, sinnlos betrunken. Komm doch her! Sie sitzt hier nebenan mit ihren Freunden und glaubt, daß sie niemand beobachtet. Eben ist wieder der Tisch, der sich durch eine Vorrichtung heben und senken läßt, mit frischen Speisen und Getränken in die Höhe geschoben worden. Kein Diener ist dabei, um zu sehen, was die da drinnen treiben. Aber durch diese

Löcher kann man alles genau erkennen. Ei — der Tausend! Jetzt fällt die Kaiserin wieder ihrem Nachbarn um den Hals und schlägt dabei mit dem linken Bein auf den Tisch! Komm her, schnell, schnell!"

Inzwischen war auch die Oberhofmeisterin, Madame Kruse, hinzugekommen und auf dem Korridor hörte man Schritte, Flüstern, Husten und Gekicher.

Der Großfürst stellte sich bald vor die eine, bald vor die andere Öffnung und rief zu seiner Frau: „Sieh doch nur den Grafen Rasumowski, unsern Oberjägermeister, dies freche Klatschmaul. Wie er immer den Ehrbaren spielte, wenn ich mir einmal einen Scherz erlaubte und jetzt — es ist ja nicht zu glauben."

Die Großfürstin war keines Wortes mächtig. Sie glaubte einen Verrückten zu hören.

„Ich will von alledem nichts wissen," rief sie entrüstet aus.

Peter hatte vor die angebohrte Tür Bänke, Stühle und Schemel rücken lassen und forderte die Kammerfrauen, Diener und Mädchen auf, ihre kaiserliche Herrin in einer Situation zu beobachten, in der sie sich ihnen noch nie gezeigt hatte. Sie drängten sich vor die Löcher, riefen laut „Ah!" und hielten sich die Hand vor den Mund.

Der Skandal drohte immer größer zu werden. Es war zu befürchten, daß die Kaiserin und ihre Gäste merkten, wie sie bei dieser geheimen Zusammenkunft den neugierigen Blicken ihrer Untergebenen ausgesetzt waren.

„Wenn Ihr nicht sofort von Euren Stühlen und Bänken heruntersteigt und das Zimmer verlaßt, er-

zähle ich alles der Kaiserin. Dann sollt ihr etwas erleben, was ihr noch nicht gesehen habt!"

Diese Worte, die im Ton eines unwiderruflichen Befehls von der Großfürstin gesprochen waren, verfehlten nicht auf die Neugierigen einen starken Eindruck zu machen. Der Schwarm verlief sich und auch der Großfürst schien einzusehen, welch grobe Taktlosigkeit er begangen hatte. Er winkte den Dienern ab und kehrte wieder zu seinen Puppen zurück.

Es waren aber so viele Menschen Zeugen dieses unglaublichen Auftritts gewesen, daß man fürchten mußte, die Kaiserin würde davon etwas erfahren.

Es vergingen jedoch mehrere Tage, ohne daß sich daraus unangenehme Folgen ergaben und die Sache schien vergessen zu werden.

Am nächsten Sonntag brach aber das Gewitter los.

Die Kaiserin hatte am Morgen in ihrer kleinen Privatkapelle die Messe gehört, sich dabei nach der Großfürstin erkundigt und erfahren, daß diese später zur Andacht erschienen war. Der Großfürst war überhaupt nicht gekommen.

Beim Ausgang aus der Kapelle küßte Katharina der Kaiserin mit einer tiefen Verbeugung ehrerbietig die Hand.

Sie umarmte die Großfürstin, war aber sehr erzürnt und bemerkte: „Meine Liebe, es ist nicht gut den lieben Gott auf sich warten zu lassen. Ich wünsche, daß sich das nicht wiederholt. Sie werden sich an Ihre Pflichten besser gewöhnen müssen."

„Verzeihung, Majestät, aber mein Kammerfriseur hatte sich verspätet."

„So werde ich ihn das nächste Mal entlassen.

Sagen Sie ihm das gefälligst. Wo ist mein Neffe? Ich wünsche ihn zu sprechen."

Nach einiger Zeit erschien Peter vor seiner kaiserlichen Tante. Er hatte sich den Schlafrock übergeworfen und hielt die Nachtmütze in der Hand. Er versuchte den Vergnügten und Ahnungslosen zu spielen. Seinen zwinkernden Augen merkte man an, daß er eben erst aufgestanden war. Das Linkische seiner Bewegungen trat um so mehr hervor, als er der Kaiserin ebenfalls die Hand küßte. Sie entzog sie ihm gleich wieder und fuhr ihn mit heftigen Worten an.

„Wer hat sich unterstanden die Tür zu meinem kleinen Speisezimmer zu durchlöchern? Antworten Sie mir gefälligst!"

Der Großfürst stotterte einige verlegene Worte, aber die Kaiserin ließ ihn nicht ausreden.

„Schweigen Sie — ich weiß alles."

Sie bekam einen Hustenanfall als ob ihr der Ärger die Kehle zuschnüre und fuhr fort:

„Das sind Späße eines dummen Jungen oder etwas Schlimmeres, das ich lieber nicht nennen will. Sie scheinen völlig zu vergessen, welche Rücksichten Sie mir als Kaiserin und Ihrer Tante schuldig sind. Ich habe Sie aus dem Nichts aufgehoben und auf diesen Platz gestellt in der Erwartung, daß Sie ihn würdig ausfüllen würden. Aber Sie sind ein Tunichtgut und Spaßmacher, der meinem ganzen Hof ein schlechtes Beispiel gibt. Das dulde ich nicht — verstehen Sie mich?"

Sie hatte sich in solche Erregung hineingeredet, daß ihr der Schaum vor dem Munde stand. Sie fuhr sich mit dem Taschentuch über die Lippen, während der Großfürst mit den Armen und Händen unbe-

stimmte Zeichen in die Luft malte, um sich zu entschuldigen. Er gestikulierte wie ein Stummer. Die Kaiserin wurde dadurch nur noch mehr gereizt.

„Bedenke ich, was ich alles für Sie getan habe, so liegt in diesem Benehmen eine wahrhaft empörende Undankbarkeit. Wissen Sie denn nicht, was Sie einem gekrönten und von Gott gesalbten Haupte schuldig sind?"

Sie machte große Schritte, rang die Hände und suchte nach Worten, als ob die Ausdrücke, die sie gebrauchte, ihre Verachtung noch nicht genug ausdrückten.

„Undankbarkeit gegen das Herrscherhaus ist ein Verbrechen, das die strengste Strafe verdient. Bedenken Sie, wie mein Vater aus keinem anderen Grunde seinen Sohn gefangen genommen, enterbt und gefoltert hat! Unter der Kaiserin Anna würden Sie zum mindesten für längere Zeit auf die Festung geschickt worden sein."

Katharina, die diesem Auftritt beiwohnte, fürchtete jeden Augenblick, daß die Kaiserin sich zu einer tätlichen Beleidigung hinreißen lassen würde. Sie fing an zu weinen und machte unwillkürlich, indem sie auf die Kaiserin zutrat, eine abwehrende Bewegung.

Die Kaiserin wollte sie beruhigen, verfiel aber in denselben heftigen Ton wie vorher, indem sie zu ihr sagte: „Meine Worte sind nicht an Sie gerichtet. Ich weiß, daß Sie an dem, was er getan, keinen Anteil genommen und nicht durch die Tür gesehn, es den übrigen sogar verboten haben sich an der Majestät in so beispielloser Weise zu versündigen. Aber dieser hier, den ich aus meinem engsten Familienkreise neben meinen Thron gestellt habe, in der Ab-

sicht, ihm das Schicksal meines großen Reiches und Landes anzuvertrauen, dieser alberne Mensch — dieser Hanswurst — pfui und nochmals pfui!"

Ihr Gesicht war hochrot, während sie dem Großfürsten diese Worte entgegenschleuderte und ihm dann schnell den Rücken zukehrte, um das Zimmer zu verlassen.

Peter ließ einige Minuten vergehen, ohne ein Wort zu äußern. Dann zuckte er die Achseln, sah die Großfürstin von der Seite an und sagte: „Sie war wie eine Furie, wie eine richtige Furie. Was soll man dabei machen? Aber Sie hätten mich verteidigen müssen. Bin ich nicht Ihr Mann? Das Ganze war doch nur ein Scherz. Er tut mir ja leid — aber verteidigen mußten Sie mich doch — natürlich!"...

* *
*

Seit einiger Zeit war es Katharina verboten worden ihre Briefe uneröffnet abzuschicken. Ihre gesamte Korrespondenz, an wen sie auch gerichtet war, wanderte zunächst ins Auswärtige Amt zum Kanzler, der an ihr eine strenge Zensur übte und genau bestimmte, was sie enthalten durfte. Selbst die Briefe, die sie nach Zerbst an ihre Eltern richtete, wurden in dieser Weise zurückgehalten, geöffnet und an einzelnen Stellen mit Druckerschwärze unleserlich gemacht.

Die verheiratete Frau, die Großfürstin, die Erbin des russischen Reichs sah sich wie ein kleines Kind behandelt!

Sie wußte das Verbot mit weiblicher List zu umgehen.

Am Petersburger Hof war gerade ein italie-

nischer Kavalier Sacromoso, ein Malteserritter erschienen und, da man in Rußland einen Vertreter dieses Ordens lange nicht gesehen hatte, mit besonderer Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Der elegante „Cavaliere di grazia", der sich auf vierzehn Ahnen berief, von seiner Heimat schwärmte und ein reizender Plauderer war, fehlte bei keiner Festlichkeit und fiel in seiner charakteristischen Tracht allgemein auf.

Bei einer Abendgesellschaft, als er der Großfürstin die Hand küßte, ließ er ihr unbemerkt einen Brief zwischen die Finger gleiten und flüsterte ihr die Worte zu: „Von Ihrer Frau Mutter!"

Da niemand den Vorgang bemerkt hatte, teilte ihr der Ritter ferner mit, daß sich im Orchester des Großfürsten ein Landsmann von ihm befinde, der die Antwort auf diesen Brief schnell und zuverlässig besorgen würde.

Katharina hatte die Musik oft für ein mehr oder weniger unangenehmes Geräusch erklärt. Jetzt stellte sie sich aber regelmäßig zu den Konzertaufführungen bei Hofe ein, gab das Zeichen zum Applause, schlug einzelne Stücke für das Programm vor und ermunterte die Künstler auf jede Weise ihr Bestes zu geben.

Der italienische Musiker, der ihr als passender Briefbote bezeichnet war, erfüllte seine Aufgabe vortrefflich. In der Pause schritt er an ihr unauffällig vorbei, zog, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, sein seidenes Tuch aus der Westentasche und erweiterte sie dabei noch ein wenig durch einen leichten Druck seiner Hand.

In diese Öffnung warf Katharina ihre Billetts und Briefe wie in einen Briefkasten hinein. Während

des ganzen Aufenthalts des Herrn von Sacromoso wurde ihre Korrespondenz auf diese Weise befördert.

Die Großfürstin wurde immer vorsichtiger im Verkehr mit Menschen, immer schweigsamer und beobachtender in der Unterhaltung. Sie fühlte es selbst, daß sie sich eine Art Polizeiblick für die Schwächen und Laster der Menschen angewöhnt hatte. Sie lernte sie dadurch beherrschen und nach ihrem Willen lenken, während es den Anschein hatte, als ob sie sich ihnen unterordnete.

Niemand bei Hofe sprach das Wort „Winowátj!" (Entschuldigen Sie!) mit so viel Grazie als die Großfürstin aus, die genau wußte, daß sie nicht einen einzigen Freund um sich hatte.

Statt der Gesellschaft, die ihr nichts zu sagen hatte, wurden nunmehr die Bücher ihre besten Freunde. Sie schloß sich stundenlang in der Bibliothek des Schlosses ein und kletterte an den Bücherreihen die Leitern auf und nieder. Der braune Glanz der Einbände mit dem goldenen Aufdruck der Namen und Titel tat ihrem Auge wohl. Die Erwartung, mit der sie jedes dieser Bücher aufschlug, steigerte sich von einem Tag zum andern. Fast ohne Wahl ließ sie sich ganze Stöße von Geschichtswerken, Klassikern, Biographien und Memoiren in ihr Arbeitszimmer bringen und las darin bis tief in die Nacht hin.

Lieber eine arme Näherin mit einem Haufen von Büchern als eine Fürstin ohne Freude am Lesen! dachte sie.

Die Großfürstin fühlte sich in eine andere Welt voll Frühlingsduft und Lebensfreude versetzt, als ihr die Memoiren der Frau von Sévigné in die Hände fielen. Aus diesem reizenden Durcheinander von

klugen Beobachtungen und drolligen Einfällen, Plaudereien über Literatur, Kunst und Mode sog sie den Duft des damaligen Pariser Lebens ein, das von der Persönlichkeit Ludwigs XIV. blendend überragt wurde. Des Sonnenkönigs, der ein ganzes Volk bezauberte und beherrschte! Ein einzelner, der jeden seiner Gedanken und Wünsche zum Gesetz für Millionen machte und dafür von den ersten Geistern seiner Zeit vergöttert wurde! Das war wunderbar, himmlisch, eine Eingebung und Erleuchtung von oben, vor der sich alles in den Staub warf.

Der Begriff des Gottesgnadentums warf aus der Hauptstadt der Welt bunte leuchtende Strahlen in die kalten Winternächte des Nordens.

Um dieselbe Zeit vertiefte sich Katharina in die Bücher von Brantôme, die ihr einen Einblick in die Pariser Salons eröffneten. Brantôme fühlte sich im sechzehnten Jahrhundert nicht nur in ganz Frankreich zu Hause, sondern hatte auch Italien, die Schweiz und England bereist. Als Offizier hatte er seinen Degen gegen die Hugenotten und Türken geführt, als Abbé die Boudoirs aller berühmten und schönen Frauen bei Hofe kennen gelernt, sich ihre Geheimnisse erzählen lassen, ihre glücklichen Stunden scherzend geteilt und sie in ihren traurigen mannhaft getröstet. In seinen Memoiren schilderte er die Königin Johanna II. von Neapel als eine Frau, die sich in ihrer ungezügelten Leidenschaft aus einer Umarmung in die andere stürzte und in ihrem Verkehr mit Männern allen Sitten Hohn sprach.

„Aber ein solches Laster ist bei einer Königin, einer großen und schönen Prinzessin, am wenigsten

tadelnswert," fügt Brantôme hinzu. „Die schönen und großen Damen und Prinzessinnen sollen der Sonne gleichen, die ihr Licht und ihre Strahlen über alle ausbreitet. Sie können die Welt leicht zufriedenstellen, sei es durch ihre Sanftmut und ihre Worte, sei es durch ihr schönes Gesicht, sei es durch ihren Umgang, sei es durch ungezählte schöne Schaustellungen und Andeutungen oder sei es durch ihre verführerische Art bei der Bevorzugung des einzelnen. Sie dürfen sich niemals auf eine einzige Liebe beschränken, sondern müssen in ihrer Leidenschaft vielseitig sein. Diese Unbeständigkeit ist bei ihnen schön und erlaubt."

In seiner Biographie der Gattin Ludwigs XII. gab Brantôme genaue Anweisung, wie man sich mit „ungeschickten oder schwächlichen Männern" abzufinden habe.

Katharina las die „Annalen" des Tacitus mit dem Gefühl der Überraschung, wie wenig sich die Grundlagen der menschlichen Natur im Bösen wie im Guten selbst im Lauf vieler Jahrhunderte verändert haben. Sie vertiefte sich in den „Geist der Gesetze" von Montesquieu und dachte über die Möglichkeit einer republikanischen Weltanschauung nach, die sich gegen die Mißbräuche der Alleinherrschaft auflehnt. Sie verschlang diese Bücher, ohne ihren tiefsten Sinn auszuschöpfen.

Beim hastigen Blättern sprang sie über ganze Kapitel weg. Sie nannte das „mit dem Daumen lesen".

Aber ihr Lieblingsschriftsteller wurde Voltaire, der mit der Schärfe seiner Satire, seinen Dramen und Geschichtswerken als unabhängiger Mann dem Adel des Geistes neben dem Adel der Geburt seinen

Platz erobert hatte, der nicht Amboß sondern Hammer sein wollte, um die Menschheit aufzuklären. Der König von Preußen hatte ihn nach seiner Thronbesteigung auf sein Schloß Rheinsberg eingeladen, wo sie miteinander plauderten wie Scipio mit Terenz. Was hätte Katharina darum gegeben, Voltaire dort zu beobachten, wie er mit den Stacheln seines Witzes und dem Honigsaft seiner Schmeicheleien, mit dem Schlagfertigen und Formvollendeten seiner Persönlichkeiten als ein anderer König neben dem Beherrscher Preußens einherschritt!

Sie fühlte es immer mehr, Geist von Friedrichs Geist und Fleisch von seinem Fleisch zu sein.

Sich selbst zu erziehen zu der Aufgabe, die ihr das Leben gestellt hatte — darauf kam es an.

Mit den Büchern in der Hand war es ihr, als ob sie durch eine Akademie schritte, in welcher die edelsten und weisesten Männer aus vielen Jahrhunderten sie grüßten und lehrten, wie und um welchen Preis man Unsterblichkeit erringt.

Von den Waffen, die sie schwingen mußte, hatte sie eine und gerade die wichtigste noch nicht erprobt, die Macht des Weibes, die mit voller Überlegenheit den Männern die Sinne erregt, ihnen ein Wonnegefühl ohnegleichen und ohne Ende verspricht und sie dadurch zu dienenden Werkzeugen bei der Ausführung ehrgeiziger Pläne macht.

In dieser Zuversicht ertrug sie alles Lästige und Läppische, das sie umgab.

Es sollte ihr nicht die Schwingen brechen!

Nitschewó!

VI.

Die kleine silberne Uhr auf dem Nachttisch schlug gerade zwei, als der Großfürst die Puppen, mit denen er so lange auf der Bettdecke gespielt hatte, mit einem tiefen Seufzer wie nach einer anstrengenden Arbeit beiseite schob, während ihm die Augen zufielen. Er wickelte sich in die Decke, wälzte sich ein paarmal hin und her, vergrub den Kopf tief in die Kissen und verfiel sogleich in tiefen Schlaf.

Katharina betrachtete mitleidig das lächerliche Spielzeug, dessen einzelne Stücke am Fußende des Betts und auf der Erde herumlagen, suchte alles zusammen und legte es in eine Kiste neben ihrem Kleiderschrank. Sie hörte die tiefen gleichmäßigen Atemzüge Peters, verspürte einen häßlichen Weindunst, der seinem Munde entströmte, löschte das Licht aus und versuchte ebenfalls einzuschlafen, als sie durch das Gekläff von Hunden aufgeschreckt wurde. Der Großfürst hatte sich eine Jagdmeute von zehn besonders schönen, wellhaarigen Windhunden angeschafft und sie in einem Holzverschlag hinter dem Alkoven ihres Schlafzimmers untergebracht. Auf ihre Bitten, die Tiere doch irgendwo anders hinzuschaffen, hatte er erwidert, daß er sie immer bei sich haben und vor seiner Tante verstecken müsse, denn sie würde böse werden, weil er so viel Geld dafür ausgegeben habe.

Die Hunde stießen ein entsetzliches Geheul aus, als ob sie aus dem Stall ausbrechen wollten. Außerdem hatte sich von dort durch die dünne Bretterwand des Alkovens über das Schlafzimmer ein muffiger Geruch verbreitet, der ihr Übelkeit

verursachte. Sie stand vom Bett wieder auf, rollte sich auf einem Sessel in der gegenüberliegenden Ecke wie eine Brezel zusammen und wickelte sich in eine Decke, mit der sie sich, so gut es ging, die Ohren verstopfte.

Sie wurde durch lautes Klopfen aus dem Schlaf geweckt, sprang vom Sessel auf und sah, daß es bereits gegen zehn Uhr am Morgen war. An der Tür wurde heftig gerüttelt. Man hörte die Stimme von Frau Tschoglokoff, ihrer neuen Oberhofmeisterin, die ärgerlich rief: „Weshalb läßt man mich hier solange warten? Bitte sofort zu öffnen!"

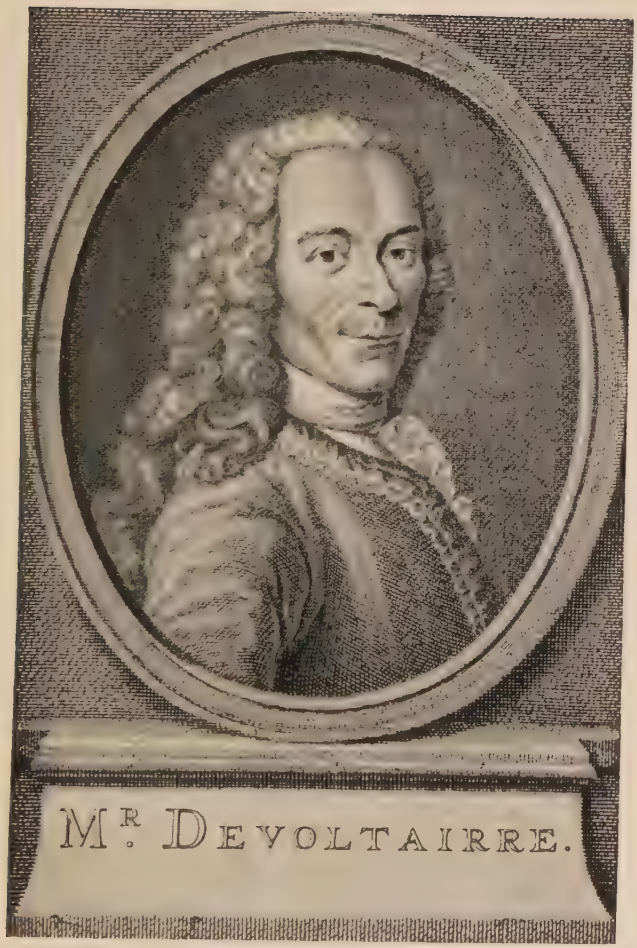
Die würdige Dame wäre beinahe über einen kleinen, rot angestrichenen Harlekin gestolpert, den der Großfürst in der Nacht vor dem Schlafengehen auf den Händen hatte tanzen lassen und der nun von dem hastigen Schritt der Eintretenden über den Teppich bis ans Fenster flog.

„Abscheulich — welch eine ekelhafte Luft —. Das ist ja nicht zum Aushalten!" rief sie, indem sie das Taschentuch hervorzog und sich schneuzte. „Ich bringe einen Befehl Ihrer Majestät. Es ziemt sich, daß Sie jetzt in der Fastenwoche, während die religiösen Übungen angefangen haben, ein Bad nehmen. Ich habe in meiner Wohnung alles Nötige vorbereiten lassen. Bitte, kommen Sie!"

„Die Befehle Ihrer Majestät werden mich immer gehorsam finden!" erwiderte Katharina.

„Aber auch der Großfürst soll ein Bad nehmen, und zwar sogleich. Ja, wo ist er denn? Wie, noch nicht einmal aufgestanden? Wälzt sich am hellen Tage im Bett herum. Das ist ja unerhört!"

Katharina mußte Peter mehrere Minuten schüt-



Nach einem Kupferstich von Jacob Folkema

teln, bevor er erwachte. „Steh auf, du sollst ein Bad nehmen — hat die Kaiserin befohlen!“

„E-i-n — B-a-d?“ fragte er gähnend mit zwinkernden Augen, Stirnrunzeln und schlaff herabhängendem Munde, der ihm das Aussehen eines alten Mannes gab.

„In spätestens fünf Minuten erwarte ich Sie bei mir — sonst wird das Bad kalt. Ich trage die Verantwortung, daß die Befehle Ihrer Majestät pünktlich ausgeführt werden.“

„Ein Bad?“ schrie der Großfürst, indem er sich im Bett aufrichtete, entsetzt auf, als ob er ein Gespenst erblickt hätte. „Ich habe in meinem ganzen Leben noch kein Bad genommen. Ich weiß, daß meine Natur so etwas nicht verträgt. Außerdem ist es mir ekelhaft. Einmal war ich in einer solchen Badeanstalt. Aber nur eine Minute! Da hatte ich genug davon! Diese nackten Menschen, die sich in einer scheußlichen Atmosphäre von Dampf und Qualm wie Verbrecher mit Ruten schlagen lassen, bis sie krebsrot werden und unter gräßlichem Stöhnen von Schweiß und Wasser triefen — eine richtige russische Schweinerei! Ich danke dafür.“

Er fiel wieder in die Kissen zurück und zog die Bettdecke bis an den Hals empor.

„Wie? Das ist ja unerhört,“ rief Frau Tschoglokoff, indem sie sich wütend aufrichtete und nun selbst rot wie ein Krebs wurde. „Ich werde das Ihrer Majestät sofort melden. Solch ein Ungehorsam! Man wird Sie dazu zwingen!“

„Man darf mich nicht zu dem zwingen, was mich auf den Tod krank machen würde. Ich habe nur ein Leben und das ist das teuerste aller Güter. Ich muß mich dem Vaterland erhalten. So schwer

wie ich hat es ja überhaupt niemand in Rußland!“

Er richtete sich wieder im Bett auf und starrte wie geistesabwesend im Schlafzimmer umher.

„Schön, schön!“ rief die Haushofmeisterin, indem sie mit langen Schritten hin- und herging. „Ihre Majestät wird solchen Ungehorsam schon zu strafen wissen.“

„Was soll das heißen?“ rief der Großfürst, indem er die Bettdecke von sich warf, sich in Unterhosen auf den Bettrand setzte und mit den Händen auf die Knie schlug. „Ich werde abwarten, was meine Tante tun wird. Ich bin kein Kind und lasse mich nicht mehr länger so behandeln.“

Die Haushofmeisterin trat ganz dicht an den Großfürsten heran und schrie ihm ins Gesicht: „Auf die Festung wird man Sie schicken. Da werden Sie lernen, wie sich ein Thronfolger des russischen Reichs zu benehmen hat.“

Peter sprang vom Bett auf und holte, während ihm das Nachthemd bis auf die Schulter herabrutschte, zu einem Schlage aus, den Katharina noch schnell abwehrte.

„Verzeihen Sie, aber Petja hat diese Nacht fast kein Auge zugemacht, so sehr wurde er von Zahnschmerzen gequält. Seien Sie freundlich zu ihm. Er wird alles tun, was Ihre Majestät wünscht. Das verspreche ich Ihnen!“

Der Großfürst bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und begann wie ein Kind zu schreien und zu schluchzen. Sein ganzer Körper machte stoßweise zuckende Bewegungen.

Frau Tschoglokoff schien zu fühlen, daß sie zu weit gegangen sei und fuhr in ruhigerem Tone

fort: „Sie scheinen noch immer nicht zu wissen, daß ich es mit Ihnen gut meine, daß Sie an mir Ihre beste Freundin besitzen. Wenn das Bad wirklich Ihrer Gesundheit schadet, so werde ich Ihre Majestät bitten, Sie für diese Woche unserer religiösen Übungen zu entbinden!“

Sie betrachtete den Großfürsten, der mit seinen häßlichen Zügen, seinen kleinen zwinkernden Augen und seinen Storchbeinen einen wahrhaft grotesken Anblick gewährte. Er schien gar nichts hören zu wollen und sprach leise unverständliche Worte vor sich hin. Er wirkte wie die Karikatur eines Mannes neben diesem jungen blühenden Weibe, das sich danach sehnte zu lieben und geliebt zu werden.

Die Oberhofmeisterin zog die Großfürstin ans Fenster und sagte: „Sie sind nun schon im siebenten Jahr verheiratet und haben noch immer keine Kinder. An wem von Ihnen beiden liegt denn eigentlich die Schuld?“

Katharina zuckte die Achseln und erwiderte wehmütig: „Wie sagt doch Buddha? Aus nichts kann nichts entstehen!“

„Nun gut, so werde ich Ihnen eine Hebamme und ihm einen Arzt schicken.“

Der Großfürst warf sein Kopfkissen an die Tür, die sich hinter Frau Tschoglokoff schloß und rief wütend: „Verfluchte Zigeunerin!“

Die Kaiserin liebte es, in den Wintermonaten sich und ihren Hof an einem Rausch von Festlichkeiten ohne Ende zu betäuben. Zweimal in der Woche fanden Galavorstellungen im französischen Theater statt. Die andern Tage waren mit Maskenbällen, Konzerten beim Großfürsten oder großer Cour besetzt.

Wiederholt erließ die Kaiserin den Befehl, daß bei diesen Maskenfesten die Männer in Frauenkostümen und die Damen in Männerkleidern, jedoch ohne Gesichtsmaske zu erscheinen hätten. In ihren Garderobeschränken befanden sich zuzeiten viertausend der kostbarsten Toiletten, zwei große Koffer, die nur mit Seidenstrümpfen angefüllt waren, hunderte Dutzend Taschentücher und ganze Ballen von Stoffen, die noch nicht verarbeitet waren. Sie ließ von eigens dazu angestellten Beamten die Schiffe nach ihrem Eintreffen auf der Reede in Kronstadt auf die neuesten Seidenmuster durchsuchen und selbst ihre Gesandten in Paris wurden angehalten, ihr die eben erschienenen Modeblätter zu senden.

Sie besaß eine besondere Vorliebe für Männerkleider, weil sie groß und kräftig gewachsen war und in dieser Verkleidung mit allen ihren Bewegungen von den Herren der Schöpfung nicht mehr zu unterscheiden war. Ihre Beine waren so wundervoll proportioniert, daß der Schwung ihrer Linien jeden bildenden Künstler begeistern mußte, ihre Füße von ungewöhnlicher Zierlichkeit und Geschmeidigkeit. Sie bevorzugte Charaktertänze und liebte es, da sie leicht in Schweiß geriet und daher Wäsche und Kleider wechseln mußte, im Verlauf eines Abends verschiedene Rollen durchzuführen.

Die Männer trugen große Reifröcke und bauschige Überwürfe, in denen sie sich nur mit großer Mühe bewegen konnten. Einzelne blieben an Türpfosten und Gardinenhaken hängen, stolperten auch wohl und fielen der Länge nach hin, wenn sie den tanzenden Paaren ausweichen wollten. In den Pausen schnitten sie ärgerliche Gesichter und redeten in

der schlechten Stimmung, in der sie sich befanden, während des ganzen Abends kein Wort.

Die Kaiserin strahlte vor Seligkeit und schwebte im Gefühl, sich in eine griechische Gottheit verwandelt zu haben, durch die Reihen ihrer Hofdamen, die mit ihren kurzen, dicken, oft auch krummen Beinen in den Kniehosen wie eine Schar von schlecht gewachsenen Schuljungen aussahen. Sie hatten zum Teil verweinte Gesichter und mußten sich die Tränen aus den Augen wischen, wenn sie der Kaiserin Beifall klatschten, sobald diese in dem ruhigen Takt eines Menuetts die natürliche Grazie ihrer Bewegungen gezeigt hatte, um dann in der Garderobe zu verschwinden und bald darauf bei einem stürmischen Solotanz durch den Ballsaal zu rasen.

Sie achtete streng darauf, daß sie an Glanz, Schönheit und Grazie der Erscheinung bei solchen Bällen von niemandem erreicht, geschweige denn übertroffen wurde. Eine der reizendsten Frauen am Petersburger Hof, die Gräfin Natalie Lopuchin, erbitterte durch ihre liebliche Erscheinung die Kaiserin dermaßen, daß sie der Gegenstand ihres unversöhnlichen Hasses und bei der Verwicklung in eine politische Intrige vom Henker öffentlich ausgepeitscht wurde.

Katharina kleidete sich infolgedessen bei diesen Hofbällen so einfach wie möglich und erregte dadurch das Wohlwollen der Herrscherin. Einmal hatte die Großfürstin das Kostüm eines Gardeoffiziers angelegt, das ihr bei ihrer schlanken Taille und der Leichtigkeit ihrer Bewegungen vorzüglich stand. Eine drückende Schwüle herrschte in dem Saal bei dem Gewirr der Masken zwischen den tanzlustigen Paaren, den reich galonnierten Dienern, die mit süßen Speisen und Getränken herumgingen, den

Hofnarren, die ihre Schellenkappe klirren ließen, den Zwergen, die als Schleppenträger dienten und den Mohren als Türstehern.

Die Großfürstin hatte von ihrem Gemahl einen allerliebsten weißen Pudel, der sie mit seinen drolligen Einfällen belustigte und von dem sie sich daher ungern trennte, zum Geschenk erhalten. Sie hatte ihn auch auf den Maskenball mitgenommen, ihm ein rotes Hütchen auf den Kopf gesetzt, ein Glöckchen um den Hals gehängt und eine kleine bunte Decke auf den Rücken gebunden. Das Tier sollte im Vorzimmer bleiben, wo ihn ein Diener an der Leine hielt. Die Kaiserin war an diesem Abend zuerst als französischer Musketier erschienen, hatte sich dann als holländischer Matrose umgekleidet und betrat nun als Kosakenataman den Saal. Als sie in ihrem bis zu den Knien herabreichenden kaftanähnlichen Rock von dunkelgrüner Farbe, den hohen blitzenden Stiefeln und der Papácha, der Pelzmütze, in der Tür erschien und grüßte, jubelte ihr alles entgegen.

Sie nickte Katharina freundlich lächelnd zu.

Katharina näherte sich ihr und flüsterte: „Es ist ein wahres Glück für die Frauen, daß Eure Majestät kein Mann sind. Schon ein von Ihnen gemaltes Bild müßte allen den Kopf verdrehen."

Die Kaiserin schien von dieser Bemerkung überaus befriedigt zu sein und erwiderte: „Wäre ich wirklich ein Mann, so würde ich von allen Schönen des heutigen Abends nur Ihnen den Apfel reichen."

Katharina war von diesem Kompliment so sehr überrascht, daß sie sich verbeugte und der Herrscherin die Hand küssen wollte. Aber diese zog sie zu sich empor, nannte sie ihren „einzigen Liebling" und drückte ihr einen heißen, langen, brutalen Kuß

auf die Lippen. Die Großfürstin fühlte sich bei dieser heftigen ungewohnten Berührung ihrer Lippen von einem unangenehmen Gefühl durchrieselt, das sie aber geschickt zu unterdrücken wußte.

Die ganze Gesellschaft betrachtete erstaunt die beiden als Männer verkleideten Frauen, die sich eine Minute lang leidenschaftlich umarmt hielten.

In diesem Augenblick kam der Pudel der Großfürstin, der sich von der Leine losgerissen hatte, in tollen Sprüngen und laut bellend in den Saal gelaufen, beschnupperte die einzelnen Gruppen, erkannte seine Herrin und begann auf den Hinterbeinen freudig herumzutanzen. Man suchte das Tier einzufangen, das aber immer wilder durch den Saal rannte und in seiner Aufregung über Tische und Stühle sprang. Endlich wurde der Pudel in eine Ecke getrieben, wo er nicht mehr entrinnen konnte. Aber in dem Augenblicke, wo man nach ihm greifen wollte, platzte auf dem Kronleuchter eine Lichtmanschette und von einer schief brennenden Kerze träufelte ein Strahl von heißem, flüssigen Wachs dem Tier auf die Nase, das ängstlich den Schwanz einzog und furchtbar zu heulen anfing.

Katharina flog mit langen Schritten, die das Verführerische ihrer Figur nur noch mehr hervortreten ließen, wie ein Pfeil durch die Mitte des Saals, um ihren kleinen vierfüßigen Liebling in seinem Unglück zu trösten. Zugleich kam aber von der andern Seite der Kammerherr Ssergei Ssáltykow, der sein Frauenkostüm mit entschiedenem Geschmack trug, ebenfalls herbeigestürzt, goß dem Hündchen ein Glas Wasser über die Schnauze und suchte es durch Streicheln und Liebkosungen zu beruhigen.

Der schlanke, fein gewachsene junge Mann hatte

sich während des ganzen Abends in der Nähe der Großfürstin aufgehalten und war von ihr mit sichtlichem Wohlgefallen bemerkt worden. Nun berührten sich die Hände dieser beiden in dem weißen, wolligen Fell des Pudels. Ssáltykow klammerte seine Finger in die der Großfürstin, so daß sie beinahe vor Schmerz aufgeschrien hätte und flüsterte ihr die Worte zu: „Diese Lippen sind schlecht geküßt worden. Sie verdienen die Innigkeit und Glut eines Mannes zu spüren, den die Sehnsucht nach Ihnen in Raserei versetzt und für den das Leben fortan keinen Wert mehr besitzt, wenn Sie ihm nicht einen Beweis Ihrer Zuneigung geben."

Katharina war sprachlos über diese dreiste Annäherung. Sie fühlte, wie die Blicke dieses Mannes sich in ihr Inneres hineinbohrten und ihren Mund trafen, so daß sie sich auf die Lippen beißen mußte, wie sie ihre Wangen, Kinn und Hals streichelten, ihre Schultern umfaßten und ihren Busen unwiderstehlich an sein Herz drückten. Dämon oder Gott? dachte sie einen Augenblick, während sie den heißen Atem dieses Mannes spürte. Sie riß sich schnell von ihm los und stürzte sich wieder in das Gewühl des Balls.

Von der Hofgesellschaft hatte niemand bemerkt was vorgefallen war.

Ssáltykow erschien ihr als die Verkörperung männlicher Schönheit, als Held all der Liebesabenteuer und süßen Ränke, mit denen sich in der Verlassenheit ihrer Seele bei der Lektüre ihre ganze Phantasie erfüllt hatte. Sie sah seine Gestalt und hörte seine Stimme. Sie sehnte sich ihn wiederzusehen und fürchtete sich doch vor dem Augenblick, wann sich seine Hand wieder in die ihrige legen würde.

Das geschah bereits am andern Tage, als sie sich bei der Oberhofmeisterin Tschoglokoff, die in andern Umständen war, wenig ausgehen konnte und sie sprechen wollte, zum Besuch einfand. Ssáltykow erklärte der Großfürstin, daß der Gedanke, sie zu besitzen, für ihn den Inbegriff aller himmlischen Seligkeit bedeute. Er wisse, daß sie mit dem Großfürsten nicht zusammenlebe und von ihm niemals jenes unaussprechliche Glück zu erwarten habe, auf das ihre Jugend und ihr Liebreiz einen unveräußerlichen Anspruch besitzen.

Katharina lachte. Sie bemerkte, daß Ssáltykow erst seit zwei Jahren verheiratet war und daß damals alle Welt behauptete, er sei in seine Frau unbeschreiblich verliebt gewesen ebenso wie sie in ihn.

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Sie ahnen nicht, wie schwer ich diesen Irrtum habe büßen müssen. Schon am Morgen nach der Hochzeit wußte ich, daß wir nicht füreinander geschaffen sind. Meine Frau versteht mich nicht. Sie hat meine heiligsten Gefühle verspottet und alles ist schon längst zwischen uns erloschen. Ahnen Sie nicht, welche unsagbare Qual es verursacht mit einer solchen Lüge durchs Leben gehen zu müssen?“

Die Großfürstin nahm es sich fest vor, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Aber er tat ihr leid und sie hörte seine unaufhörlichen Liebesbeteuerungen in der Hoffnung ruhig an, daß er sich von ihrer Nutzlosigkeit schließlich selbst überzeugen würde.

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, um das, was ihr an ihrem Schicksal unabänderlich schien, zu ertragen. Ihre glücklichsten Stunden verlebte sie allein in ihrem Zimmer, wenn sie sich mit einem Buche in der Hand in das Land ihrer Träume

flüchten konnte. Aber selbst dieser Genuß blieb kein ungetrübter, denn oft verbrachte der Großfürst stundenlang auf dem Korridor vor ihrem Schlafzimmer mit dem Einexerzieren seiner Mannschaften, die sich aus allen Rangklassen seiner Umgebung zusammensetzten. Es befanden sich darunter Kammerherren, Kavaliere und Adjutanten neben allerlei Hofbedienten wie Jägern, Gärtner und Tafeldeckern.

„Achtung!"

„Schultert das — Gewehr!"

„Vorwärts! Marsch, marsch!"

„Ganze Kompagnie — Halt!"

Er hatte sich mit diesen Kommandorufen bereits heiser geschrien und seine Stimme schlug dabei fortwährend um. Seine Leute konnten sich kaum noch auf den Beinen halten und blickten in Schweiß gebadet und völlig erschöpft ihren hohen Chef mitleidflehend an. Trotzdem marschierte der Zug immer wieder durch die Vorzimmer und Korridore und verursachte mit dem Dröhnen der Marschschritte und dem Aufstoßen der Gewehre einen Höllenlärm.

Aber das Fürchterlichste waren die Nächte. Wenn Katharina sich bereits zur Ruhe begeben hatte, stürmten oft ganze Maskenzüge mit lautem Lachen unter der Anführung des Großfürsten in ihr Schlafzimmer, tanzten mit lautem Geschrei um ihr Bett herum, sprangen über Tische und Stühle und warfen auf ihrem Schreibtisch alles darunter.

Katharina ertrug dies alles geduldig und tat, als ob sie fest eingeschlafen sei.

Wenn Peter mit seiner Dienerschaft bis tief in die Nacht getrunken hatte und sich endlich taumelnd auszukleiden begann, entwickelte er Pläne, die an seinem Verstande zweifeln ließen.

„Weißt du was, Katja? du mußt aber genau zuhören!“ begann er einmal in der Nacht, indem er die einzelnen Kleidungsstücke bald in die eine, bald in die andere Ecke warf. „Ich habe mir etwas ganz Originelles ausgedacht. Das Leben, das wir hier am Hofe unserer Tante führen, ist doch zu langweilig. Ich möchte mir am Strande bei Oranienbaum neben dem Birkenwäldchen, wo die Sonne so schön im Meere untergeht, ein Kapuzinerkloster bauen lassen. Wir müßten alle Kapuzinerkutten tragen — man bewegt sich in ihnen so leicht und angenehm. Ich würde jedem vom Hofe einen Esel anschaffen. Dann müßte einer nach dem andern sein Grauchen in die benachbarten Ortschaften treiben, um Wasser und Lebensmittel einzukaufen und abends mit ihm wieder zurückkehren. Wäre das nicht reizend?“

Er fing an zu scherzen, bekam einen Hustenanfall und lachte, indem er sich an den Bettpfosten lehnte, wieder hell auf.

„Meinst du wirklich?“ fragte ihn Katharina.

„Natürlich — das würde eine großartige Sache sein!“

„Willst du aber nicht lieber schlafen gehen. Das können wir ja morgen besprechen,“ bemerkte die Großfürstin gähnend.

„Nein, Katja, heute, gleich auf der Stelle! Sieh mal, hier ist Feder und Papier. Ich kann jetzt nicht ordentlich zeichnen. Sei so gut und mach' mal davon einen hübschen Entwurf. Fünf Kuppeln müssen es sein, eine große in der Mitte, ganz von Gold, prachtvoll und die andern blau — blau — ganz blau wie — wie . . .“

Er fiel lallend ins Bett. In der nächsten Nacht

fing er wieder an für diese Idee eines Klosterbaus zu schwärmen und redete genau dasselbe wie vorher. Das dauerte oft acht bis zehn Tage. Dann vergaß er plötzlich die ganze Geschichte und kam nie wieder darauf zu sprechen.

Ssáltykow verfolgte die Großfürstin inzwischen unaufhörlich mit seinen Liebesanträgen, malte ihr das Glück, das sie zusammen genießen würden, mit glühenden Farben aus und machte ihr unaufhörlich neue Vorschläge, wie er in ihr Zimmer dringen wolle, ohne daß es jemand merken würde. Aber sie lehnte alles mit größter Entschiedenheit ab, während sie zugleich fühlte, wie ihr Herz in schnelleren Pulsen schlug und ihre Sinne sich zu verwirren begannen.

Einmal ließ sich ein Lakai bei ihr melden, der ihr einen Brief von der Kaiserin zu überbringen hatte. Sie wollte sich gerade umkleiden, um auszufahren und öffnete selbst die Tür. Vor ihr stand Ssáltykow, der sich als Diener verkleidet hatte. Er wollte sich nicht abweisen lassen, schwur, daß dieser Augenblick in seinem Leben vielleicht niemals wiederkehre und streckte den Fuß zwischen die Tür. Erst als sie ängstlich aufschrie, lief er, indem er die Hand auf den Mund legte, mit hastigen Schritten davon.

Ein anderes Mal erschien er als alte Waschfrau mit einer weißen Perücke, großer Haube, bauschigem bunten Rock und einem Strohkorb am Arm in ihrem Zimmer. Sie konnte sich vor ihm nur dadurch retten, daß sie nach dem Klingelzug griff und der Kaiserin alles zu erzählen drohte.

Dennoch hörte sie ihm schweigend zu, wenn er bei Hofgesellschaften sich ihr näherte und versicherte, daß niemand einen Frauenmund so zu küssen verstehe wie er. Auch in der Liebe gebe es

Künstler im Bereich des Feinen, Geheimnisvollen und Süßen, von dem die meisten Menschen keine Ahnung haben. Nur in der freien Hingabe zweier Menschen, die sich füreinander geschaffen fühlen, könne dieser Zauber, den die Dichter und Künstler zu allen Zeiten verherrlicht haben, empfunden werden.

Sie antwortete noch immer kein Wort, aber sie dachte wieder an die Gestalten, mit denen die französischen Schriftsteller ihre Phantasie erfüllt hatten. Unter allen Männern am Hofe schien er allein diesem Ideal zu gleichen.

„Gestatten Sie mir wenigstens," flüsterte er, indem er einen glühenden Kuß auf ihre Hand drückte, „zu glauben, daß ich Ihnen nicht gleichgültig sei."

„Ich kann Sie ja nicht hindern, sich Ihren Phantasien hinzugeben," entgegnete sie mit verstellter Einfachheit, „aber verlassen Sie mich jetzt, denn ein so langes Gespräch mit Ihnen muß notwendig Verdacht erregen."

„Ich werde mich nicht früher entfernen," sagte Ssáltykow mit fast drohender Stimme, indem seine Stirnadern anschwollen, „als bis Sie mir gesagt haben, daß ich Ihnen gefalle."

„Ja, ja," bemerkte die Großfürstin mit einem Lachen, das in ihrer Kehle erstickte, „aber gehen Sie jetzt."

„Ich werde es mir gesagt sein lassen!"

„Nein! Nein!" rief sie abwehrend, indem sie mehrere Plättchen ihres Fächers zerdrückte und weiter ging.

„Ja! Ja" rief er mit leuchtenden Augen im Vorgefühl seines nahen Sieges.

Die Großfürstin fühlte sich nervös und launen-

haft. Sie schalt ihre Dienerschaft oft ohne Grund heftig aus und bat sie bald darauf, wenn sie wieder ruhiger geworden war, selbst um Entschuldigung. Sie beschwerte sich darüber, daß ihre Hofhaltung zu viel koste und daß es ihr zuweilen an dem Notwendigen fehle, während sie bei andern Gelegenheiten wieder ohne Grund mit Geschenken an ihre Umgebung große Summen verschwendete. Sie konnte in der Nacht stundenlang keinen Schlaf finden, wachte müde und mit Kopfschmerzen und führte nachmittags, wenn sie ruhen wollte, in unruhigen Träumen lange Selbstgespräche.

Sie versuchte ihr Blut durch körperliche Anstrengungen zu beruhigen und machte weite Ausflüge zu Pferde in die Umgebung von Peterhof. Schon bald nach ihrer Ankunft in Moskau hatte sie Reitunterricht genommen. Aber ihr Sitz war schlecht und sie fühlte sich ängstlich. Erst in Petersburg, wo sie in der Kaserne des Ismáilowschen Regiments einen tüchtigen Lehrer bekam, machte sie schnell Fortschritte und empfand Freude am Reiten.

In Peterhof, wohin der Hof während des Sommers übergesiedelt war, stand sie des Morgens schon um drei Uhr auf, kleidete sich selbst von Kopf zu Fuß in Männerkleider und ritt, nur von einem alten Jäger begleitet, durch die Gartenanlagen, die Peter der Große angelegt hatte, an den Strand.

Wie oft hatte hier der große nordische Reformator geweilt, wenn er von seiner jungen Hauptstadt zu Schiff nach dem Meere fuhr, um sich von dem Fortgang der Befestigung Kronstadts, seines neuen Kriegshafens, auf der gegenüberliegenden Seite zu überzeugen. Ursprünglich war es nur eine einfache Herberge, die er sich hier angelegt hatte,

um Schutz gegen die Unbilden der Witterung und eine leidliche Nachtruhe zu finden. Dann fügte er dem kleinen Wohnhaus eine bescheidene Kirche an, wo er selbst wiederholt Gottesdienst abhielt. Im Lauf der Jahre fand der Beherrscher Rußlands immer mehr Geschmack an Peterhof und beschloß am Ausfluß der Newa ein neues Versailles entstehen zu lassen. Wie ein Zauberkünstler ließ er durch das Aufstampfen seines Fußes aus einer Wüstenei einen Zaubergarten entstehen. Vierzigtausend Ulmen und Ahornbäume wurden aus dem Gouvernement Moskau, sechstausend Buchen aus dem Bezirk von Rostów hierher geschafft. Lindenbäume lieferte Amsterdam, Apfelbäume die Schweiz. Aus Sibirien und dem Kaukasus wurden seltene Pflanzen herbeigeschafft. Der Zar wies den Gärtnern und Arbeitern mit seinem Spazierstock selbst die Stellen an, wo die Bäume, Sträucher und Blumenbeete angepflanzt werden sollten.

Über dem glänzenden Wasserspiegel der Finnischen Bucht leuchtete der rötliche Sonnenball, zwischen schlank auslaufenden Wolkenstreifen eben erst gehoben, und warf eine golden leuchtende Säule über die Flut. Aus dem Schilf am Ufer flog eine Schar aufgescheuchter Enten mit lautem Geschrei auf. In der Ferne tanzten mehrere Fischerboote, deren Segel schneeweiß schimmerten, auf den Wellen. Es duftete nach feuchtem Grase, eine weiche, warme Luft spielte mit den Zweigen. Überall ein Flüstern und Rauschen von Bächen, Springbrunnen und Wasserstürzen! In der Mitte des Gartens stand der aus vergoldetem Erz angefertigte Simson mit dem aufgerissenen Backen des Löwen, aus dessen Rachen ein armdicker Wasserstrahl emporschoß.

Überall zwitscherten und lockten die Frühlingssänger im Laube.

Die Großfürstin blickte, indem sie ihrem Pferde mit der Reitgerte einen leichten Schlag versetzte, die Anhöhe zu dem von Peter erbauten Lustschloß und die Terrasse empor, mit der sich das Festland zur Küste herabsenkt. Sie ritt den Strand entlang zu dem Landhause Monplaisir, das der Zar zur Erinnerung an seinen Aufenthalt in Saardam im holländischen Geschmack, zunächst dem Landungsplatz der Schiffe, erbaut hatte. Sie blickte durch die Fenster in die mit zinnernem Gerät ausgestattete Küche. Sie betrachtete das zweistöckige weiße Häuschen Marly, das mitten im Wasser liegt und ließ sich von dem Diener, der aus dem Bett geholt wurde, das Schlafzimmer des Kaisers mit seinem Bett und Schlafrock zeigen. Weiter sprengte sie zur Eremitage mit dem „Tischlein deck' dich!", das sich mit Speisen und Getränken aus dem Fußboden hob und nach der Mahlzeit wieder versenkt werden konnte.

Sie sagte sich, daß eine Schöpfung wie diese, die der Wille eines genialen Herrschers aus dem Nichts geschaffen und dem er seinen Namen gegeben hatte, in der als unwirtlich verschrienen Umgebung St. Petersburgs überall angelegt werden könnte.

Oft fuhr die Großfürstin mit ihrem Jäger weit hinaus in die Bucht und kam wiederholt in Lebensgefahr, wenn sie mit ihrem Boot ins offne Meer getrieben wurde.

Sie hatte sich außerdem einen englischen Damensattel und ein englisches Reitkleid anfertigen lassen, weil sie gehört hatte, daß die Kaiserin es nicht gern sähe, wenn sie als Mann ausritt. Einmal

Peter III. als Kaiser

Nach einem Bildnis von Antropow im Senatsgebäude von St. Petersburg

begegnete sie ihrer Tante, die gerade in den Anlagen von Peterhof spazieren ging. Die Zarin lobte ihren Sitz. Katharina sprang vom Pferde herunter, stellte sich vor die Kaiserin hin, schlug die Hacken zusammen und legte die Finger ihrer rechten Hand zum militärischen Gruß an das schwarze Barett, das von einem Diamantband umschlungen war. Als die Kaiserin sich mit einer scherzend drohenden Gebärde von ihr verabschiedet hatte, sprang sie dem Tier, dessen Zügel ihr aus der Hand gefallen war, mit der Geschicklichkeit und Eleganz einer Kunstreiterin wieder auf den Rücken und galoppierte davon.

Sie hatte sich einen Sattel anfertigen lassen, auf dem sie sitzen konnte wie sie wollte. Von dem Haken ihres Damensattels vermochte sie jeden Augenblick einen zweiten Steigbügel zu lösen. Im Nu schlug sie dann das Bein über und ritt wie ein Mann, ohne daß es jemand merkte.

Wenn sie von diesen Ausflügen heimkehrte, „hungrigst und durstigst" wie sie zu sagen pflegte, fühlte sie erst recht, wie allein sie war, wie sie niemanden hatte, mit dem sie ihre Gedanken austauschen konnte.

Vor allem verursachten ihr die Nächte wahre Höllenqualen.

Einmal war sie kaum eingeschlafen, als der Großfürst betrunken ins Schlafzimmer trat und ihr zu erzählen anfing, daß er sich in die kleine bucklige Prinzessin von Kurland verliebt habe. Katharina hörte dies Geschwätz eine Weile geduldig an, tat dann aber als ob sie schliefe, um ihn zum Schweigen zu bringen. Er redete aber nur immer lauter und eindringlicher auf sie ein und als sie ihm keine Ant-

wort gab, versetzte er ihr mehrere derbe Püffe in die Seite und schimpfte über ihren tiefen Schlaf.

Da sie die Osternacht zu durchwachen hatte, legte sie sich am Sonnabend vorher schon um fünf Uhr nachmittags zu Bett, um bis zu der Stunde zu ruhen wann sie sich anzukleiden hatte. Kaum hatte sie sich jedoch in ihren Kissen ausgestreckt, als der Großfürst aufgeregt hereinstürzte und sie aufforderte, sofort aufzustehen.

„Es sind eben Austern aus Holland angekommen — ganz frische, von wundervollem Geschmack. Komm schnell!"

Es blieb ihr nichts anderes übrig, als wieder aufzustehen und sich an den Eßtisch zu setzen, wo eine große Schüssel mit Austern aufgetragen. Sie quälte sich damit ein Dutzend herunterzuschlürfen, empfand dabei plötzlich einen schlechten Geschmack auf der Zunge und fürchtete sich übergeben zu müssen. Der Großfürst, der sie mit mißtrauischen Blicken beobachtet hatte, ob sie von seinem Lieblingsgericht auch nicht zu viel essen würde, sagte: „So, nun kannst du wieder schlafen gehen. Ich wollte nur sehen, ob auch schlechte darunter seien und sie mir vielleicht schaden würden!"

Katharina bekam einen heftigen Anfall von Kolik, konnte die Ostermette nicht bis zu Ende anhören und mußte die Feiertage im Bett zubringen.

Oft fragte sie sich, wie lange sie dies Leben noch ertragen würde und schien zu verzweifeln.

Sie hatte niemals schöner und verführerischer als gerade jetzt ausgesehen. Das Unbefangene und fast Kindliche ihres Gesichtsausdrucks war von einer sanften Melancholie umschattet, die ihren Seelenkampf verriet

Erst jetzt wurde es ihr völlig klar, wie sie überall von begehrlichen Blicken verfolgt wurde und eine Atmosphäre von Verliebtheit einatmete, die sie wie die schwüle Luft eines Treibhauses betäubte. Zwischen ihrem Fächer, in ihren Büchern, sogar in ihren Strümpfen fand sie von bekannter und unbekannter Hand Briefe, die sie zum Stelldichein einluden.

Selbst der dicke, häßliche, plumpe Tschoglokoff, der Mann der Oberhofmeisterin, verfolgte sie mit seinen Anträgen, die sie ruhig anhören mußte, um ihn nicht zu kränken, denn seine Klatschereien bei Hofe machten ihn zu einer gefürchteten Persönlichkeit. Er hatte sie und den Großfürsten, der erst später nachkommen konnte, zur Jagd auf seine Insel bei Peterhof eingeladen und in einem Boot abgeholt. Seine Frau mußte wegen ihres Zustands zu Hause bleiben, während die Gesellschaft, von der Meute begleitet, zu Pferde aufbrach.

Darunter befand sich auch Ssáltykow, der sich diesmal auffallend zurückhaltend benahm. Er unterhielt sich fast nur mit Tschoglokoff, der von der kindischen Eitelkeit beseelt war, sich für einen Dichter zu halten. Er liebte es, sich ein beliebiges Thema zurufen zu lassen, um darüber ohne jede Spur von Phantasie und Geist hölzerne Verse zu improvisieren. Oft blieb er jedoch bei diesen armseligen Versuchen stecken, verschwand dann auf eine Viertel- oder halbe Stunde, um sich zu sammeln und kehrte dann mit seinem vollgekritzelten Manuskript freudestrahlend wieder.

In dieser Schwäche bestärkte ihn Ssáltykow, um mit der Großfürstin allein zu sein. Gerade seine anscheinende Gleichgültigkeit hatte sie in Erregung

gebracht. Sie ärgerte sich darüber, all die fein gesetzten und liebkosenden Worte nicht mehr zu hören, an die er sie gewöhnt hatte. Sie verfolgte ihn mit verstohlenen Blicken, glaubte aber, daß er ihnen keinerlei Beachtung schenke.

Nachdem die Jagd zu Ende war, setzte man sich um einen runden Tisch. Jeder nahm einen Zettel Papier in die Hand und beschrieb ihn mit einem Satz, auf den sein Nachbar einen Reim machen mußte, so daß der Zettel die Reihe herumging und der letzte das Gedicht abschloß.

Katharina saß an einer Ecke Ssáltykow gegenüber. Ihre Blicke begegneten sich fortwährend, ohne daß sie ein Wort miteinander sprachen. Die Großfürstin hatte von ihrem Nachbarn gerade den Zettel erhalten, dessen Inhalt sie mit einem gereimten Satz fortsetzen sollte. Aber sie dachte weder daran noch an den Ort und die Gesellschaft, in der sie sich befand. Als ob ihr jemand die Hand führte, schrieb sie auf das Papier wie unbewußt die sieben Worte: „Ssáltykow ist schön wie der junge Tag!“

Ssáltykow, der sie unauffällig beobachtet hatte und genau wußte was in ihr vorging, besaß neben seinen vielen Talenten in Liebesränken auch die Kunst, jede Handschrift verkehrt entziffern zu können.

Als es dunkel wurde und man sich zum Aufbruch in den bereitgehaltenen Booten rüstete, bat er Tschoglokoff, dies herrliche Fest auf der Insel, die jetzt mit farbigen Lampions geschmückt war, noch mit einigen Versen zu verewigen.

Freudestrahlend sprang dieser von seinem Sitz auf und ging in dem nahen Laubengang auf und ab, indem er an den Fingern seine Verse abzählte.

Das dauerte jedoch so lange, daß die Gesellschaft sich bereits zur Anlegestelle der Boote begeben hatte. In jedem von ihnen hatten immer nur zwei Personen Platz. Ssáltykow hatte, ohne eine Silbe zu sprechen, die Hand der Großfürstin gefaßt und sie folgte ihm wie von einer Macht bezwungen, die stärker als sie selbst war. Sie gingen zwanzig Schritte am Ufer entlang und bestiegen ein Boot, das dort ohne Führer angebunden lag. Sie fuhren hinaus in die unendliche Nacht, die nur von einer schmalen Mondsichel beleuchtet war. Über die Wellen tönte von fern die krähende Stimme Tschoglokoffs:

„Rosen, Veilchen, Nelken,
Alle Blumen welken,
Primeln und Vergißmeinnicht —
Unsere Liebe welket nicht!“

Schon nach den ersten Schlägen ließ Ssáltykow die Ruder sinken und das Boot treiben, wohin es wollte. Beide fanden sich in einem heißen, überquellenden Kuß, der die Großfürstin wie ein unendlicher Glutstrom durchrieselte und ihr die Besinnung raubte . . .

VII.

Zehn Jahre waren seit der Vermählung des Großfürsten mit der Prinzessin von Anhalt-Zerbst dahingegangen.

Je mehr sich Katharina zu einer Frau von bezauberndem Reize entwickelte, berührte es um so peinlicher, daß die Aussicht auf die Geburt eines Thronfolgers immer geringer wurde. Die „Ausländ-

derin" konnte erst dann als rechtes „Mütterchen" für das russische Volk angesehen werden, wenn sie einem Sohn das Leben gegeben hatte. Bis dahin blieb sie trotz des Verführerischen ihrer Persönlichkeit und des Glanzes, mit dem sie das Petersburger Hofleben umstrahlte, vor den Augen der Welt doch nur das „arme Käthchen".

Der Großfürst selbst schien sich darüber keine Sorgen zu machen, da er mit Damen aus seiner Umgebung fortwährend neue Liebschaften oder was er darunter verstand unterhielt und mit seiner Frau ganz offen darüber sprach. Er fühlte sich dabei als „Teufelskerl", dem niemand widerstehen konnte und war sehr zufrieden, wenn Katharina ihm wegen dieser Ausschweifungen keine Vorwürfe machte. Er freute sich anfänglich sogar darüber, daß sie allgemein gefiel und bewundert wurde. Nur ab und zu empfand er das Bedürfnis, den Eifersüchtigen zu spielen und zu zeigen, wie sehr er sich durch ihr auffallendes Benehmen, ihre Ausgelassenheit bei Bällen und Maskenfesten, ihren Verkehr mit hoch und niedrig, ihre Besuche, bei denen sie oft halbe Tage verschwand und ihre nächtlichen Spaziergänge gekränkt fühlte. Schon im zweiten Jahr seiner Ehe hatte er an sie folgenden Brief gerichtet:

„Madame!

Bitte, bemühen Sie sich nicht diese Nacht bei mir zu schlafen. Das Bett dürfte für uns beide zu schmal sein, nachdem wir zwei Wochen von einander getrennt gelebt haben.

Ihr sehr unglücklicher Gatte, den Sie niemals dieses Namens für würdig hielten.

Peter."

Es wurde Katharina indessen nicht schwer, diese gereizte Stimmung durch ein liebkosendes Wort, ein sanftes Schmollen, ein Geschenk, das sie dem Großfürsten machte oder dadurch niederzuschlagen, daß sie die Erfüllung eines seiner törichten Wünsche bei der Kaiserin durchsetzte.

Da er so häufig betrunken war, suchte Katharina zu erfahren, auf welche Weise ihm diese Menge Spirituosen zugetragen wurden. Endlich fand sie beim Aufräumen in seinem Zimmer unter verschiedenen großen Kommoden eine, die nichts anderes als eine ungeheure Menge von Wein- und Likörflaschen enthielt und seiner Kaiserlichen Hoheit als Keller diente. Peter beschwor seine Frau, niemandem davon etwas zu erzählen. Ebenso fürchtete er am Morgen nach seinen durchzechten Nächten irgendein Geheimnis ausgeplaudert zu haben, wodurch er sich die Ungnade seiner Tante zuziehen konnte. In dieser Angst bestärkte ihn Katharina und erreichte dadurch, daß er sie zwar mit seinen Albernheiten und heftigen Vorwürfen belästigte, ihr aber schließlich doch den Willen ließ.

Um so verdrießlicher war die Kaiserin, daß die Großfürstin dem Lande noch immer keinen Thronfolger geschenkt hatte. Sie wurde, wenn sie darauf zu sprechen kam, zuweilen so erregt, daß sie heftige Worte gebrauchte und der Schaum ihr auf die Lippen trat. Wozu Katharina denn eigentlich nach Rußland gekommen sei? Sie würde noch die ganze Dynastie stürzen und sich und ihr Land unglücklich machen, wenn sie sich nicht bessern und ihre Pflicht tun wolle. Vor allem schärfte die Kaiserin ihr immer wieder ein, nicht so wild zu reiten, vor allem nicht im Herrensattel. Diese verrückte

Gewohnheit bilde sicherlich die wahre Ursache ihrer Unfruchtbarkeit!

Die Kaiserin Elisabeth war erst fünfundvierzig Jahre alt, aber schon begannen sich bei ihr Alterserscheinungen zu zeigen, die ihre Umgebung mit Sorge erfüllten. Wenn sie sich mit ihren Liebhabern ausgetobt und von Speisen und Getränken sinnlose Menge vertilgt hatte, fühlte sie sich am nächsten Morgen wie tot, blieb tagelang im Bett und kümmerte sich um keinerlei Regierungsgeschäfte. Dann wollte sie wieder das Versäumte nachholen, mußte jede Kleinigkeit wissen und ärgerte sich über alles, am meisten über die spöttischen Bemerkungen des Königs Friedrich, die ihr hinterbracht wurden. Mehrfach ließ sie in ihrem Schloß alle Heiligenbilder zusammentragen und befahl der Geistlichkeit, für sie Gebete zu veranstalten und ihre Feinde zu verfluchen.

Sie hielt sich gern in Zárskoje Sseló auf, wo Peter der Große auf einem Landgute durch die Anpflanzung einer Orangerie und die Anlage eines Tiergartens einen freundlichen Sommersitz in der Nähe von St. Petersburg geschaffen hatte. Sie selbst hatte den Ort durch verschiedene Neubauten und Gartenanlagen verschönert. An einem Herbsttage war sie von ihrer Wohnung die wenigen Schritte zur Dorfkirche gegangen, wo gerade am Marientage die Messe abgehalten wurde. Während des Gottesdienstes fühlte sie auf einmal, wie ihr die Besinnung schwand und sie vom Stuhl zu fallen drohte. Sie hielt sich aber noch an einem Pfeiler fest, griff nach ihrem Riechfläschchen und kam wieder zu sich. Sie verließ dann früher als die andern die Kirche, schritt über eine Wiese zum Schloß, fiel dabei aber

bewußtlos ins Gras. Da sie ganz allein war, wurde ihr Unfall zunächst gar nicht bemerkt.

Bald strömten aber von allen Seiten die Menschen herbei, betrachteten sie wehklagend und erschreckt, hatten aber nicht den Mut sie anzufassen und aufzuheben. Erst als die Ehrendamen und Vertrauten gerufen wurden, bedeckte man das verzerrte Gesicht der Kaiserin mit einem weißen Tuch und trug sie in ein Haus, was bei ihrer Größe und ihrem Körpergewicht sehr umständlich war.

Der Arzt, der ihr zur Ader ließ, konnte sie lange nicht zum Bewußtsein bringen. Es dauerte mehrere Stunden, bis sie wieder zum Leben kam. Aber sie erkannte niemanden und man konnte sie kaum verstehen, als sie fragte, wo sie sich befände. Endlich wurde sie mit dem Sofa ins Schloß gebracht, wo eine ungeheure Aufregung entstand, da man allgemein glaubte, daß sie bereits verschieden sei. Sie hatte sich während des Falls die Zunge zerbissen und die Ärzte meinten, daß sie Krämpfe gehabt haben müsse. Sie erholte sich indessen überraschend schnell.

Während dieser Zeit verlebte Katharina bei ihren Zusammenkünften mit Ssáltykow Stunden des Glücks, die ihr heißblütiges Temperament nur immer höher aufflammen ließen. Sie sprang an dem hohen, schlanken, bildhübschen Mann wie eine Katze empor, klammerte sich mit ihren Knien an seinem Bein fest und küßte ihm die Lippen blutig. Ihr Verlangen nach der Sättigung, die sie so lange entbehrt hatte, kannte keine Grenzen. Es steigerte sich um so mehr, als Ssáltykow sie oft warten ließ oder die verabredete Stunde ihres Zusammenseins auch wohl ganz versäumte.

Man hatte alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen, um diesen Liebesroman mit dem Schleier des Geheimnisses zu verdecken. Ssáltykow gab sich unverändert, verbindlich, kühl und taktvoll, weil er in solchen Künsten eine große Erfahrung besaß. Aber Katharina drohte sich durch ihr aufgeregtes Wesen selbst zu verraten und mußte zur Vorsicht ermahnt werden. Ihr Benehmen fiel allmählich so sehr auf, daß man sich bei Hofe allgemein zuraunte, die Großfürstin habe ihr Herz entdeckt. Man wußte aber nicht genau anzugeben, wer ihr dabei geholfen habe.

Die Kaiserin, die Ssáltykow nicht ausstehen konnte, versuchte alles mögliche, um hinter dies Geheimnis zu kommen. Es wurden besondere Aufpasser bestellt, die ihr Amt aber so ungeschickt ausführten, daß Katharina sehr bald merkte, wer hinter ihr herschlich oder ihre Diener aushorchte. Sie verbat sich diese Spionage, aber ohne Erfolg.

Besonders ärgerte sie ein kleiner langnasiger Geselle, der sich angeblich damit zu schaffen machte die Uhren im Schloß zu stellen und jedesmal wenn er der Großfürstin begegnete ein süßlich lächelndes Gesicht zeigte und sich die Hände verlegen rieb. Sie hatte ihm bereits mehrfach gesagt, daß sie seine Dienste nicht brauche, da sie selbst genau wisse, was die Glocke geschlagen habe. Als sie ihn jedoch wieder in ihrem Zimmer traf und dabei bemerkte, wie er ihren Schreibtisch beschnüffelte, versetzte sie ihm links und rechts ein Paar derbe Ohrfeigen, die ihre fünf Finger auf seinen Backen abzeichneten.

Der Mann verzog keine Miene, verbeugte sich nur tief, sagte: „Entschuldigen Sie!“ und wurde nie

wieder gesehen. Seitdem hatte sie Ruhe vor den Spionen.

Madame Tschoglokoff, die Oberhofmeisterin, hatte der Kaiserin, die sich wegen der Thronfolge beständig Sorge machte, in der letzten Zeit beruhigende Versicherungen gegeben.

Eines Tages nahm die Oberhofmeisterin die Großfürstin beiseite und sagte zu ihr: „Hören Sie, ich muß ganz aufrichtig mit Ihnen sprechen. Mein Mann ist gewiß kein Adonis und ich glaube einen netteren Mann verdient zu haben. Aber schließlich muß man sich in die Dinge fügen wie sie nun einmal liegen. Ein bißchen Freundschaft und Vertrauen — es geht auch so. Wenn sich uns zarte Kinderarme entgegenstrecken, läßt sich das Leben noch einmal so leicht ertragen. Wir Frauen werden ja zumeist durch unsere kleinen Lieblinge zu allem Guten erzogen. Und erst bei Ihnen, meine Teuerste — da liegt die Sache noch wesentlich anders. Es handelt sich um eine Notwendigkeit, der Sie sich nicht entziehen dürfen."

Katharina öffnete Augen und Ohren und schien etwas antworten zu wollen, kam aber nicht dazu, denn jene fuhr fort: „Ich weiß, ich weiß alles. Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Die ehelichen Bande stellen allerdings etwas Heiliges dar. Trotzdem gibt es Verhältnisse von höherem Interesse, die eine Ausnahme von der Regel gebieterisch fordern. Nicht wahr, ich darf doch ganz aufrichtig mit Ihnen sprechen?"

Katharina hatte das Gefühl in eine Falle gelockt zu werden und beobachtete sie nur scharf, ohne etwas zu sagen.

„Sie werden sehen, wie groß meine Liebe zu

meinem Vaterlande ist und wie gut ich es meine. Ich zweifle nicht, daß Sie eine Person am Hofe besonders gern sehen. Ich lasse Ihnen die Wahl zwischen Sergius Ssáltykow und Leo Narischkin. Irre ich nicht, so ist es der letztere. Wie?"

Katharina rief unüberlegt aus: „Was, Sie meinen den Hansnarren, der vor meiner Tür immer wie ein Kätzchen miaut und erwartet, daß ich ihn hineinlassen werde? Kein Gedanke!"

„Nun gut, ist es der eine nicht, so ist es unzweifelhaft der andere! Mein Gott, so machen Sie doch keine so erstaunte Unschuldsmiene, als ob Sie keinen Buben vom Mädchen unterscheiden könnten. Sie sollen sehen, daß ich die allerletzte bin, die Ihnen Schwierigkeiten bereitet."

Die Großfürstin machte große erstaunte Augen, die zu sagen schienen: Davon verstehe ich aber wirklich gar nichts!

Man hätte sie in diesem Augenblick für eine Einfalt vom Lande halten können.

Während dieser Zeit hatte sich bei Hof die Nachricht verbreitet, daß es einem geschickten Operateur gelungen sei, bei dem Großfürsten die Ursache zu beseitigen, durch welche sich die Kinderlosigkeit seiner Ehe erklärte.

In Wahrheit beschäftigte er sich aber nach wie vor mit nichts anderm als drei- bis viermal am Tage die Kleider zu wechseln, seine Hunde zu quälen, seine Soldaten einzuexerzieren, seine Geige zu kratzen und sich nachts mit seinen Dienern zu betrinken.

Als die Großfürstin einmal sein Zimmer betrat, erblickte sie in der Mitte einen Galgen, an dem eine ekelhafte große Ratte hing. Ringsherum war aus einem Kasten mit Spielzeug, den er immer wieder

hervorholte, eine aus Pappe angefertigte Festung aufgestellt, die mit Bleisoldaten besetzt war.

Auf ihre Frage, was dieser Scherz zu bedeuten habe, erhielt sie zur Antwort: „Es handelt sich durchaus um keinen Scherz, sondern um eine regelrechte Hinrichtung. Diese schurkische Ratte war über die Wälle der Festung gesprungen und hat zwei Soldaten, die auf Posten standen, angefressen. Ich habe den Verbrecher, der zu entfliehen suchte, in contumaciam zum Tode verurteilen lassen. Mein Hühnerhund hat die Ratte in diesem Loch an der Wand, wo sie sich versteckt hielt, gepackt und sie wurde nach allen Regeln des Strafvollzugs sofort erhängt. Drei Tage lang soll sie vor den Augen des Publikums ausgestellt bleiben und ihm zur Warnung dienen."

Katharina mußte über diese Albernheit laut auflachen, wodurch sie aber den Großfürsten schwer beleidigte.

„Dabei ist durchaus nichts zu lachen," erwiderte er, indem er ein Bein über das andere schlug und die Hand in die Westentasche steckte. „Ich muß doch sehr bitten Anordnungen, die ich treffe, nicht zu verspotten. Darunter könnte mein Ansehen leiden, das ich als Thronfolger aufs peinlichste hüten muß."

„Ich meinte ja nur," bemerkte die Großfürstin, die den Atem gewaltsam anhielt um nicht wieder loszuplatzen — „ich verstehe ja nichts von den Kriegsgesetzen. Aber mir scheint, daß die Ratte, bevor sie zum Tode verurteilt wurde, doch erst hätte verhört werden müssen."

„Dummheiten — albernes Weibergewäsch! Ich weiß, was ich zu tun habe!" Er drehte sich um und stolzierte zur Tür hinaus, nachdem er seiner Frau einen drohenden Blick zugeworfen hatte.

Zweimal waren ihre Hoffnungen auf die Geburt eines Kindes fehlgeschlagen. Beim drittenmal gab sie einem Knaben das Leben, der auf Befehl der Kaiserin von derem Beichtvater den Namen Paul erhielt.

Die junge Mutter lag drei Stunden auf ihrem Schmerzenslager in einem Zimmer, dessen Fenster schlecht schlossen, ohne daß sich jemand um sie kümmerte, ihr eine Erfrischung reichte oder sie umbettete. Sie verbrachte den ganzen Tag mit Weinen und Jammern. Erst nach sechs Wochen bekam sie ihr Kind zum erstenmal zu sehen, dessen Geburt in St. Petersburg und dem ganzen Lande mit der größten Freude begrüßt wurde.

Als es getauft wurde, überreichte die Kaiserin der Mutter einen Befehl an ihr Kabinett, ihr hunderttausend Rubel auszuzahlen neben einem kläglichen kleinen Halsband und goldenen Ohrgehängen, wie man sie nicht einmal einer Kammerfrau schenkt. Als Katharina das Geld erhielt, wurde sie von dem Kabinettssekretär himmelhoch gebeten, es doch wieder zurückzugeben, da in der Kasse kein Pfennig vorhanden sei.

Als der Großfürst von diesem Geschenk hörte, wurde er wütend und beruhigte sich nicht eher, als bis er die gleiche Summe erhielt.

Als er das Geld einsteckte, brummte er ärgerlich vor sich hin: „Der Himmel weiß, woher meine Frau schwanger geworden. Ich bin durchaus nicht sicher, ob dies Kind mir gehört!"

Ssáltykow wurde zuerst aufs Land geschickt und dann nach Schweden befohlen, um dem dortigen Hof die Geburt eines Thronfolgers zu melden.

Katharina war über den Verlust ihres Lieb-

habers untröstlich und infolgedessen in so gereizter Stimmung, daß sie sich überall von Gegnern umgeben sah, die sie kränkten oder ihre Stellung zu untergraben suchten. Sie rächte sich an ihnen dadurch, daß sie ihnen die bittersten Wahrheiten ins Gesicht sagte oder über sie bissige Bemerkungen machte, die sich blitzschnell in der Stadt verbreiteten. Dabei verschonte sie sich selbst nicht, denn als man sie fragte, wie sie sich jetzt als Mutter fühle oder ob sie mit dem Großfürsten nicht glücklicher als früher lebe, bemerkte sie sarkastisch: „Wenn ich die Wahrheit sagen sollte, müßte ich lügen."

Peter, dem diese boshafte Redensart hinterbracht wurde, beschloß seine Frau zur Vernunft zu bringen. Eines Tages kam er zu ihr ins Zimmer und sagte: „Ich muß Ihnen gestehen, daß Sie anfangen unerträglich stolz zu werden."

„Darf ich fragen, worin dieser Stolz besteht?"

„Sie halten sich außerordentlich gerade als ob Sie eine Degenscheide verschluckt hätten."

„Würde ich Ihnen mehr gefallen, wenn ich mit gekrümmtem Rücken wie die Sklaven des Sultans einhergehen wollte?"

„Sie werden sich wohl entschließen müssen, Vernunft anzunehmen!"

„Was soll das heißen — bitte?"

Der Großfürst stellte sich mit dem Rücken gegen die Wand, zog seinen Degen bis zur Hälfte und zeigte ihn Katharina.

„Was bedeutet das? Wollen Sie sich mit mir etwa schlagen? Aber dann müßte ich auch einen Degen haben."

„Ihre Schlechtigkeit übersteigt wirklich jede Beschreibung," stotterte Peter, indem er seinen

Degen wieder in die Scheide stieß. Er hatte offenbar wieder zu viel getrunken und roch auf drei Schritte nach Wein und Tabak. Er beklagte sich, daß seine Frau ihm kein Vertrauen schenke, ihre wahren Freunde nicht kenne, faselte alles durcheinander, konnte die Sätze nicht vollenden und endigte mit zusammenhanglosen Worten wie „Und überhaupt!“ und „Na also!“, indem er im Gefühl einer unwiderleglichen Beredsamkeit hinausging.

Der Aufenthalt in St. Petersburg wie auf dem Lande fing Katharina an unleidlich zu werden. Sie sehnte sich fort aus dieser Umgebung, gleichviel wohin und wenn es auch nur ihre Kinderstube in Zerbst gewesen wäre.

Lauter unangenehme Erinnerungen tauchten in ihr auf und beschäftigten sie unaufhörlich. Es fiel ihr ein, wie vor Jahren das Landhaus, in dem sie schlief, mitten in der Nacht einstürzte und sie mit den übrigen Bewohnern im Nachtkleid nur gerade ihr Leben retten konnte. Sie glaubte wieder das entsetzliche Getöse zu vernehmen wie beim Stapellauf eines Schiffes. Sie hatte Angst, daß auch in Peterhof Feuer ausbrechen könnte, denn wenn sie abends an das Fenster ihres Schlafzimmers trat, sah sie zuweilen — so leichtsinnig gingen die Landbewohner mit Feuer um — an drei bis vier Stellen aus den Dächern die Flammen aufschlagen. In Moskau war vor kurzem eine Feuersbrunst ausgebrochen, die den Holzbau mit seinem ganzen kostbaren Inhalt und die ungeheure Garderobe der Kaiserin vernichtete. Da es sich herausstellte, daß die Ungeschicklichkeit der Ofenheizer daran schuld war, sah die Großfürstin in jedem von ihnen fortan einen geborenen Brandstifter.

Schloß Peterhof in der

Schloß Zarskoje Sselo in d

achtzehnten Jahrhunderts

des achtzehnten Jahrhunderts

Großfürst Paul Petrowitsch. Der Sohn der Kaiserin Katharina II.

Nach einem Stich von J. E. Mansfeld

Als ein Lakai irrsinnig wurde und in einem Zimmer, wo man ihn untergebracht hatte, zu toben anfing, glaubte sie beständig sein Schreien zu hören. Da in demselben Jahr zufällig noch mehrere andere Personen den Verstand verloren, fürchtete sie auch für sich und ließ den Arzt rufen, der sie genau beobachtete, aber in ihrem Nervensystem nichts Bedenkliches fand und sie nur bat, sich keinen überflüssigen Gedanken hinzugeben.

In der Einsamkeit dessen, was ihr durch Kopf und Herz ging, entwickelte sich in ihr ein Sinn für die Schönheiten der Natur, den sie früher nicht gekannt hatte. Alles, was durch die Luft flatterte, im Wald zwitscherte, auf der Erde lief und kroch, im Freien grünte und blühte, erregte nunmehr ihre ungeteilte Aufmerksamkeit.

In dem freundlichen Oranienbaum, das eine knappe Stunde von Peterhof ebenfalls am Finnischen Meerbusen liegt, hatte der Großfürst ein ganzes Detachement holsteinischer Soldaten in den Dörfern untergebracht, um sie zum Verdruß der dortigen Bevölkerung einzuexerzieren. Sie galten allgemein als Spione und Verräter, die sich im fremden Lande ernähren ließen. Zur Unterhaltung der Offiziere und Soldaten wurden theatralische Vorstellungen und Maskenbälle gegeben, zu denen man eine sehr gemischte Gesellschaft von Sängerinnen und Tänzerinnen von der Petersburger Oper einlud. Die Großfürstin, die darin teilnehmen mußte, erschien stets in einfacher Toilette ohne Schmuck und Juwelen. Den Trinkgelagen, die den Schluß bildeten, blieb sie überhaupt fern, um einsam am Strande spazieren zu gehen und abends den Sonnenuntergang abzuwarten.

Wegen der Anpflanzung ihres Gartens besuchte sie den Gärtner von Oranienbaum, einen einäugigen Greis, der sich seinen langen Bart unter die Weste geknüpft hatte und wie ein Geistlicher aussah. Er sprach nur wenig und über ihn gingen seltsame Gerüchte umher. Man erzählte sich, daß er die neue religiöse Sekte der Chlysty, der Flagellanten oder Geißler, ins Leben gerufen habe, die sich selbst „Gottesmenschen" nannten. Die Jünglinge mußten geloben sich nicht zu verheiraten und die Verheirateten als Bruder und Schwester zu leben. In der Nacht kamen Männer und Frauen, nur in weiße Gewänder gehüllt, zusammen und drehten sich unter beständigem Singen und Seufzen wie türkische Derwische, bis sie im Zustande höchster Verzückung und in Schweiß gebadet kraftlos zu Boden stürzten. Die Polizei verfolgte diese Sekte, konnte aber den Ort ihrer Versammlungen bisher nicht ausfindig machen.

Der alte Gärtner stand im Rufe eines Propheten, der ferne Dinge voraussah und auch der Kaiserin Elisabeth vorhergesagt hatte, daß sie den Thron besteigen werde. Seitdem fürchtete man ihn und ging ihm als einem unheimlichen Menschen aus dem Wege. An Katharina hatte er Gefallen gefunden und sprach mit ihr oft in abgebrochenen Sätzen, die anfänglich schwer verständlich wie Orakelsprüche klangen.

„Mütterchen," sagte er zu ihr geheimnisvoll, indem er seine Hände auf ihren Scheitel legte, „unser Heiland, der nicht der Eurige ist, den man aber ebenfalls verspottet, gebrannt, gefoltert und bei der heiligen Pforte in Moskau gekreuzigt hat, will dich durch mich segnen und zu hohen Zielen führen. Ich

sehe — sehe, wie du dir die Krone aufsetzest und als Alleinherrscherin den Thron besteigst. Alle Völker werden dir huldigen — Söhne, Enkel und Großenkel wirst du haben und erst im hohen Alter sterben."

Seine tiefe Stimme bebte dabei vor innerer Erregung. Er sprach mit großer Aufrichtigkeit. Aus seinem einen Auge schien Feuer zu sprühen, als er vor der Großfürstin in die Knie sank und ihr Kleid küßte.

Sie wandelte wie im Traum am Ufer entlang und hörte immer wieder die seltsamen Worte.

Aber wie lange würde sie dies Leben noch ertragen?

Am Petersburger Hof erschien damals im Gefolge des englischen Gesandten ein junger Pole Poniatowsky, der durch seine gesellschaftlichen Talente allgemein auffiel und ebenso geistreich wie liebenswürdig zu plaudern verstand. Er war in seiner äußern Erscheinung mit der vollendeten Schönheit Ssáltykows nicht zu vergleichen, glänzte aber durch seine weltmännische Bildung, die er sich durch seinen Aufenthalt in Paris erworben hatte. Wenn er sich an den Kamin lehnte und von seinen Erlebnissen in der französischen Hauptstadt zu erzählen anfing, drängte sich alles um ihn und bestürmte ihn mit hundert Fragen.

Er schilderte den Pariser Salon, wie er von Madame Geoffrin begründet, von der Marquise du Deffand fortgeführt und von Fräulein l'Espinasse zur höchsten Vollendung ausgebildet war, als die Stätte, wo nicht nur die wichtigsten Fragen der Bildung und des Geschmacks entschieden, sondern auch alle Triebfedern des öffentlichen Lebens in Bewegung gesetzt wurden. Neben dem Adel der Geburt war

ein Adel des Geistes zur Geltung gekommen, der mit vielseitiger Bildung und Schärfe des Witzes die Welt zu beherrschen anfing. Auch ohne Vermögen, Schönheit und eine lange Reihe von Ahnen konnte man hervorragende Staatsmänner, Würdenträger der Kirche, berühmte Generäle und die ersten Gelehrten in einem bescheidenen Haushalt empfangen.

Poniatowsky beschwor die Geister der Madame de Sévigné herauf und schilderte mit unwiderstehlicher Beredsamkeit, wie Diderot und Voltaire mit ihrer Feder ebenso große Siege errangen, wie sie gefeierte Kriegshelden mit ihrem Schwert feierten.

Poniatowsky war von politischem Ehrgeiz erfüllt. Der Gedanke, in seinem Vaterland Polen eine staatsmännische Rolle zu spielen, beherrschte all sein Tun und Denken. Immer verbindlich und scheinbar absichtslos suchte er die Menschen, mit denen er in Berührung kam, stets dorthin zu stellen, wo er sie für die Ausführung seiner Zwecke am besten brauchen konnte.

Dadurch erweckte er die Aufmerksamkeit und Bewunderung Katharinas, die sich nach einem solchen Helfer bisher vergebens umgesehen hatte. Vorsichtig und mißtrauisch begann er sich ihr zu nähern, sie zu unterhalten und ihr zu schmeicheln, bis er ihres Vertrauens sicher war. Die Liebe, die sie für ihn empfand, wurde zugleich eine Schule der Politik, in der sie überraschende Fortschritte machte.

Der Großfürst empfand dem interessanten Polen gegenüber um so weniger Eifersucht, als er gerade damals ganz in den Händen seiner letzten Geliebten Elisabeth Woronzoff war.

Die Wohnzimmer Katharinas im Winterpalast waren so verteilt, daß sie unter der Nähe des Groß-

fürsten nicht im geringsten zu leiden hatte. Während dieser zu Abend aß und der Flasche reichlich zusprach, rief sie nach ihrem kalmückischen Friseur und befahl ihm einen ihrer Männeranzüge zu bringen unter dem Vorgeben, daß sie damit einem der Herrn vom Hofe zu einem Maskenball ein Geschenk machen wolle. Der Bursche war unbedingt zuverlässig und sprach fast mit niemandem ein Wort. Die Großfürstin schützte dann für gewöhnlich Kopfschmerzen vor und begab sich frühzeitig zu Bett.

Sobald im Schloß alles ruhig geworden war, zog sie sich den Herrenanzug an, was ihr immer besondere Freude machte und ordnete mit großer Geschicklichkeit ihr üppiges Haar. Wenn sie sich vor dem Spiegel betrachtete, war sie selbst über die vollständige Veränderung erstaunt, die sich mit ihr vollzogen hatte, so daß sie auch für die schärfsten Blicke nicht wieder zu erkennen war.

Bald hörte sie dann vor ihrer Tür das leise Miauen von Narischkin, dem sie durch eine geheime Tür in die Halle und von dort ins Freie folgte, wo sie der Wagen erwartete und zum Stelldichein mit Poniatowsky brachte. Nachdem dieser Streich wiederholt gelungen war, konnte sie ihren Liebhaber während der Abend- und Nachtstunden auch ungestört in ihren eigenen Zimmern empfangen . . .

Er sollte der Vater von Katharinas zweitem Kinde, einer Tochter, werden. Als die Großfürstin in Geburtswehen lag, trat Peter zu ihr um drei Uhr früh ins Zimmer. Er trug seine holsteinische Uniform mit Stiefeln und Sporen mit der Schärpe um den Leib und einem großen Degen an der Seite.

Mit totenblassem Gesicht und unter heftigen

Schmerzen betrachtete ihn Katharina und fragte ihn, weshalb er gerade jetzt in großer Uniform erscheine.

„Fühlen Sie nicht, was ich meiner Stellung schuldig bin? Nur bei großen Gelegenheiten erkennt man seine wahren Freunde. In dieser Uniform bin ich bereit meiner Pflicht gemäß zu handeln und das herzogliche Haus gegen alle seine Feinde zu verteidigen. Sie sind, wie ich höre, nicht wohl — ich möchte Ihnen zu Hilfe kommen."

Nur mit Mühe gelang es, ihn vom Wochenbett wieder zu entfernen.

Nach der Geburt dieses Kindes, das auf den Namen Anna Petrówna getauft wurde, fanden im Winterpalast große Festlichkeiten statt.

Der Großfürstin wurden sechzigtausend Rubel ausgezahlt und ebensoviel dem Großfürsten.

Um nicht wieder so allein zu bleiben wie nach ihrer ersten Entbindung, hatte die Großfürstin rechtzeitig für Gesellschaft gesorgt. Hinter ihrem Bett hatte sie in ihrem großen Schlafzimmer eine spanische Wand anbringen lassen, hinter der sich ein allerliebst eingerichtetes Kabinett befand. Katharina brauchte nur den hintern Vorhang ihres Bettes zurückzuziehen, um sich mit ihren Freunden, die sie besuchten und in dem Kabinett eingefunden hatten, ungestört zu unterhalten. Erschien dagegen die Kaiserin oder sonst jemand, der in dies Geheimnis nicht eingeweiht werden sollte, so konnte das Kabinett durch den zugezogenen Bettvorhang wieder vollständig verdeckt werden.

Poniatowsky war die Seele dieser kleinen Gesellschaften, die er durch seine gute Laune aufs beste zu unterhalten wußte. Einmal erklärten die Gäste, vor lauter Lachen so hungrig und durstig

geworden zu sein, daß sie es nicht länger aushalten konnten.

Katharina klingelte und schilderte ihrer Haushofmeisterin, wie sie plötzlich einen rasenden Appetit bekommen habe, den sie sofort durch ein reichliches Souper stillen müsse. Sie bitte sich aber gleich sechs gute Gerichte zur Auswahl aus.

Als das Essen aufgetragen wurde und der Diener sich entfernt hatte, stürzten sich alle wie hungrige Wölfe auf die Schüsseln, die sich unglaublich schnell leerten. Poniatowsky spielte bei dieser Schlacht mit Messern und Gabeln die Rolle eines Oberbefehlshabers und verteilte mit der Feierlichkeit eines hohen Hofbeamten die Gänge, indem er auf die Vorzüge der einzelnen Gerichte besonders aufmerksam machte. Die Großfürstin schüttelte sich in ihrem Bett dermaßen vor Lachen, daß sie Seitenstiche bekam und Poniatowsky flehentlich bat, mit seinen Scherzen innezuhalten.

Der Abend schloß damit, daß sich dieser zum Abschied eine blonde Perücke aufsetzte und einen langen Mantel umwarf. Wenn die Wache ihn „Wer da?" anrief, nannte er den Namen eines Hofmusikers des Großfürsten und konnte ungestört das Schloß verlassen.

Aber das Glück dieser übermütigen Stunden sollte keinen Bestand haben. Poniatowsky wurde auf Wunsch der Kaiserin abberufen, die allmählich hinter sein Liebesverhältnis mit der Großfürstin gekommen war. Dem Polen sollte in seinem Vaterland die Krone winken.

Katharina empfand diesen Schlag besonders schwer. Aber vom Westen her dröhnte während dieser Zeit der Tumult eines furchtbaren Völker-

kriegs über die Grenzen Rußlands. Es handelte sich nicht mehr um leichtsinniges Liebesgetändel, sondern um Blut und Eisen, durch das Länder erobert, Throne gestürzt, Kronen zerbrochen und viele Tausende jugendfrischer Menschen auf den Schlachtfeldern dahingerafft werden sollten.

Zu den schwersten Prüfungen, die Katharina durchzumachen hatte, gehörte der Gedanke, daß ihr Wohltäter, der Preußenkönig Friedrich, nach der Eroberung Schlesiens in zwei siegreichen Kriegen zum drittenmal zu den Waffen greifen mußte, um den errungenen Besitz zu verteidigen. Österreich und Frankreich hatten gegen ihn ein Verteidigungsbündnis geschlossen, dem sich die Kaiserin Elisabeth mit den Worten: „Dieser Bösewicht soll nicht mehr lange regieren!“ anschloß. Sie verabscheute ihn aufs tiefste sowohl als Freigeist wie wegen seiner bissigen Bemerkungen, die er auf sie gemünzt hatte. Als Lohn für diese Hilfeleistung mit 83000 Mann, die ihr Feldmarschall Apraxin zur „Demütigung“ Friedrichs ins Feld führte, winkte ihr der Besitz Ostpreußens, wo die Russen mit Raub, Brand und Mord wie die Tataren hausten. Memel war bereits gefallen, das Preußenheer bei Groß-Jägerndorf geschlagen und Königsberg schwer bedroht.

Da verlor der Kanzler Bestúshew-Rumin sein ganzes Spiel, an das er einen hohen Einsatz gewagt hatte. Die Kaiserin Elisabeth war so schwer erkrankt, daß jeden Augenblick ihr Ableben und die Thronbesteigung ihres Neffen Peter, der ein begeisterter Verehrer des preußischen Königs war, zu erwarten stand. Im Hinblick auf diese Wahrscheinlichkeit und die Gunst des Thronfolgers, ließ Bestúshew die Truppen über den Niemen zurück-

kehren. Aber die russische Kaiserin erholte sich wieder, ließ ihren Kanzler verhaften, aller Ämter und Würden entsetzen und über ihn als Hochverräter ein Todesurteil aussprechen, das in Verbannung ins Innere des Reiches umgewandelt wurde.

Katharina befand sich in tödlicher Angst, daß ihr Briefwechsel mit dem verlorenen Manne sie bei ihrer Tante bloßstellen und alles, was sie an Plänen im geheimen erwog, für immer zerstören konnte. Sie raffte in ihrem Schreibtisch alles, was sich an Papieren gefährlichen Inhalts vorfand, zusammen und warf es in den brennenden Kamin. Sie fügte auch das „Tagebuch einer vierzehnjährigen Philosophin" hinzu, das sie bald nach ihrer Ankunft in St. Petersburg zu schreiben angefangen und das mit ihren ausführlichen Bekenntnissen über sich und ihre Umgebung bereits einen stattlichen Umfang angenommen hatte. Diesmal verschonten die Flammen diese Blätter nicht, sondern verwandelten sie schnell in einen Aschenhaufen, der mit brenzligem Geruch und schwarzen, in der Luft flatternden Flocken das Zimmer erfüllte.

Es war wie ein Abschiednehmen von einem geliebten Wesen und noch lange starrte die Großfürstin in den brennenden Kamin, der von ihrem vergangenen Leben einen so wichtigen persönlichen Teil verschlang.

Eine unsagbare Schwermut bemächtigte sich ihres Gemüts. Die Männer, die sie geliebt hatte, befanden sich im Ausland. Ihr Vater war schon früher gestorben. Im April 1759 verlor sie ihre Tochter. Aus Paris erhielt sie schlimme Nachrichten über das Leben ihrer Mutter, die sich dort nach dem Tode ihres Gemahls, des Fürsten von

Anhalt-Zerbst, auf traurigen Abwegen befand. Sie hatte mit einem französischen Lebemann ein Liebesverhältnis angefangen, mit ihm kostspielige Reisen durch Holland und Deutschland gemacht und sich, nachdem beide auseinander gegangen waren, mit drückenden Schulden belastet. Trotzdem bewohnte sie ein glänzend eingerichtetes Hotel, umgab sich mit einem wahren Hofstaat und nahm an allen Pariser Vergnügungen teil. Da der König von Preußen das kleine Fürstentum Anhalt-Zerbst inzwischen von der Landkarte gestrichen und dessen Einnahmen für sich verwendet hatte, konnte sich die Fürstin nur durch Wechsel Geld verschaffen, die von ihrer Tochter in St. Petersburg eingelöst werden sollten. Schließlich verstand sich die Kaiserin mit sauersüßer Miene dazu, die halbe Million Franken, welche die Fürstin in unsinnigem Luxus verschwendet hatte, zu bezahlen.

Katharina grübelte vergebens über den Grund nach, weshalb es dahin kommen mußte, daß der König von Preußen ihre Mutter in ihrem sträflichen Leichtsinne so völlig verlassen hatte. War ihm, während er im Felde stand, nichts davon zu Ohren gekommen oder die Erinnerung an ihre glutvolle Freundschaft in jungen Jahren völlig erloschen?

Katharina sah ihn, den sie wie einen Vater verehrte, im Geist auf dem Schlachtfeld, wie er seine funkelnden großen Augen über seine Truppen schweifen ließ und mit genialer Anpassung an die Situation, die sich beständig veränderte, seine Befehle gab. Sie stellte sich ihn vor, wie er aus Schlesien in Eilmärschen nach der Neumark aufbrach und über die Oder setzte, wie er die Stellung der Russen umging, sich südlich von ihr bei

Zorndorf zum Angriff entschloß und durch Seydlitz die russische Kavallerie niederreiten ließ, wie er in Wahrheit den Sieg errang, den sich der russische Befehlshaber fälschlich zuschrieb.

König Friedrich erschien ihr wie ein prachtvoller Kriegsgott und sie fühlte sich von ihm in den Kampf geführt und beschirmt, den sie nun selbst durchzukämpfen hatte. Auch bei ihr handelte es sich um Tod und Leben, um Siegen oder Sterben.

Unter den Offizieren, die sich bei Zorndorf hervorragend ausgezeichnet hatten, befand sich Gregor Orlow, der mit vier seiner Brüder in der Garde diente. Groß und von der Kraft eines Herkules wie sein Bruder Alexéi, übertraf er sie alle durch die Regelmäßigkeit und Schönheit seiner Gesichtszüge. Von geringen Geistesgaben und ohne alle höhere Bildung, war er im Heere zugleich gefürchtet und geliebt. Er stand in dem Rufe, daß sein Leben gegen jede Kugel und jeden Säbelhieb gesichert sei. Er glaubte selbst daran wie der Türke an sein Kismet. Bei Zorndorf hatte er drei Wunden erhalten und war doch nicht von seinem Posten gewichen. Er besaß das Temperament eines Abenteurers, der sich mit unstillbarem Verlangen an allem berauschte, was es an diesem Hofe an Aufregungen und Genüssen zu kosten gab. In seiner wilden Leidenschaft glich er zuweilen einem Verrückten, während er in entscheidenden Augenblicken doch genau wußte, um was es sich handelte.

Er war die Verkörperung männlicher Kraft, die jeden Widerstand rücksichtslos niederschlägt.

Er hatte den Teufel im Leibe.

Er bewohnte ein Haus gegenüber dem Winter-

palast, ein Umstand, der seine Annäherung an Katharina wesentlich erleichterte.

Die Großfürstin verliebte sich in ihn, weil er schön wie Ssáltykow war. Aber ebenso wertvoll war er ihr, weil er mit seinen Brüdern die vier Garderegimenter befehligte, die für ihn durchs Feuer gingen. Neben all dem Öden, Wurmstichigen und Unerträglichen an diesem Hofe gab es eine Waffe mit sicherer Aussicht des Erfolges für jeden, der sie zu schwingen wußte: die Armee. Bei ihr lag die Entscheidung in dem großen Umschwung, der sich vorbereitete.

Es hieß allgemein, daß es bei Hof einen heftigen Auftritt gegeben hatte. Die Großfürstin sei über die Behandlung, die ihr zuteil wurde, so empört, daß sie die Kaiserin fußfällig gebeten habe, wieder nach Deutschland zurückkehren zu dürfen. Nur mit größter Mühe sei es möglich gewesen, sie zu beruhigen.

Wenn Katharina von Oranienbaum nach Peterhof fuhr, um dort ihren Sohn zu sehen, von dem sich die Kaiserin gar nicht mehr trennte, ließ sie den Wagen fast regelmäßig auf der Hälfte des Weges vor einer Datscha (Villa) halten, wo ihre Freundin, die Fürstin Katharina Woronzóff-Daschkow wohnte.

Beide Frauen hatten sich drei Jahre zuvor in St. Petersburg kennen gelernt und aneinander schnell Gefallen gefunden. Die Fürstin war damals ein fünfzehnjähriges Fräulein und ganz in französischen Anschauungen erzogen. Sie kannte so ziemlich alles, was von namhaften Pariser Schriftstellern erschienen war und sprach kaum so viel Russisch, um sich mit ihren Dienern unterhalten zu können.

Nach ihrer Verheiratung mit dem Fürsten

Daschkow schloß sie sich immer enger an die Großfürstin an, die dreizehn Jahre älter als sie war und an ihrer Frühreife und geistigen Schärfe Gefallen fand. Die beiden Katharinen verkehrten miteinander wie Geschwister und betrachteten die Vorgänge bei Hofe mit denselben Augen. Der Geist Voltaires, der sie beide erfüllte, zeigte ihnen aus der Barbarei der russischen Steppe einen mit Blumen bestreuten Weg zu der Kultur des Westens, die sich über ganz Europa ausbreitete.

Die Fürstin schlug sich völlig auf die Seite der Großfürstin und haßte Peter, obwohl dessen Geliebte ihre eigene Schwester Elisabeth war. Leidenschaftlich und ehrgeizig wie sie war, erkannte sie in ihrer Freundin die einzige Persönlichkeit, die man am Petersburger Hofe ernst nehmen konnte und der die Zukunft gehörte.

Den beiden Kätchen konnte die Welt gehören, wenn sie klug und fest zusammenhalten wollten.

Die Daschkow kannte durch ihre einflußreichen Beziehungen in den ersten Familien bis aufs genaueste alle Stimmungen, die sich bei Hofe abspielten. Der Großfürst, der nichts bei sich behalten konnte, hatte ihr ganz offene Andeutungen darüber gemacht, daß er sich von seiner Gattin scheiden und Elisabeth Woronzoff heiraten wolle.

Die Daschkow eilte zu ihrer Freundin nach dem Lustschloß Monplaisir und fand sie wie gewöhnlich in ihre Bücher vergraben. Auf ihrem Schreibtisch lagen fünf von ihr beendigte oder angefangene Briefe.

„Was machen Sie nur in aller Welt?“ sprach sie auf die Großfürstin ein. „Sie studieren wie ein Professor und träumen wie ein Dichter. Ahnen Sie denn nicht, was um uns vorgeht? Daß wir uns

alle auf einem Vulkan befinden? Wissen Sie, was Ihnen bevorsteht, wenn Sie es so weitertreiben?"

„Nun?" fragte die Großfürstin, deren Gesicht plötzlich seltsam aufleuchtete, als sähe sie in die Ferne.

„Man will Sie mit Gewalt als Nonne einkleiden oder wie den unglücklichen Prinzen Iwan, den früheren Kaiser, auf ewige Zeiten auf der Festung Schlüsselburg einkerkern."

Katharina streckte ihre beiden Hände von sich, als ob sie eine grauenvolle Vorstellung abwehren wollte. Ihre Stimme senkte sich und verlor jeden Klang, während sie die Lippen heftig bewegte und ihr Busen auf- und niederwogte. Die Worte, die sie ganz leise sprach, gingen der Prinzessin durch Mark und Bein.

„Dank, heißen Dank, liebste Freundin für Ihre Teilnahme! Jetzt darf ich es Ihnen gestehen, daß ich Ihre Treue nur auf die Probe stellen wollte. Glaubten Sie denn wirklich wie die übrigen, daß ich ernstlich daran dachte, Rußland zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren, wo ich niemanden mehr habe und wohin mich nichts mehr zieht? Russin bin ich mit Leib und Seele und Russin werde ich bis zu meinem letzten Atemzug bleiben. Gottlob, niemand hat es geahnt, daß ich die ganze Zeit hindurch wie eine emsige Spinne meine Netze gezogen habe, in denen sich die arme Fliege verfangen muß, sie mag wollen oder nicht. Aber Ihre Hand brauche ich zu dem Ruck, durch den ich die Fäden über ihr zusammenziehe. Schwören Sie mir, daß Sie mir ewig treu zur Seite stehen wollen und ein kaiserlicher Lohn ist Ihnen sicher."

Die Prinzessin Daschkow erhob die Rechte und fiel der Großfürstin in die Arme. Beide hielten sich lange fest umschlungen, als ob sie von einem einzigen Gedanken und Willen beseelt wären. In Wahrheit dachte jede nur an ihren eigenen Vorteil, den ihr die nächste Zeit bringen würde.

Die Kaiserin Elisabeth war gestorben. Die Trauerfeierlichkeiten wollten kein Ende nehmen. Während Katharina ihre Tante aufrichtig beweinte, zeigte der neue Zar, wie wenig er von den kirchlichen Zeremonien hielt, die ihm Gegenstand billiger Spöttereien waren.

Ein halbes Jahr war seitdem vergangen und die Verschwörung gegen Peter vor aller Welt offenbar, ohne daß er davon eine Ahnung hatte.

Bei einem Diner von mehreren hundert Personen hatte er die Kaiserin ganz laut, so daß es jeder hören konnte, eine „Närrin" genannt.

Katharina brach dabei in Tränen aus, wußte sich aber zu fassen, um der allgemeinen Bestürzung ein Ende zu machen und ließ sich, um ihre Gedanken von dem Vorgefallenen abzulenken, von ihren Nachbarn eine lustige Geschichte erzählen.

Sie fühlte sich als Retterin des Staatswohls und wußte ihre Getreuen immer enger an sich zu fesseln.

Die Prinzessin Daschkow schürte das Feuer, das sich in den Salons der Petersburger Gesellschaft schon deshalb gegen den Kaiser entzündet hatte, weil er aus dem Gegner des Preußenkönigs plötzlich dessen Verbündeter geworden war. Die Brüder Orlow versicherten sich in den Kasernen der Truppen. Der Erzbischof von Nowgorod hielt die Geistlichkeit im Dienst der Verschwörung. Sie ließ

sich nur mit äußerster Mühe zügeln, denn Zar Peter, der noch nicht einmal gekrönt war, beschäftigte sich im vollen Ernst mit dem Gedanken, gegen Dänemark in den Krieg zu ziehen und sich bei diesem Feldzug als Oberbefehlshaber an die Spitze seiner Truppen zu stellen.

Plötzlich schien alles verloren zu sein, denn ein Mitverschworener, der Hauptmann Passek, hatte in der Betrunkenheit erzählt, daß eine Revolution im Gange sei und er die Aufgabe übernommen habe, den Zaren zu ermorden.

Er wurde verhaftet und sollte durch die Folter gezwungen werden, weitere Geständnisse zu machen.

Jetzt war zum Handeln keine weitere Zeit mehr zu verlieren.

VIII.

Im Park von Peterhof zerteilten sich die Nebel, die während der Nacht vom Strand aufgestiegen waren und ließen die Sonnenstrahlen in aller Frühe leuchtend und erwärmend mit den frisch belaubten Zweigen spielen, die vom Morgenwind leise hin- und herbewegt wurden.

Über der Bucht zog eine Schar Möwen beim Auf- und Niederschweben mit heiserem Geschrei weiß schimmernde Bogen. Auf der Gartenterrasse des Schlosses Monplaisir stritten sich die Sperlinge vor dem Küchenfenster um die dort verstreuten Brotkrumen. Von weitem hörte man das Krähen von Hähnen und das Bellen von Hunden. Es schlug gerade fünf Uhr.

Fürst Gregor Orlow

Der Wachtposten, der an diesem Julimorgen gähnend auf seine Ablösung wartete, wurde aufmerksam, als er vom Ende des Parks den Hufschlag von Pferden hörte. Er blickte auf die Landstraße und erkannte ein Dreigespann, das in rasender Eile heransprengte und vor dem Eingang hielt. Die beiden Außenpferde, die zur Seite des im Bügel laufenden Trabers wie wild galoppierten, hatten weißen Schaum am Riemenzeug. Noch bevor sie stillstanden, sprang ein hochgewachsener muskulöser Offizier in der Preobrashénskischen Uniform aus dem Wagen, drückte dem Wachtposten etwas in die Hand und befahl einem der Wächter, eine mit vieren bespannte Equipage herbeizurufen, die ungefähr hundert Schritte davon auf der Landstraße hielt.

Der Offizier blickte durch die Anlagen des Parks, sah nach der Uhr und ging dann mit schnellen Schritten auf das Schloß Monplaisir zu, wo noch alles in tiefem Schlaf lag.

Der Offizier — es war Gregor Orlows Bruder Alexéi — suchte von der Terrasse durch das Innere zu blicken, sah aber, daß die Fenster verhängt waren. Er klopfte vor den Zimmern, wo die Kammerfrau der Kaiserin Katharina wohnte, mehrmals an die Fensterscheiben, ohne daß man ihn hörte.

Er stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf und murmelte einige Worte vor sich hin. Er ging dann zur Eingangstür, die er verschlossen fand. Er legte die Hand auf den Drücker und stieß mit der Schulter gegen die Tür, die sofort aufsprang.

Aus dem rechts gelegenen Zimmer stürzte ihm die Kammerfrau mit dem ängstlichen Ruf: „Hilfe! Um Gottes willen, wer ist da?“ entgegen.

„Wecken Sie sofort die Kaiserin — sofort!“

Die Kammerfrau war kaum eine Minute im Schlafzimmer der Kaiserin, als diese hinter der Tür, die sie ein wenig geöffnet hatte, furchtsam fragte: „Was gibt's denn? Was ist vorgefallen?"

„Wir sind verraten. Zögern Majestät keinen Augenblick mit mir nach St. Petersburg zu fahren. Sonst ist alles verloren."

Die Worte waren ohne Erregung, wie eine dienstliche Meldung gesprochen.

„Ankleiden!" befahl die Kaiserin und sofort raffte die Kammerfrau alles, was ihr zunächst zur Hand war, zusammen.

Orlow ging aus dem Schloß in den Garten. Der Sand knirschte unter seinen Schritten. Er sah einmal über das andere nach der Uhr. Die wenigen Minuten, die er warten mußte, kamen ihm wie eine Ewigkeit vor. Als er sich wieder umdrehte, stand die Kaiserin vor ihm. Er sah ihr in die großen, fest und entschlossen um sich blickenden Augen, die aus dem blassen Gesicht fragend hervortraten. Alles Blut war ihr offenbar zum Herzen geflossen.

„Ich bin zu allem bereit!" sagte sie tonlos, während ihr Orlow den Arm reichte. Er machte so große Schritte, daß die Kaiserin ihn zurückhalten und Atem schöpfen mußte.

Sie lehnte einen Augenblick ihren Kopf an seine Schulter und sagte: „Wenn ich Soldat wäre, hätte ich es gewiß nie bis zum General gebracht."

„Weshalb meinen Majestät?"

„Man hätte mich schon als Korporal fortgejagt."

Während Orlow mit dem Fuß einen Stein beiseite stieß, der auf dem Wege lag, hörte sie das Plätschern der Wellen am Ufer und den doppel-

stimmigen Gesang zweier Fischer, die mit reichem Fang heimgekehrt waren und nun ihre Netze zum Trocknen aufhingen. Bauernfrauen brachten frisches Gemüse, Arbeiter kamen mit Wasserkufen angefahren, Gärtnerburschen sprengten den Rasen.

Katharina war eben in den Wagen gestiegen, als ein ihr bekannter Offizier, Bibikow vom Ingenieurkorps, zufällig an ihr vorbeiritt. Er ließ verlegen die Pfeife aus seinem Munde fallen, salutierte militärisch und wollte bescheiden zurückbleiben. Die Kaiserin winkte ihn heran und ließ ihn neben sich reiten, während Orlow zu dem Kutscher auf den Bock gestiegen war.

Im scharfen Trabe ging es an Wiesen und armseligen Hütten vorbei.

„Wissen Sie was sich heute vor achtzehn Jahren ereignet hat? An demselben Tage trat ich feierlich zur griechischen Kirche über. Wie war doch meine gute selige Tante verwundert und glücklich, daß ich als halbes Kind das Glaubensbekenntnis in russischer Sprache so deutlich, richtig und ohne zu stocken hersagen konnte! Gott hat meinen Weg bisher gnädig geleitet. Er wird es auch weiter tun."

Orlow merkte, wie der Kutscher die Ohren spitzte. Er ließ halten und befahl ihm, mit Bibikows Pferd hinterher zu reiten, während er diesen bat, zur Kaiserin in den Wagen zu steigen. Er ergriff die Zügel und warf der Kaiserin, während er das Viergespann durch einen scharfen Peitschenhieb zum Galopp anfeuerte, stirnrunzelnd einen warnenden Blick zu.

Bibikow vermutete, daß Orlow die Nacht in Peterhof zugebracht habe und nun mit der Kaiserin am frühen Morgen eine Spazierfahrt mache. Erst

jetzt begann er darüber nachzudenken, was dies alles zu bedeuten habe und wandte sich zur Kaiserin, die aber kein Wort mehr sprach.

Unterwegs begegneten ihnen Soldaten auf dem Übungsmarsch, finnische Bauern auf ihren klappernden, zweirädrigen Wagen und Frauen, die dem Offizier in seiner glänzenden Uniform und der vornehmen Dame in der Equipage verwundert nachblickten.

Auf einem Küstenabhang zeigte sich das kaiserliche Lustschloß Sstrelna und bald darauf das neu gegründete Ssergiewkloster, das auf drei Seiten von Alleen und Teichen und auf der vierten von Wällen umgeben war. Die Pferde schnaubten und liefen was sie konnten. Erst jetzt fiel es Orlow ein, daß er vergessen hatte, für Vorspann zu sorgen. Der ganze Weg bis nach St. Petersburg war fast vier Meilen weit und die Pferde drohten zusammenzubrechen. Zum Glück kam gerade ein Bauer mit zwei kräftigen, eben aus dem Stall gezogenen Arbeitspferden entgegengefahren. Sie setzten sich in seinen Wagen und weiter ging es der Hauptstadt entgegen.

Schon erblickten sie die Häuser und Türme, als Gregor Orlow ihnen besorgt entgegengefahren kam. Es war mittlerweile bereits über acht Uhr geworden.

Endlich hielten sie vor der Kaserne des Ismáilowschen Regiments. Von besonderen Vorbereitungen zu einem Staatsstreich war nichts zu merken. Etwa ein Dutzend Soldaten gingen auf dem Hofe spazieren. Die übrigen befanden sich in ihren Stuben oder lagen wohl gar noch in ihren Betten.

„Alarm schlagen!“ schrie Orlow so laut er konnte.

Der Trommler bearbeitete sein Instrument aus

Leibeskräften. Die Soldaten, nicht gewaschen und gekämmt, ohne Stiefel, zum Teil in ihren schmutzigen Unterhosen stürzten herbei, rieben sich den Schlaf aus den Augen und stellten sich reihenweise auf. Sie erblickten die Kaiserin in ihrem einfachen dunkeln Kleide mit Band und Stern und warteten auf weitere Befehle.

„Ruft: Es lebe die Kaiserin!“ kommandierte Orlow.

Urrá! Urrá! Urrá! schrie alles durcheinander, während die Worte von den hohen Mauern der Kaserne in einem mehrfachen Echo zurückprallten. Auch auf den anderen Höfen hörte man Trommeln, Trompetengeschmetter und Hochrufe. Die Soldaten erwarteten, daß sie dafür viel Wodká (Branntwein) zu trinken bekommen würden und schnalzten schon begierig mit den Lippen.

Katharina stand in der Mitte des Platzes, wo sich die Truppen rottenweise in einem immer größer werdenden Umkreis versammelten. Sie hatte die Arme gekreuzt und blickte ungeduldig nach dem Kasernentor, als erwarte sie jemanden.

„Ich habe schon nach ihm geschickt,“ flüsterte ihr Gregor Orlow zu. „Er muß jeden Augenblick kommen.“

Ein Feldkaplan, vor Angst bleich und verstört wie ein Verbrecher, den man zum Richtplatz führt, ohne Ahnung von dem, was vorgefallen war und was er tun sollte, wurde am Arm hereingeführt. Man stellte ihn vor ein Betpult, das man aus der Regimentskirche geholt hatte und drückte ihm ein Kreuz in die Hand.

„Wir wollen schwören — schwören! Gott sei

gelobt, unsere Zarin, unser Mütterchen hat uns erhört!"

Von der Straße drangen mehrere hundert Menschen, Arbeiter, Fuhrleute, Polizisten, Wächter, Weiber und Kinder in den Hof, wo ein furchtbares Gedränge entstand und alles durcheinander kreischte.

Kaum bemerkte man aber, daß Katharina die Hand erhob zum Zeichen, daß sie sprechen wolle, so wurde alles wieder still.

„Soldaten!" rief sie mit ihrer klangvollen und durchdringenden Stimme, indem sie die sinnschweren Worte besonders hervorhob und nach jedem Satz eine Pause machte. „Ich flüchte mich zu Euch, die Ihr immer meine treuesten Freunde gewesen seid, um unser geliebtes Vaterland aus einer furchtbaren Gefahr zu retten. Die falschen Ratgeber des Kaisers, meines unglücklichen Gatten, haben beschlossen, mich, die Glut und Blut für Euch opfern will — mich und meinen einzigen Sohn in den Kerker zu werfen, weil ich . . ."

„Diese verdammten Holsteiner!" — „Es sind gemeine Verräter!" „An den Galgen mit ihnen!" dröhnte es ihr entgegen.

Katharina bebte am ganzen Leibe. Über ihr Gesicht hatte sich eine flammende Röte ausgebreitet. In den Augen standen ihr helle Tränen, die sie mit der Hand trocknete.

„Mir bleibt keine andere Rettung als mich in Euren Schutz zu begeben. Wollt Ihr mir, Eurer Landesmutter und meinem geliebten Kinde beistehen?" fuhr sie fort.

„Wir folgen dir bis in den Tod! Nieder mit deinen Feinden! Es lebe Rußland!"

Alles eilte herbei, um das Kreuz zu küssen.

Man drängte sich um den Popen so heftig, daß er zu Boden gestürzt wäre, wenn ihn nicht zwei Grenadiere festgehalten hätten.

Die Offiziere warfen sich vor Katharina auf die Erde und küßten ihr mit den Worten: „Hilf uns! Mütterchen! du bist unsere einzige Rettung!“ die Hände, die Rockärmel und die Zipfel ihres Kleides.

Ein neuer Jubel brach aus, als man die Regimentsfahne herausgeholt hatte und der Fahnenträger sie flatternd hin- und herschwenkte.

„Zu den andern Regimentern!“

„Zuerst zu dem Ssemjónewschen!“

„Nein, zuerst zum Preobrashénskischen!“

„Es muß in allen Kirchen geläutet werden!“

„Wir wollen in die Kasansche Kirche!“

„Nicht so lange reden, vorwärts!“

„Die Kanonen heraus!“

„Zum Archimandriten!“

In dem Kasernentor entstand ein lebensgefährliches Gedränge, weil die Kuriere mitten in die Menge hineinsprengten. Hüte und Musketen wurden geschwungen, als die Kaiserin hoch erhobenen Hauptes und mit langsamen Schritten wieder auf die Straße hinaustrat und ihre Equipage bestieg. Viele Leute aus dem Volk gebärdeten sich wie rasend, so daß man sie gewaltsam zurückhalten mußte. Die Pferde wieherten und bäumten sich auf.

Endlich ordnete sich der Zug, dem der Priester mit dem Kreuz in der Hand vorausschritt. Die Soldaten marschierten hinter dem Wagen der Kaiserin. Eine endlose Menschenmenge folgte ihm auf dem Wege durch die Goróchowaja und dann rechts

nach dem Newski Prospekt zu dem Platz vor der Kasanschen Kirche.

Die Brunnengräber, die den Unrat und Kot von den Gassen fegten, blickten erstaunt von ihrer Arbeit auf. Die herrenlosen Hunde, die sich scharenweise in der Stadt herumtrieben, stießen ein gräßliches Geheul aus und bissen die Leute, die sie fortscheuchen wollten, in die Waden. Es war kaum möglich, sich durch das Gedränge von Bettlern, Krüppeln und allerlei Gesindel, das um eine Gabe die Hand erhob, einen Weg zu bahnen.

Von den hunderttausend Bewohnern, die St. Petersburg zählte, bestand der zehnte Teil aus Militär, das sich vollzählig und einmütig um das ehrwürdige Gotteshaus versammelt hatte. Auf der Treppe vor der Kasanschen Kathedrale hatte sich bereits die Geistlichkeit mit ihren weißen und goldgestickten Gewändern, ihren Kreuzen und Kirchenfahnen eingefunden. Hier wurde Katharina feierlich zur Kaiserin ausgerufen und von dem Metropoliten eingesegnet.

Als sie die Truppen begrüßen wollte, suchte ein General der Garde zu Pferde ihr klar zu machen, welche Schwierigkeiten sich ihrem Unternehmen entgegenstellen könnten.

„Ich habe Sie nicht rufen lassen, um Ihren Rat zu hören, sondern um zu erfahren, was Sie zu tun gedenken," bemerkte sie streng.

Der General sank in die Knie und sagte: „Ich werde nichts tun, als Eurer Majestät gehorchen."

Ein Major, der die Soldaten an ihren, dem Kaiser Peter geleisteten Eid erinnerte, kam in Gefahr zerrissen zu werden und konnte sich nur durch schleunige Flucht retten.

Ein Grenadier, der nach Oranienbaum reiten und den Kaiser von dem Vorgefallenen unterrichten wollte, wurde sofort verhaftet.

Die Kaiserin zeigte den Truppen ihren Sohn, den kleinen Großfürsten Paul, und erweckte damit namentlich bei der Garde einen endlosen Jubel.

Im Winterpalast fand die Kaiserin die Mitglieder der höchsten Körperschaften im Reich, des Senats und des heiligen Synods versammelt, die ihr den Eid der Treue leisteten. Sofort wurde ein Manifest ausgearbeitet und gedruckt, in dem auf die Gefahren hingewiesen wurde, die dem Reiche und besonders der Kirche aus dem Verhalten Peters drohten. Staffetten wurden ausgeschickt, um dies Manifest überall, sogar bis nach Kronstadt hin zu verteilen.

Katharina stand auf dem Balkon des Winterpalastes, lächelte in ihrer huldvollen Art und grüßte zum Volk hinunter, das auf der Seitentreppe hinaufzuklettern versuchte, um ihr persönlich zu huldigen. Die Buden der Branntweinverkäufer wurden gestürmt und die Freude artete bei den untern Klassen in eine allgemeine Betrunkenheit aus. Schon entstanden an einzelnen Straßenecken Prügeleien, denen die Soldaten nur mit vieler Mühe ein Ende machen konnten.

Gleichzeitig hatte sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß der Kaiser in Oranienbaum mit dem Pferde gestürzt und auf der Stelle tot geblieben sei.

Katharina verlebte die erste Nacht als Selbstherrscherin im Winterpalais. Sie konnte erst spät einschlafen, denn dieser Kampf, so glücklich er begonnen war, bedeutete für sie noch keinen vollen entscheidenden Sieg, der ihr Ruhe gab.

— — — — — — — — — — — — —

Der Kaiser hatte sich an seinem heutigen Namenstag bei der Kaiserin zum Frühstück angesagt.

Narziß, der Lieblingsmohr Peters, legte die seidenen Decken in die Galaequipage, die, mit sechs Pferden bespannt, an der Rutschbahn und dem Teich von Oranienbaum vorbeigefahren war und vor dem Schloßtor hielt. Diener, Läufer und Jockeis machten sich auf den Treppen und in den Gartenanlagen zu schaffen und erwarteten die Gäste, für welche andere Wagen zu einer Spazierfahrt nach Peterhof bereit standen. Ein großes Gefolge hatte sich dazu eingefunden mit siebzehn Damen, die von den Kavalieren zu ihren Sitzen geleitet wurden und unter Plaudern und Scherzen in ihren duftenden Frühlingstoiletten sich auf den weichen Kissen schaukelten. Die holsteinische Wache war aufgezogen und präsentierte das Gewehr.

Der Kaiser erschien in weißer Uniform mit dem Dreispitz auf dem Kopf und sagte lächelnd zu seiner Geliebten Elisabeth Woronzoff: „Ein herrlicher Morgen, den wir in aller Ruhe genießen wollen, bevor es zur Entscheidung kommt! Wir wollen mit der Ahnungslosen spielen, wie die Katze mit der Maus. Alles wird ein gutes Ende nehmen. Also vorwärts!“

Die Wagen setzten sich der Reihe nach langsam in Bewegung, während von der Meeresküste ein frischer Wind herüberwehte.

„Die Sache wird sich ganz geräuschlos vollziehen,“ bemerkte der Kaiser. „Wer die Russen zu nehmen weiß, ist ihrer sicher. Mein Volk liebt mich und weiß, daß ich nur sein Bestes will. Diese ganze Heirat war ein unglücklicher Einfall meiner Tante. Katharina hätte zur Bühne gehen sollen — da wäre

sie am Platze gewesen, aber nicht auf einem Thron. Zuerst vorlaut und ungezogen, nachher hochmütig und herzlos wie eine Tyrannin! Was konnte dabei Gutes herauskommen!"

„Bitte, Majestät, schonen Sie die Ärmste nach Möglichkeit," erwiderte Elisabeth mit boshaftem Lächeln.

„Es soll ihr im Kloster kein Leid widerfahren. Aber sie muß unbedingt einmal eine ernste Lehrzeit durchmachen. Wenn sie sich gebessert hat, wird sich das Weitere finden. Aber ich muß endlich Ruhe finden, um meine schweren Pflichten als Landesherr zu erfüllen. Und ich hoffe, daß mir dies Glück an Ihrer Seite zuteil werden wird."

Er drückte seiner Geliebten gerührt die Hand und blickte zu den Dächern des Peterhofer Palastes hinüber, der zwischen den Baumkronen sichtbar wurde.

Plötzlich wurde der Zug zum Stehen gebracht. Ein Bauer hatte sich an den Wachtposten vorbei auf die Landstraße gedrängt und überreichte einem der vorausreitenden Adjutanten ein Papier, das dieser zuerst abwies, dann aber ärgerlich entgegennahm.

„Was geschieht hier? Wie kommt dieser Kerl dazu, mich auf meiner Spazierfahrt zu belästigen? Ein sehr verdächtiges Gesicht — man soll ihn sofort festnehmen und untersuchen, was er beabsichtigt."

Der Kaiser wendete sich besorgt an seine Geliebte, die seinen Arm umfaßte und beruhigend auf ihn einsprach.

Der Adjutant kam an den kaiserlichen Wagen herangesprengt und machte in äußerster Bestürzung eine Meldung.

„Ach was, Unsinn!" sagte der Kaiser. „Ver-

mutlich ein Verrückter. Man soll ihn in die Anstalt zurückbringen."

„Verzeihung, Majestät, es ist ein Hoflakai und nur als Bauer verkleidet. Die Nachricht rührt von einem General der Garde her und läßt keinen Zweifel über das aufkommen, was sich in St. Petersburg abgespielt hat."

Alles geriet in Aufregung und Verwirrung, weil man fürchtete, daß es sich um einen Anschlag auf das Leben des Kaisers handle. Einzelne Damen begannen zu schreien und in Ohnmacht zu fallen.

Peter ließ seinen Wagen vor das Tor des Schlosses Monplaisir fahren und eilte so schnell zum Pavillon, daß seine Adjutanten ihm kaum folgen konnten. An der Türschwelle geriet er ins Stolpern, hielt sich aber im Gleichgewicht und riß die Tür auf.

„Es ist ja lächerlich — geradezu lächerlich," rief er einmal über das andere, indem er die prachtvolle Toilette betrachtete, die im Vorzimmer hing und welche die Kaiserin zu seinem Namenstage tragen wollte.

„Zum Teufel, ist denn niemand hier?"

Der Kaiser lief zuerst in das Zimmer, welches die Lieblingsfrau der Kaiserin bewohnte.

„Die alte Schachtel mit der Brille auf der Nase ist natürlich auch nicht da. Der Teufel mag sie holen."

Dann betrat er das Zimmer Katharinas, das noch gerade so unaufgeräumt war, wie es die Kaiserin verlassen hatte. Es war ein kleiner anheimelnder Raum, der zugleich zum Wohnen und Schlafen diente. Durch die beiden Fenster sah man auf die weite Wasserfläche, die gerade jetzt in warmem Sonnenlicht glänzte und auf die mit blühenden Linden

bepflanzte Terrasse. An den Fenstern standen Blumentöpfe mit Rosen, Levkoien und Hyazinthen. Man mochte eher an ein bescheidenes Stiftsfräulein denken, das hier wohnte, als an eine Kaiserin.

Peter stieß den Wandschirm beiseite, hinter dem das Bett Katharinas stand. Er betrachtete den Nachttisch mit den beiden herabgebrannten Wachskerzen, deren Schein durch einen grünen Schirm gedämpft war. Die Kissen zeigten noch den Abdruck ihrer Gestalt und dufteten nach der Wärme ihres Körpers. Der Fußteppich war in Falten gerollt, die Bettdecke in die Ecke geworfen. Von dem Toilettentisch waren Gläser und Fläschchen auf die Erde gefallen, wo die Scherben herumlagen. Auf dem Schreibtisch befanden sich Fetzen zerrissener Briefe. Auf dem Sofa lagen französische Bücher, Gedichte von Voltaire, Briefe von Rousseau, philosophische Schriften von Montesquieu und Bayle. Der Kaiser stieß mit dem Fuß an ein Waschbecken und einen Wasserkrug, die auf der Erde standen. Er schlug auf die Tasten des kleinen Clavicembalo, das schrille Töne von sich gab.

Der Kaiser lief aus dem Pavillon zu der Hofgesellschaft zurück, die mit verstörten Gesichtern ihn erwartet hatte.

„Es ist wahr und wirklich!“ rief er mit seiner grellen überschlagenden Stimme. „Der Engel ist einfach ausgeflogen, in der Nacht auf und davongelaufen wie ein Straßendirnchen. Pfui, mir solche Schande anzutun — mir, dem Kaiser!“

Einer der Adjutanten trat vor und meldete, daß noch viel Schlimmeres vorliege. Die Kaiserin habe sich nach der Hauptstadt begeben, an die Spitze der

Truppen gestellt und als Alleinherrscherin ausrufen lassen.

„Der Schlag soll sie treffen!“ brüllte der Kaiser, indem er nach seinem Degen griff.

Dann verzerrte er sein Gesicht zu einem häßlichen Lachen und sagte keuchend: „Ihr habt alle den Verstand verloren — Euch zum Narren machen lassen! Ich kenne doch Katharina. Das ist wieder einer von ihren Theaterwitzen, die sie so oft in Szene gesetzt hat, weil sie wußte, daß sie Euch damit Spaß macht. Wartet nur ein wenig. In zwei Minuten habe ich sie!“

Er lief wieder in den Pavillon, hob die Tischdecken auf, wo er sie versteckt glaubte, riß die Schranktüren auf, schob die Vorhänge von den Fenstern zurück und durchstöberte sogar alles auf dem Bodenraum.

Man hörte ihn fortwährend rufen: „Katja, sei doch vernünftig! Kátenka, wo bist du denn?“

Er rannte auf die Terrasse hinaus, blickte auf die Boote, die dort angebunden lagen, suchte überall den Garten ab und sank dann endlich erschöpft auf eine Bank, wo ihn die Hofgesellschaft keuchend und mit verglasten Augen antraf.

Mehrere Generale erboten sich sofort nach der Hauptstadt zu fahren und die Kaiserin zum Gehorsam zu zwingen. Jetzt fand sich jedoch ein Bote nach dem andern ein und ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß dort eine Revolution ausgebrochen sei und Katharina das Spiel gewonnen habe.

„Hundert Soldaten sollen Manifeste vor dem Winterpalast verteilen, daß ich der einzige und alleinige Kaiser bin und bleiben werde. Ich gebe jedem von ihnen hundert Dukaten!“ schäumte er.

„Außerdem sollen sofort auf dem ganzen Wege von Peterhof nach St. Petersburg Galgen errichtet werden. Ich will die Helfershelfer dieses Frauenzimmers baumeln sehen — alle — alle! Das wird ein Schauspiel geben, wie es die Welt noch nicht erlebt hat. Ha, ha, ha! Aber zuerst bringt mir etwas zu essen, denn ich falle vor Hunger um."

In aller Eile wurde im Garten ein Tisch gedeckt und alles aufgetragen, was in der Küche fertiggestellt war. Der Kaiser zog wie gewöhnlich Burgunder vor und leerte in kurzer Zeit eine ganze Flasche, während er mit der Gier eines Hundes ein halbes Dutzend Pasteten (Piroschkí), die mit gehacktem Fleisch und Fisch gefüllt waren, herunterwürgte.

Eine Weile wagte niemand einen Vorschlag zu machen. Dann redete auf einmal alles durcheinander. Die wunderlichsten Vorschläge wurden gemacht, wie man den Kaiser retten könnte.

„Da kommen ja meine braven Holsteiner mit klingendem Spiel heran! Man soll hier am Ufer Schanzen aufwerfen und sie schnell mit Kanonen besetzen! Immer zehn Schüsse sollen zugleich abgegeben werden! Die Rebellen sollen die Hosen voll bekommen!" rief der Kaiser.

Ein Offizier kam im Galopp herangesprengt und meldete, daß die Kaiserin mit fünfzehntausend Mann St. Petersburg verlassen habe und geradeswegs auf Peterhof hinmarschieren wolle.

Dem Kaiser blieb der Bissen im Munde stecken. Er bekam einen heftigen Hustenanfall und wurde rot im Gesicht.

Die einzige Rettung, die noch möglich blieb, war ein schleuniger Rückzug nach der Festung Kronstadt, die zwischen zwei Landspitzen im Meere lag

und von der dortigen als treu erprobten Garnison verteidigt werden konnte.

Schon begann es dunkel zu werden, als man in Booten zu der kaiserlichen Jacht hinüberfuhr, die auf der Reede lag.

Erst um Mitternacht erreichte man den Hafen von Kronstadt. Die in dichten Nebel gehüllten Bastionen mit den Lichtern am Ufer und auf den Dächern erschreckten den Kaiser, der fröstelnd seinen Mantel über die Schultern zog und wehmütig murmelte: „Ein schöner Abschluß für meinen Namenstag!"

Als die Jacht sich dem Molo näherte und man sich zum Ausbooten anschickte, rief der Wachtposten vom Festungswall: „Wer da?"

„Der Kaiser!" lautete die Antwort.

„Es gibt keinen Kaiser mehr! Macht, daß Ihr fortkommt oder ich schieße!" rief der Posten.

Der Kaiser zitterte an allen Gliedern. Man verzweifelte noch immer nicht, sondern schlug vor, nach Reval zu segeln, von dort nach Pommern zu eilen und mit der bereit stehenden Armee nach Rußland zurückzukehren. Aber Peter war am Ende seiner Kräfte. Er befahl nach Oranienbaum zurückzufahren und dort abzuwarten, was weiter geschehen würde.

Währenddessen hallten die Straßen St. Petersburgs von Hurrarufen und Waffengeklirr wider. Vor dem Winterpalast drängte sich die Menschenmenge und wartete auf die Kaiserin. Man wies auf die Fenster, wo sich Licht zeigte und die Uniformen von Offizieren und Hofbeamten zu unterscheiden waren. Dort habe sie soeben, so hieß es, ihr Mittagsmahl zu sich genommen und werde nun bald ihre Truppen nach Peterhof führen. Ordonnanzen spreng-

Empfang der Kaiserin Katharina II. nach dem Staatsstreich durch die Geistlichkeit vor der Kasanschen Kirche in St. Petersburg

Nach einer Zeichnung von Kestner in der Eremitage

Die Ismailowsche Garde leistet Katharina
Im Auftrage der Kaiserin von J. C. Kaestner ge

ihrer Ankunft in St. Petersburg den Eid
Original in der Eremitage zu St. Petersburg

ten herbei oder ritten mit ihren Mappen unter dem Arm aus dem Hof heraus, wobei sie mit unzähligen Fragen bestürmt wurden.

Auf dem Newski Prospekt, der Hauptstraße der Stadt, hatten sich die Regimenter in geschlossenen Zügen marschfertig aufgestellt. Sie bildeten eine langgezogene doppelte Mauer, die nur auf den Kommandoruf wartete, um sich in eine einzige menschliche Willensäußerung zu verwandeln und jeden Widerstand zu beseitigen, der sich ihr in den Weg stellen konnte.

Es leuchtete eine jener „weißen Nächte", in denen die Dämmerung erst spät abends eintritt, keine wirkliche Dunkelheit aufkommen läßt und die Morgenröte bereits bald nach Mitternacht am Horizont zu flimmern beginnt. Die Mannschaften, die Reiter, die Kanonen erschienen in dieser Beleuchtung wie hin- und herschwebende Schatten.

An der Treppe des Winterpalastes wurde ein weißgrauer Tigerhengst vorgeführt, der ungeduldig mit den Füßen scharrte, in Wirklichkeit aber lammfromm war.

Die Kaiserin erschien in der Uniform ihres Preobrashénskischen Regiments und sah in ihrer Offiziersuniform entzückend aus. Sie trug einen Dreispitz, unter dem ihr blondes Haar in dichten Locken hervorquoll und über dem ein Eichenzweig wehte. Über der Schulter hing das blaue Band des Andreasordens und an der Seite ihr Degen. Sie näherte sich siegesbewußt den Truppen, die ihre Gewehre präsentiert hatten.

Als sie den Degen mit behender Eleganz aus der Scheide zog, bemerkte sie, daß er ohne Portepee sei. Sie ließ den Arm sinken und sah sich verlegen

um. Von ihrer unmittelbaren Umgebung schien niemand bemerkt zu haben, weshalb die Kaiserin ihr Pferd plötzlich anhielt und stutzte, weil der begeisternde Ausdruck ihres Antlitzes alle gefesselt hielt.

Da sprengte aus einer Abteilung Garde ein jugendlich schlanker Fahnenjunker an sie heran, nestelte sein Portepee ab und bot es der Kaiserin an.

Sie nahm es lächelnd entgegen und während sie es an ihrem Degen befestigte, betrachtete sie den jungen Mann, der den Hut gezogen hatte und vor Verlegenheit rot geworden war.

„Danke," sagte die Kaiserin, indem sie freundlich nickte. „Wie heißen Sie?"

„Gregor Patjómkin Eurer Majestät zu dienen?"

„Woher kommen Sie?"

Patjómkin war keines weiteren Wortes mächtig, sondern zog nur seine schwarzen Augenbrauen erstaunt in die Höhe, so daß das Weiße seiner dunkeln tief liegenden Augen zu sehen war. Die Kaiserin nickte nochmals und wendete sich zu ihren Truppen. Neben ihr ritt die Fürstin Woronzóff-Daschkow auf ihrem Fuchs. Mit flatternden Fahnen, unter Trompeten- und Pfeifenschall folgte die Armee zu Fuß und zu Pferde ihrer Kaiserin, die von ihren Generalen und ihrem Gefolge begleitet wie eine Kriegsgöttin anzuschauen war, stark und anmutig zugleich, ein Bild der Vorsehung, die jedermann zum Glauben an ihr gerechtes Walten begeistern mußte.

Als die Kaiserin über die Polizeibrücke ritt, leuchtete am Himmel ein Meteorschein auf, der ihre Erscheinung vollends verklärte, als ob sie eine Heilige wäre. Sie beugte sich ein wenig nach vorn, machte demütig das Zeichen des Kreuzes und ritt

ruhig weiter, um den Kampf um die Krone zu Ende zu führen.

Peter hatte der Kaiserin bei ihrem Marsch nach Peterhof einen Brief entgegengeschickt, der sie bei dem Dorfe Sstrelna traf. Ehe sie ihn beantworten konnte, erhielt sie beim Ssergeikloster bereits ein mit Bleistift abgefaßtes zweites Schreiben, das ihr der dicke Hofmarschall Ismáilow auf der Landstraße kniend überreichte. Ihr Gemahl erbot sich darin, sie des „lieben Friedens willen" als Mitregentin anzunehmen.

Katharina wendete sich verächtlich ab und diktierte eine förmliche Thronentsagung, die in maßlos demütigenden Ausdrücken abgefaßt war und die er unterschreiben solle. Ismáilow verpflichtete sich, nicht nur diese Unterschrift durchzusetzen, sondern auch den Kaiser nach Peterhof zu bringen.

Peter las diese Zeilen, faßte sich erschrocken an den Kopf und gab sie dem alten Feldmarschall Münnich zu lesen, der mit den Worten aufbrauste: „Majestät haben noch sechstausend treu ergebene holsteinische Soldaten hier. Wenn Sie nicht als Kaiser zu leben wissen, so zeigen Sie wenigstens, daß Sie an der Spitze ihrer Truppen sterben wollen!"

Ismáilow erkannte die Situation, trat breitbeinig wie ein Heldenspieler auf einem Provinztheater vor Peter hin und rief so laut er konnte: „Tun Sie was Sie wollen, aber einstweilen verhafte ich Sie im Namen der Kaiserin!"

Die Wirkung dieser Worte war niederschmetternd. Der Kaiser gab ohne ein Wort zu erwidern seinen Degen ab, setzte sich an den Tisch, um die Urkunde seiner Entsagung wie ein Schulknabe seine Aufgabe abzuschreiben und unterzeichnete sie. Dann

fuhr er mit Woronzów in der Kutsche Ismáilows nach Peterhof, während die Dienerschaft händeringend durcheinander lief.

Während der Fahrt hörte er die Truppen überall „Es lebe Katharina II.!" ausrufen. Er wischte die beschlagenen Wagenfenster ab um hinauszusehen und bemerkte, wie die Soldaten sich die neue holsteinische Uniform vom Leibe rissen und die alte russische wieder anzogen, wie sie drohend die Fäuste ihm entgegenstreckten oder gar nach ihm spuckten.

Peter bat sich in dem alten Schloß Peterhof zuerst etwas zu essen aus und ersuchte dann, ihm seinen Mohren Narziß, seinen Hund Mopsinka, den Arzt Dr. Lüders, seine Geige, einen Kasten voll Tabak und seine deutsche Bibel zu lassen. Dann fügte er hinzu, daß er auch seine französische Übersetzung des englischen Romans „Tristram Shandy" von Lawrence Sterne behalten möchte, da er ihn noch nicht ausgelesen habe. Die im Nebel zerfließende Handlung und die tollen Seitensprünge dieser Erzählung hatten ihm großes Vergnügen bereitet. Dagegen gebärdete er sich wie ein Verzweifelter, als seine Geliebte von ihm getrennt und in einem Wagen nach Moskau geschafft wurde.

In dem einen Flügel des Schlosses hielt Katharina einen großen Empfang ab, wobei sich alle Minister, Generäle, die Geistlichkeit und andere hohen Würdenträger zum Handkuß drängten und aus ihren Blicken die Belohnung abzulesen suchten, die ihnen zuteil werden mußte.

In dem andern Flügel stand Peter barfuß und im Hemd vor den Lakaien. Man hatte ihm bei offnen Türen den Andreasorden und die Uniform

abgerissen. Er schluchzte und küßte dem Minister Panin die Hand, der ihm ein kleines Lustschloß Ropscha zum Aufenthalt anwies.

Als Katharina am nächsten Tage ihren Einzug in St. Petersburg hielt, ritt ihr Gregor Orlow zur Seite. Er fuhr sich im Vollgefühl seines Triumphs mit dem Rücken der rechten Hand über die Lippen, während er mit der linken eine Anzahl Staatsdepeschen, die er eben gelesen hatte, in die Tasche steckte.

Der Enkel Peters des Großen hatte seinen Platz als Kaiser geräumt wie ein Knabe, den man zu Bett schickt und die deutsche Prinzessin, die als verlachtes Kind nach Rußland gekommen war, hatte über das ungeheure Reich die unumschränkte Herrschaft angetreten.

IX.

Müde, gelangweilt und ärgerlich war Peter von seinem Spaziergang durch den Park von Ropscha wieder in das Schloß zurückgekehrt, das von Peter dem Großen im holländischen Geschmack erbaut worden war. Auf dem kleinen See plätscherten mehrere Schwäne und schnappten nach Speiseresten, die ihnen von dem mit Schilf bewachsenen Ufer entgegenschwammen. Aus der nahen Meierei hörte man das Brüllen von Kühen, das Klappern von Eimern, sowie das Gelächter von Mägden und Knechten. Über den Bäumen jagte sich eine Schar Krähen und schien den einsamen Spaziergänger mit ihrem Krächzen zu verfolgen.

Ringsherum lagen armselige Dörfer, zum Teil von Finnen bewohnt, deren Sprache Peter nicht verstand. Ihm fehlte das Meer, auf das er in Peterhof und Oranienbaum oft stundenlang hinausgeblickt hatte. Die Knie drohten ihm einzuknicken, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte. Er hatte das Gefühl, daß die Wachtposten, die rings im Park aufgestellt waren, ihn in seinem einfachen braunen Anzug kaum beachteten oder gar mit ironischem Lächeln grüßten. Er konnte sich nicht daran gewöhnen, die vielen Dutzende von Dienern zu entbehren, die sonst den leisesten Wink von ihm beachteten. Er kam sich verlegen und unbeholfen wie noch nie vor und wußte nicht, was er mit der Zeit anfangen sollte.

Als er in sein Zimmer trat, sah ihn das Bild seines Großvaters, des gewaltigen Zaren Peter finster drohend in seiner Gefangenschaft an, die nun schon volle acht Tage währte.

Am schmerzlichsten war für ihn die Trennung von seiner Geliebten Elisabeth Woronzoff, dem einzigen Wesen, das ihn nach seiner Meinung wirklich verstanden hatte. Wie wußte sie ihn mit ihren Scherzen zu zerstreuen, wenn er schlechter Laune war, ihm abends, wenn er schlafen ging, die Kissen zurechtzulegen und am Morgen mit sanften Püffen in die Schulter aufzuwecken! Wenn er mit ihr nur nach Holstein zurückkehren und sich vor seinen Truppen den ungeheuren Hut, den er trug, so wie der König von Preußen in die Augen drücken könnte. Dann würde alles wieder gut werden!

Er konnte Rußland nicht leiden und war überzeugt, daß es mit dem Lande unter der Herrschaft seiner Frau ein schlimmes Ende nehmen würde.

Ihre unausstehlichen Launen hatte er ja gründlich kennen gelernt!

Nur fort von hier, so bald als möglich!

Die Hitze war so drückend, daß er sich Rock und Weste auszog und an den Sofatisch setzte, um eine Zeichnung, die er bereits angefangen hatte, weiter auszuführen. Über seinem Schreibtisch hing seine Geige.

Er hielt ein Stück Kreide in der Hand und malte Umrisse von Schanzen, Mauern, Brücken und Türmen, als er draußen Pferdegetrapp, Schritte von Männern und lautes Gespräch hörte.

Er stand auf und öffnete selbst die Tür.

Vor ihm stand Alexéi Orlow und machte eine tiefe Verbeugung, indem ein süßliches, unbestimmtes Lächeln über seine regelmäßigen, aber groben Züge floh.

Er fletschte dabei wie ein Raubtier mit den Zähnen. Seine riesige Gestalt ging kaum durch die Türöffnung.

Peter prallte unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Majestät sind bei der Arbeit, wie ich sehe! Wir stören gewiß. Aber vielleicht ist es ein paar Minuten gestattet!“

„Gewiß! Gewiß! Bitte nur einzutreten. Freue mich sehr.“

„Mein Bruder ist auch mitgekommen,“ fuhr Orlow fort und rief nach rückwärts: „Gregor, so komm doch.“ Ich habe außerdem noch ein paar gute Bekannte von Euer Majestät mitgebracht, hier Staatsrat Teplow, unsern berühmten Schauspieler Wolkow...“

„Sehr angenehm — angenehm!“ bemerkte Peter, indem er die Blicke auf einen ihm unbekann-

ten Fünften richtete, der sich im Korridor einmal über das andere verneigte und sich nicht entschließen konnte einzutreten.

„Ach so!“ sagte Gregor Orlow, „den hätte ich ja beinahe vergessen, der frisch gebackene Leutnant Patjómkin. Ein drolliges Huhn, mit dem man sich einen Scherz erlauben kann. Er hat uns während unseres Ritts hierher köstlich unterhalten. Es gibt nämlich keine Menschen- und Tierstimme, die er nicht großartig nachmachen kann. Patjómkin kann grunzen wie ein Schwein und flöten wie eine Nachtigall, nicht wahr?“

Alle lachten gezwungen. Der abgesetzte Kaiser betrachtete sie mißtrauisch. Es entstand eine unangenehme Verlegenheitspause.

„Aber setzen Sie sich doch, meine Herren,“ sagte er, wobei er bemerkte, daß in seinem Zimmer gar nich so viel Stühle standen als sich Gäste eingefunden hatten. Es wurden aus dem Nebenraum schnell noch ein paar Sitze geholt.

„Wir freuen uns, Majestät...“

„Lassen Sie das — es hat sich ausgemajestätet,“ versuchte Peter zu witzeln.

„...eine frohe Nachricht zu bringen!“ fuhr Alexéi Orlow fort. „Es ist unseren gemeinsamen Bitten gelungen, Ihre Majestät die Kaiserin zu bestimmen, daß sie Ihnen die Freiheit wiedergibt. Sie dürfen sich von morgen Ihren Aufenthalt wählen wo Sie wollen.“

„Ist das Ihr Ernst, meine Herren? Und deshalb haben Sie sich alle herbemüht? Das ist aber wirklich rührend von Ihnen. Ich fürchtete schon, Sie würden mich nach der Festung Schlüsselburg

bringen. Das wäre mir allerdings weniger angenehm gewesen..."

„Daran ist niemals auch nur im entferntesten gedacht worden!" fiel ihm nunmehr Gregor Orlow ins Wort. „Ihrer Majestät ist es geradezu ein Herzensbedürfnis, die augenblickliche Situation, deren Peinlichkeit sie selbst aufs lebhafteste empfindet, nicht nur zum Wohle des Vaterlandes, sondern auch zu Ihrem eigenen in harmonischer Weise zum Abschluß zu bringen."

„Und was meine Freundin Elisabeth Woronzoff betrifft — darf ich hoffen, daß auch sie —?"

„Auch in dieser Beziehung soll allen Ihren Wünschen Folge gegeben werden," äußerte der Staatsrat Teplow, der sich bei dieser Gelegenheit zur Liebenswürdigkeit zwang, ohne das Falsche und Hinterlistige, das seinem ganzen Wesen aufgeprägt war, verleugnen zu können.

„Schön, schön!" fuhr Peter fort, indem er die Hände zusammenfaltete und mit den Daumen spielte, „dann ist ja alles gut. Nach all dem Schweren, das ich erduldet habe, endlich doch wieder eine Genugtuung — eine Freude! Mir fällt geradezu ein Stein vom Herzen. Sie werden doch hoffentlich nicht gleich wieder fortgehen, sondern als meine Gäste diesen Tag mit mir in bescheidener Weise feiern helfen."

Er klingelte und gab dem eintretenden Kammerdiener den Befehl, im Nebenzimmer den Frühstückstisch zu decken. Er suchte nach einem Gesprächsthema und fuhr dabei mit den Fingern seiner linken Hand über die vor ihm liegende Geige.

„Es ist also gewissermaßen ein Abschied für immer, der uns bevorsteht!" sagte er mit weiner-

licher Stimme. „Lassen Sie mich noch einmal durch die Stimme dieses Instruments alles ausdrücken, was mir dabei durch die Seele geht!“

„Äußerst dankbar“ — „sehr gern“ — „wir könnten uns nichts Angenehmeres denken,“ lautete die Antwort.

Peter hatte es ganz vergessen, daß er vor seinen Gästen immer noch in Hemdsärmeln erschien. Er stand auf, ergriff seine Violine und begann sie zu stimmen. Dann räusperte er sich und versuchte eine Melodie zu spielen, die fast wie ein Trauermarsch klang.

Sein Ton war nicht edel und rein. Man hörte einen Dilettanten heraus, der die Technik seines Instrumentes nicht genügend beherrschte. Aber er gab sich die größte Mühe, sein bestes zu bieten und war sich der Mängel seines Vortrags gar nicht bewußt.

Die ernste, schwermütige Weise ging alsbald in eine volksmäßige Melodie über, die wie ein Liebeslied klang.

Peter, der sich zuerst in der Haltung eines gefeierten Virtuosen ruhig hingestellt hatte, begann nun im Zimmer langsam auf und ab zu gehen und dabei seinen Rücken immer mehr zu krümmen.

Dann machte er einige Läufe auf dem Instrument und versuchte ein Tanzlied vorzutragen, wobei er sich unwillkürlich mehrmals um sich herumdrehte und auf einige Augenblicke, während er immer weiter spielte, in seinem Schlafzimmer verschwand.

Niemand von den Anwesenden hatte ihm zugehört, sondern jeder nur an sich und den Zweck gedacht, der sie zusammen hierhergeführt hatte.

Alexéi Orlow stieß seinen Bruder ungeduldig an und flüsterte ihm zu: „Wir verpassen die Gelegenheit! Es hätte alles längst erledigt sein können. Wir wollen anfangen!"

„Hast du die Flasche bei dir?"

„Draußen in der Satteltasche. Pst! Er kommt!"

Peter kam zurück und nahm wieder die schwermütige Melodie wie zu Anfang auf. Es lag in den Tönen, so wenig sie künstlerisch ausgebildet waren, ein Zug von unsagbarer Wehmut.

Man konnte herausfühlen, wieviel Wirres und Unbefriedigtes durch diesen armen Kopf gezogen war, wieviel Verkehrtes und Trostloses in diesem krankhaft verbildeten Herzen geschlagen hatte.

Die Erniedrigung, in der Peter sich dabei befand, nachdem soviel Prunk und Schein von ihm abgefallen war, machte ihn aus einem lächerlichen Kaiser zu einem Menschen, dem man sich mitfühlend verwandt glauben konnte.

Es trat ein Augenblick der Rührung ein, den Alexéi Orlow mit Stirnrunzeln beobachtete. Er bewegte die Lippen, als ob er fragen wollte, weshalb diese Männer sich denn eigentlich hier eingefunden haben.

Inzwischen meldete der Diener, daß die Tafel gedeckt sei. Peter nahm an der Spitze Platz, die beiden Orlow saßen ihm zur Seite. Teplow begann an den Nägeln zu kauen, weil ihm bange vor dem wurde, was er in den nächsten Minuten erleben mußte. Der Schauspieler Wolkow hatte die Haltung eines Malermodells angenommen und sorgte für eine wirkungsvolle Beleuchtung seines Profils. Patjómkin lauerte wie eine große Katze auf den ge-

eigneten Augenblick, um in die Situation einzugreifen.

Man griff vergnügt zu den Vorgerichten und leerte ein paar kleine Gläser Kornbranntwein zur inneren Belebung. Die Teller wurden gewechselt und verschiedene Fischgerichte aufgetragen. Beim Einschenken des Portweins rief Peter den Diener herbei und sagte: „Wir wollen zuerst Burgunder trinken. Ohne den kann ich nicht leben und sterben. Also schnell, schnell!“

Der Diener zuckte verlegen die Achsel und sagte leise, daß die letzte Flasche Burgunder gestern ausgetrunken und die neue Sendung erst morgen zu erwarten sei.

„Da haben wir's! Nicht einmal eine Flasche Burgunder ist im Keller. So eine Schweinewirtschaft! Es ist doch ein Skandal. Entschuldigen Sie, meine Herren. Ich muß mich vor Ihnen wirklich schämen!“

„Aber, wenn es weiter nichts ist,“ bemerkte Alexéi Orlow. „Ich hatte mir für den langen Ritt zwei Flaschen vom allerbesten Burgunder eingesteckt. Eine davon haben diese durstigen Brüder in ihren Kehlen bereits verschwinden lassen. Darf ich die andere vielleicht opfern, daß wir sie auf Ihr Wohl leeren?“

„Ausgezeichnet — her damit — besser wenig als gar nichts!“ Peter betrachtete die Flasche, die herbeigeholt war, schmunzelte befriedigt und sagte: „Das ist ja meine eigene Marke. Die wird uns schmecken. Alexéi, schenken Sie ein!“

Orlow hatte sechs Weingläser dicht nebeneinander gestellt und verteilte den Inhalt der Flasche, ohne abzusetzen, darin gleichmäßig, indem er beim Eingießen zuerst von links nach rechts und dann

wieder umgekehrt schnell über die Gläser hinwegfuhr. Er fühlte, wie seine Hand dabei zitterte und die Blicke seiner Freunde sich gespannt auf ihn richteten.

„Bravo!" rief Peter, indem er aufstand und sein Glas erhob. „Meine Herren, ich danke Ihnen allen für den guten Geist, der Sie hierhergeführt, meinen Trübsinn verscheucht und mir wieder eine lange entbehrte Freude verschafft hat. Reden wir heute nicht von der Politik, die eine alte häßliche Hexe ist und die mich wider meinen Willen nach Rußland geführt hat. Vom ersten Augenblick merkte ich, daß ich mich hier niemals heimisch fühlen würde. Menschen wollen wir sein — nur Menschen! Es lebe die Freundschaft! Es lebe die Liebe! Hurra!"

„Hurra!" riefen die anderen mit bebender Stimme, indem sie sich scharf ansahen und, wie es verabredet war, ihren Daumen zwischen ihr Glas und die Lippen steckten, so daß kein Tropfen dieses Weines ihre Zunge berührte.

Peter, der seiner Gewohnheit gemäß den Wein heruntergestürzt hatte, hielt sein Glas wie erstarrt in der Hand, riß die Augen auf, legte die linke Hand an sein Herz und fiel, indem er leichenblaß wurde, mit den Worten: „Was ist das? Ich bin vergiftet!" in den Stuhl zurück.

Alexéi Orlow lachte grell auf und die übrigen versuchten es ihm nachzutun, indem sie ihre ganze Willenskraft zusammennahmen.

„Ich bin vergiftet!" schrie Peter nochmals, sprang von seinem Stuhl und griff nach dem Tischtuch, wobei zwei Gläser umfielen und ihr Inhalt ihm das Hemd mit blutroten Flecken bespritzte.

Er wollte aus dem Zimmer stürzen, aber schon

hatte sich die Faust Alexéis wie eine eiserne Klammer um sein Handgelenk gelegt, so daß er kraftlos wieder auf den Stuhl zurücksank.

In diesem Augenblick versuchte Gregor Orlow in der Absicht, ein schnelles Ende herbeizuführen, ihm den Inhalt seines Glases gewaltsam einzuflößen, indem er ihm den Daumen in den Mund steckte. Aber Peter biß heftig darauf, so daß Orlow den Daumen blutend wieder zurückzog.

Die Verschworenen sahen sich ängstlich an. Es war als ob sie alle von gemeinsamem Mitleid mit dem Unglücklichen erfüllt seien, der sich losgerissen hatte und im Zimmer wie wahnsinnig mit den Worten: „Milch! Milch! Gebt mir Milch zu trinken! Ich bin vergiftet!" im Zimmer umherlief.

Der Diener brachte eine Kanne mit Milch, die Peter so gierig auszutrinken versuchte, daß der größte Teil davon ihm über Kinn und Hals auf sein Hemd floß. Ihm wurde sofort übel, er begann zu würgen. Er lief, indem er sich die Hand vor den Mund hielt, in sein Schlafzimmer und fiel wie eine leblose Masse auf sein Bett.

Im Speisezimmer hörte man wie er gurgelte, würgte und sich mehrmals übergab.

Die Mörder traten selbst leichenblaß und tödlich erschrocken in einer Ecke des Speisezimmers zusammen, um zu beraten was jetzt zu tun wäre. Der Schauspieler Wolkow zog seine Pistole aus der Tasche und erklärte sich bereit den Kaiser zu erschießen. Teplow hatte sich einen Zipfel seiner Serviette in den Mund gesteckt und kaute wie blödsinnig daran. Patjómkin entriß sie ihm jedoch und legte sie sich um den Hals, wobei die andern zustimmend nickten. Gregor Orlow suchte sich seinen

blutenden Daumen zu verbinden. Alle sahen sich noch einmal entschlossen an und drückten sich die Hände.

Alexéi Orlow und Teplow stürzten sich auf den im Bett liegenden Peter und rissen ihn auf einen Lehnstuhl, wo sie ihn mehrere Minuten niederzudrücken suchten.

Er schien aber in der Todesangst Riesenkräfte zu bekommen, denn es gelang ihm immer wieder sich aufzurichten.

Er fuhr seinen Angreifern mit den Fingernägeln ins Gesicht und rief ihnen kreischend zu: „Was habe ich Euch zuleide getan?“

Alexéi wurde darüber so verwirrt, daß er sein Opfer losließ und in seiner Unschlüssigkeit weiter nichts vermochte, als wütend mit den Füßen den Boden zu stampfen.

Teplow, Wolkow und Patjómkin warfen Peter hierauf auf den Fußboden. Jene beiden hielten ihm Arme und Füße fest, während Patjómkin ihm auf Brust und Unterleib herumstampfte.

Der Gemarterte besaß noch immer so viel Kraft, um zu schreien, nicht mit jenem Kreischen, das an eine menschliche Stimme erinnert, sondern mit dem hellen, greulichen Quietschen ungeölter Maschinen.

Auf der Terrasse, die längs des Zimmers herumlief, kamen Menschen herbeigelaufen, die den entsetzlichen Auftritt mit ansahen.

Sie drängten sich zu einem großen Klumpen zusammen und riefen ebenfalls: „Hilfe, Hilfe! Man mordet den Zaren!“

Der Wundarzt Lüders, der herbeigeeilt kam, wurde von den Verschworenen mit den Ellbogen

so heftig beiseite geschoben, daß er taumelnd zurückfuhr.

„Vorwärts und zum Schluß! Entweder er oder wir! Sonst sind wir verloren!“ rief Patjómkin, der, obwohl der Jüngste von ihnen, in diesem kritischen Augenblicke die andern an Kaltblütigkeit und Entschlossenheit übertraf.

Er raffte eine Serviette von dem Tisch und warf sie dem Bejammernswerten um den Hals, der sich unter den Fäusten und Füßen seiner Peiniger immer wieder aufbäumte.

Sie zogen die Schlinge mit äußerster Gewalt zu.

Trotzdem dauerte es noch immer mehrere Minuten, bis ihr Opfer verröchelte.

Der Wundarzt bestätigte, daß der Zar einen Blutsturz bekommen habe, wozu die Anlage in seinem körperlichen Befinden schon immer vorhanden war, so daß er nicht mehr lange leben konnte.

Alexéi Orlow setzte sich sofort zu Pferde, um der Zarin die Nachricht von dem Ableben ihres entthronten Gemahls zu bringen. Als er im Winterpalast anlangte, hörte er, daß die Kaiserin eine fröhliche Abendgesellschaft um sich versammelt habe. Alles sei entzückt von den Anekdoten, die sie erzähle.

Mit verwilderten Haaren, mit Staub und Schweiß bedeckt, in zerrissenen Kleidern und voll Angst und Schrecken im Gesichtsausdruck, riß Orlow die Tür zum Festsaal auf und suchte die Kaiserin mit seinen fiebernden Blicken.

Sie stand mitten im Gespräch ruhig auf und ging in ihr Zimmer, wohin ihr Orlow folgte.

Als sie erfuhr, daß Peter soeben eines „natürlichen Todes“ gestorben sei, bemerkte sie: „Daß

Allegorie auf die Krönung der Kaiserin Katharina II. von Rußland

Nach einer Radierung von Daniel Chodowiecki

Katharina begrüßt das Volk vom Balkon des Winterpalais über der Kommandantur-Auffahrt

Im Auftrage der Kaiserin von J. C. Kaestner gezeichnet. Original, Eremitage, St. Petersburg

Proklamation der Krönung Katharinas II. in P
des Senats, begleitet von zwei Herold
Originalzeichnung von Jean de Velly, Hofmal

Die Proklamation wird von einem Sekretär der Musik der Gardereiter, verlesen
serin, in der Eremitage zu St. Petersburg

dieser Todesfall auch grade jetzt stattfinden mußte! Was werden die Leute nicht alles darüber schwatzen!"

Hierauf ließ sie den Grafen Panin kommen und teilte ihm mit, daß der Kaiser zu ihrem Leidwesen soeben gestorben sei.

Der Minister riet ihr die Nacht vorbeigehen zu lassen, um die Bevölkerung nicht in ihrer Ruhe zu stören und die Todesnachricht erst morgen öffentlich bekannt zu machen.

Dann kehrte sie lächelnd zu ihrer Gesellschaft zurück und erzählte von dem französischen Philosophen Voltaire, den sie damals schon liebte, als er ihrer Tante, der Kaiserin Elisabeth, eine „Henriade" mit einigen zierlichen Versen zugeschickt hatte.

Und grade heute sei ihr eins seiner bezaubernden Gedichte in die Hände gefallen, worin er der Prinzessin Ulrike von Preußen, ohne die Grenzen des Schicklichen zu überschreiten, die artigste Liebeserklärung machte, indem er ihr schrieb:

„Souvent un peu de vérité
Se mêle au plus grossier mensonge.
Cette nuit, dans l'erreur d'un songe
Au rang des rois j'étais monté.
Je vous aimais, princesse, et j'osais vous le dire!
Les dieux à mon réveil ne m'ont pas tout ôté;
Je n'ai perdu que mon empire."*)

*) Von Goethe als „Madrigal" folgendermaßen übersetzt:
„Auch in die allergröbsten Lügen
Mischt oft ein Schein von Wahrheit sich.
Ich war im Traum' zum Königsrang gestiegen
Und liebte dich.
Erklärt' es kühn zu deinen Füßen.
Doch mit dem Traum' verließ nicht alles mich;
Nichts als mein Reich ward mir entrissen."

Die Kaiserin trug diese Verse mit so vollendeter Grazie vor, daß alles entzückt war, als sie sich mit huldvollem Lächeln in ihre Schlafgemächer zurückzog.

X.

In einer mondhellen Nacht war die Leiche des ermordeten Kaisers vom Schloß Ropscha, ohne die Straßen von St. Petersburg zu berühren, nach dem außerhalb der Stadt im Osten am Newa-Ufer gelegenen Alexander-Newski-Kloster geschafft worden.

Lautlos und unheimlich bewegte sich der Zug mit dem schwarz verhängten Wagen und dem spärlichen Gefolge wie ein dunkler Fleck über die mattgelb schimmernden Felder. Nur ab und zu, wenn die Pferde über einen Sturzacker oder frisch aufgeschüttetes Gestein fuhren, ertönte dumpfes Poltern wie von Schollen Erde, die in eine Gruft fallen.

Die Mauern und Gräben, die das Kloster umschlossen, gaben ihm das Ansehen einer Festung. In der Kathedrale der heiligen Dreieinigkeit wurden drei Tage hindurch die Begräbnisfeierlichkeiten für den Zaren abgehalten, dessen Leiche in der blauen holsteinischen Uniform mit weißledernen Beinkleidern und hohen Stulpstiefeln ausgestellt war.

Um den hohen, schwarzen, mit Silber beschlagenen Sarg waren vier Leuchter mit brennenden Kerzen aufgestellt. Gardeoffiziere hielten die Wache.

Die Stelle, wo das Grab für Peter gegraben war, hatte man mit einem schwarzen Tuch bedeckt und mit einem hölzernen Geländer umgeben.

Unaufhörlich fanden Tag und Nacht Totenmessen statt. Man hörte die tiefen Bässe der Sänger und die hellen Stimmen der Knaben mit dem ununterbrochenen „Herr, erbarme dich!“

In der Kirche herrschte eine dicke Stickluft, die aus dem Duft verwelkter Blumen und Kränze, schwelender Kerzen und den Ausdünstungen der vielen Menschen zusammengesetzt war. Sie bekreuzigten sich und warfen sich auf die Erde, indem sie beteten und schluchzten.

Zu Füßen des Katafalks stand ein mit Seide ausgeschlagener kleiner Tisch, auf dem zwei Lichter brannten. Auch ein Heiligenbild befand sich darauf und vor ihm ein Napf mit einer aus Reis und Honig gekochten Speise, der „Kutja“, wie sie sonst auf den Kirchhöfen von den Leidtragenden gegessen wird.

Obwohl man das Gesicht des Kaisers mit einer Wachsschicht überzogen hatte, erkannte man beim Handkuß doch, daß es schwarz geworden und der Hals zerrissen war.

„Wann kommt die Kaiserin?“ hörte man fragen. Stunden vergingen, ohne daß man eine Antwort geben konnte. Jedesmal wenn ein Wagen sichtbar wurde, stellten sich die Truppen in Reih und Glied auf in der Erwartung, daß ihre Herrscherin nahe.

„Sie wird nicht kommen!“ hörte man endlich. „Der Senat hat die Kaiserin gebeten, der Trauerfeier fernzubleiben!“

Der Sargdeckel wurde herbeigetragen und der Leichnam damit bedeckt.

Man konnte nur noch ein Gewirr von Uniformen, den weißen Gewändern der Geistlichkeit und flackernden Lichtern unterscheiden.

Undeutliche Laute, Seufzen und Weinen klangen durcheinander.

Eine Fahne wurde vorausgetragen. Die Geistlichkeit folgte hinterher bis zu der wenige Schritte entfernten Gruft. Sie war mit Blumen und Tannenzweigen bedeckt.

Über der Gruft lagen drei Bretter, die mit Silberpapier beklebt und mit schräg gezeichneten goldenen Streifen bemalt waren.

Hunderte von Köpfen neigten sich nach unten, während der Sarg in die schmale ausgemauerte Gruft hinabgelassen wurde.

Als man die Türen der Kirche öffnete, flackerten die Lichter der Wachskerzen auf, tropften einzeln auf die Schultern und steckten kleine Tannenzweige in Brand.

Alles drängte sich zum Ausgang. Man hörte ängstliche Stimmen von Menschen, die erdrückt zu werden fürchteten. Die Namen der Kutscher wurden gerufen. „Simeon!“ „Iwan!“ „Matwei!“ hörte man von allen Seiten.

In einer Ecke der Kirche standen mehrere schwarzbärtige Kosaken und flüsterten miteinander.

„Wie?“ „Es ist nicht möglich!“ „Du lügst!“ hörte man sie reden.

Der stämmigste unter ihnen sah sich vorsichtig um und sagte zu den andern: „Ich weiß es ganz bestimmt! Der Kaiser lebt noch! In dem Sarge liegt ein einfacher Offizier! Man hat uns schändlich betrogen! Hol' sie alle der Teufel! Unser armes unglückliches Volk! Ich kann's nicht mehr mit ansehen! Unser Väterchen, unser Zar lebt noch. Man hat ihn ermorden wollen, aber er konnte sich retten! Man hat ihn in der Nacht in Petersburg

gesehen. Dort fand sich ein treuer Offizier, der ihn fortbrachte — wohin, weiß niemand. Aber er wird an der Spitze seiner Truppen wieder in unsere gute Stadt zurückkehren und die Übeltäter zu strafen wissen. Pfui über sie!"

„Er lebt! Man beerdigt einen andern!" ging das Geflüster weiter.

Die Kosaken riefen: „Auf! Nach der Wolga! Ins Land der Freiheit!", bestiegen ihre Pferde und sprengten davon.

Ein betrunkener Bauer wurde verhaftet. Er hatte sich in die Kirche eingeschlichen und war über einen Teppich gestolpert.

Als man ihn aufhob und zur Tür hinausstieß, blitzte aus seinem Hemd ein Beil hervor, das er darunter trug. Was wollte er damit? Etwa die Kaiserin ermorden?

Katharina bedauerte, daß sie sich von ihrer Umgebung hatte überreden lassen, der Zeremonie fern zu bleiben. Nun würde man aus ihrer Abwesenheit erst recht den Schluß ziehen, daß sie von der Absicht, ihren Gemahl zu ermorden, vorher etwas gewußt habe.

Sie ließ sich über den Verlauf der Trauerfeier Bericht erstatten und fragte einmal über das andere aufs genaueste nach allen Einzelheiten. Das klägliche Bild des Ermordeten malte sich in ihrer Phantasie immer bejammernswerter aus. Sie sah es an der Wand ihres Schlafzimmers auftauchen, wenn sie sich zur Ruhe begab und rief in der Nacht mehrmals nach ihrer Kammerjungfer, weil sie in der Nähe Stimmen gehört zu haben glaubte. Sie empfand Angst und sagte sich doch, daß sie dies Gefühl niemandem verraten durfte.

Aber es verfolgte sie wie mit einer Peitsche, unter deren Schlägen sie schmerzlich zusammenzuckte.

Nur die unübersehbare Menge von Arbeit, die sie zu erledigen hatte, hielt sie aufrecht. Schon um fünf Uhr des Morgens stand sie auf, kleidete sich allein notdürftig an und setzte sich an ihren Schreibtisch, um ganze Stöße von Erlassen, die ihr vorgelegt waren, durchzusehen und zu unterschreiben. Niemand war außer ihr im Schloß so früh wach. Die Kaiserin empfand Schmerzen in den Augen von vielem Lesen und wischte sich die Tintenspuren von ihren Fingern ab, wenn ihr das erste Frühstück gebracht wurde.

In den ersten Wochen nach ihrer Thronbesteigung war sie oft fünfzehn Stunden am Tage mit der Erledigung von Regierungsgeschäften tätig. Jeden Augenblick trafen neue Verfügungen ein, die sie prüfen, billigen oder ablehnen mußte.

Mit besonderer Sorgfalt erwog sie die Ernennungen und Belohnungen, deren Verteilung sie nach dem glücklichen Verlauf des Staatsstreichs befohlen hatte. Die Brüder Orlow wurden zu Grafen ernannt und mit Orden und Titeln, Geld und Bauern überschüttet. Schon in den ersten Tagen nach dem Antritt der Regierung erreichten die außerordentlichen Bargeschenke, die gemacht wurden, eine Million Rubel. Die Kaiserin wollte um jeden Preis zufriedene Gesichter in ihrer Nähe erblicken.

Von den Teilnehmern an der furchtbaren Tragödie in Ropscha hatte niemand irgendwelche gerichtliche Verfolgung zu befürchten.

Die Kaiserin achtete nicht auf die beiden kleinen Hunde, die immer neben ihrem Bett schliefen und

jetzt mit dem Besatz ihres Morgenrocks ungeduldig spielten. Sie wurde von Kopfschmerzen gequält und strich sich nervös die Stirn. Sie holte aus ihrer Tasche eine kleine silberne Dose, die mit Lorbeertabak gefüllt war, roch daran langsam und nahm eine Prise, von der einzelne Körnchen an ihrer Halskrause hängen blieben.

Ein Schatten flog über ihr Angesicht. Es tat ihr leid, daß sie dem Rat der Fürstin Daschkow und ihres Ministers Panin gefolgt und einen Revers unterschrieben hatte, in dem sie sich verpflichtete, die Herrschaft nur bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes Paul auszuüben. Eine solche Beschränkung ihrer Macht erschien ihr jetzt als eine große Unbesonnenheit, die sie begangen hatte und von der sie nicht wußte, ob und wie sie sich jemals würde wieder gut machen lassen. Aber vielleicht? Vielmehr ganz gewiß!? — —

Nach mehreren Stunden, in denen die Kaiserin wieder eifrig gearbeitet hatte, fanden sich in ihrem Vorzimmer mehrere Minister und andere hohe Würdenträger ein. Katharina brauchte nur kurze Zeit um sich umzukleiden und empfing sie sofort zur Audienz. Für jeden hatte sie ein freundliches Wort und ein unwiderstehliches Lächeln.

Der frühere Vizekanzler Bestúshew-Rjumin, der seit fünf Jahren wie ein Staatsverbrecher auf seinem Gute in der Verbannung lebte, war sofort zurückberufen und wieder zu Gnaden aufgenommen worden. Er erschien jetzt vor der Kaiserin und fiel ihr mit Tränen in den Augen dankerfüllt zu Füßen.

Sie betrachtete den greisen Staatsmann mit prüfenden Blicken und erwiderte dann in leichtem Tone: „Väterchen Alexéi Petréwitsch, Sie sollen

sehen, daß ich Ihre Verurteilung als Frucht einer Intrige und eines häßlichen Justizirrtums auffasse. Ich ernenne Sie hiermit zum ersten kaiserlichen Rat und zum ersten Mitglied des kaiserlichen Conseils mit einem Gehalt von zwanzigtausend Rubel. Ich rechne für die Führung meiner auswärtigen Politik in allen Stücken auf Ihre bewährte Kraft. Wo gedenken Sie zu wohnen?"

„Majestät, in dem alten Hause, in dem ich den traurigen Befehl der Verbannung erhielt, würde ich keine ruhige Stunde zubringen können. Die Erinnerung daran würde mir zu schrecklich sein."

„Gut, so werde ich Ihnen das Palais Kurakin zur Verfügung stellen, in dem Sie sich hoffentlich dauernd wohl fühlen. Bis zu Ihrer Rückkehr von Moskau sollen Sie alles nach Ihren Wünschen eingerichtet finden. Ich selbst werde mich darum kümmern."

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied, die er gerührt küßte. Das Schloß Kurakin war einer der glänzendsten Paläste in St. Petersburg und die Stellung, die Bestúshew erhielt, brachte ihn in die nächste Umgebung der Kaiserin.

Ihm folgte der alte Betzki, der sich in seiner Eitelkeit einredete, die Seele der ganzen Staatsumwälzung gewesen zu sein und bei jeder Audienz auf eine ganz besondere Belohnung rechnete.

Sie klopfte ihm auf die Schulter, trat ganz dicht an ihn heran, legte den Finger auf den Mund und sagte leise: „Mein guter väterlicher Freund! Ich weiß, was ich Ihnen an Dank für alles schuldig bin, was Sie Großes geleistet haben. Ich sehe Ihren Augen einen Wunsch an, den Sie in Ihrer Bescheidenheit nicht auszusprechen wagen. Ich übertrage Ihnen hiermit für meine in Moskau bevor-

stehende Krönung die Anfertigung und Überwachung der Krone — wenn es dazu kommen sollte. Denn Gottes Wege sind dunkel und wer weiß, was bis dahin geschieht!"

Betzki fühlte, daß die Kaiserin ihn zum Mitwisser eines großen Geheimnisses machte und verließ innerlich beglückt den Audienzsaal.

Der Minister Panin erschien mit einer schweren Mappe und begann seinen Vortrag. „Majestät, ich hatte gestern eine Unterredung mit dem österreichischen Gesandten. Er gibt sich der lebhaften Hoffnung hin, daß in unserer auswärtigen Politik ein vollkommener Systemwechsel eintreten und die frühere Allianz mit Österreich gegen Preußen wieder aufgenommen werde."

„Davon kann keine Rede sein," bemerkte die Kaiserin. „Ich erkenne wohl die Notwendigkeit an, der preußischen Übermacht zu steuern, aber der augenblickliche Zustand meines Reichs zwingt mich, dieser Gesinnung gewisse Schranken zu setzen. Nachdem wir mehrere Jahre hindurch gegen den König von Preußen Krieg geführt haben, bedürfen wir dringend der Ruhe und Erholung. Sagen Sie also dem Gesandten, daß an eine Wiederaufnahme des russisch-österreichischen Krieges gegen Preußen in keinem Falle zu denken sei."

„Der greise Feldmarschall Münnich bedauert Euerer Majestät seine Huldigung nicht persönlich ausdrücken zu können, da er am Fieber erkrankt sei. Er rechnet auch weiter auf gnädige Berücksichtigung seiner Reformvorschläge, die ihm so sehr am Herzen liegen."

„Das ist alles gut gemeint, aber in der Weise, wie Münnich sich es denkt, praktisch nicht durch-

führbar. Münnich sehnt sich nach einer Tätigkeit. Ich habe für ihn das Amt eines Generaldirektors der Ostseehäfen bestimmt, wobei er seine Erfahrungen als Ingenieur gut verwerten und den Bau von Häfen und Kanälen fördern kann. Er wird mir dieselbe Treue bewahren, wie meinem Vorgänger.

„Die Gräfin Lopuchin, die wegen ihrer angeblichen Anteilnahme an einer Verschwörung öffentlich ausgepeitscht wurde, hat ein rührendes Bittgesuch eingereicht."

„Ich weiß, ich weiß. Die Unglückliche! Wie sehr geht mir ihr Leid zu Herzen! Schreiben Sie ihr, daß sie aus ihrer Verbannung sofort zurückkehren kann und fügen Sie eine Anweisung auf zwanzigtausend Rubel hinzu. Was übrigens Bittschriften betrifft, so muß ich bei ihrer Entgegennahme leider eine Veränderung eintreten lassen. Der Weg zu meinem Thron soll auch dem Ärmsten und Niedrigsten offen stehen. Aber als ich gestern in die Kirche ging, wurde mir von allerlei Leuten, die sich an mich herandrängten, so entsetzlich auf die Füße getreten, daß ich mir kalte Umschläge machen mußte und noch jetzt bei jedem Schritt heftige Schmerzen empfinde."

Panin wollte in seinem Vortrage fortfahren, bekam aber plötzlich einen Hustenanfall, der ihn am Sprechen hinderte. Die Kaiserin gab ihm von dem Glas Madeira, das der Kammerdiener auf ihren Schreibtisch gestellt und von dem sie eben genippt hatte, zu trinken und steckte ihm ein paar Stückchen Biskuit selbst in den Mund, indem sie ihm freundlich auf den Rücken klopfte.

Katharina machte bei der Erledigung der Geschäfte den Eindruck, als ob sie die Staatsmaschine

bereits seit Jahren geleitet hätte. Sie wußte alles und ihre Entscheidungen trafen immer das Richtige.

Sie zog jetzt die Augenbrauen zusammen und beklagte sich über die Mängel der Finanzwirtschaft. „Die Staatseinnahmen sind auf sechzehn Millionen Rubel geschätzt worden, während sie auf Grund meiner genauen Untersuchung wenigstens achtundzwanzig Millionen betragen. Unsere Truppen, die sich in Preußen so tapfer geschlagen haben, sind seit einem halben Jahr ohne Löhnung geblieben. Ich habe überall heillose Unterschleife entdeckt. Dem allen muß sofort ein Ende gemacht werden — sofort.

„Der Senat ist mit der Abstellung dieser Mißbräuche eifrig beschäftigt."

„Dazu ist aber nötig, daß diese Herrn sich nicht beständig in den Haaren liegen und nur an ihren persönlichen Vorteil denken. Ich werde auch bei ihnen tief eingreifende Reformen durchführen. Wenn man eine Treppe säubern will, muß man von oben anfangen. Als ich neulich bei einer Sitzung zugegen war, stellte es sich heraus, daß diese gelehrten Perücken nicht einmal die Namen der russischen Städte wußten. Ich verlangte nach einem Städteverzeichnis und siehe da — im ganzen Senat war keins aufzutreiben. Ich mußte nach der Buchhandlung in der Akademie der Wissenschaften schicken, ließ eine Landkarte von Rußland kaufen und machte sie dem Senat zum Geschenk. Wir wollen in Zukunft die Augen überall offen halten und den Richtern und Beamten auf die Finger sehen. Ich weiß, wie kümmerlich sie mit ihren Hungerlöhnen auskommen. Aber das Stehlen und die Bestechung ist bei ihnen zu etwas Selbstverständlichem geworden. Jeder betrügt nach seiner Stellung und verlangt für jede

Dienstleistung ein Trinkgeld ‚zum Tee' oder ‚zum Schnäpschen'. Ich will aber mein Volk vor der ganzen Welt groß und angesehen machen und hoffe, Panin, daß Ihre ganze Kraft mir und meinem Staat gehört."

Stundenlang dauerten die Berichte über die verschiedensten Gegenstände. Die Kaiserin war unermüdlich, sich über jede dieser Angelegenheiten unterrichten zu lassen. Ihr Lob entzückte und ihr Tadel hatte eine so unwiderstehlich liebenswürdige Form, daß jeder sein Bestes versprach und leistete.

Zum Frühstück erwartete die Kaiserin die Fürstin Katharina Daschkow und Gregor Orlow.

Seit dem Staatsstreich war die Fürstin der erklärte Liebling der Truppen geworden. Als sie sich damals zum Palais begab, fand sie den Platz so mit Truppen versperrt, daß sie aus dem Wagen steigen und ihren Weg durch das Gedränge zu Fuß suchen mußte. Aber kaum war sie von einigen Offizieren der Garde erkannt, als man sie vom Boden aufhob, über die Köpfe der Menschen hinwegtrug und mit lautem Jubel begrüßte. Als man sie in einem der Vorzimmer niedersetzte, merkte sie, daß bei diesem triumphierenden Einzug ihr Kleid zerrissen und ihr Haar zerzaust war. Seitdem fürchtete sie sich vor ähnlichen Liebesbeweisen und begab sich zur Kaiserin durch einen Nebeneingang, wo sie nicht von aller Welt beachtet wurde.

Gregor Orlow wohnte im Schlosse selbst in unmittelbarer Nähe der Monarchin. Mit ihm wurde das Günstlingstum, das bisher einen privaten und heimlichen Charakter trug, zu einer Staatseinrichtung, die allgemein anerkannt war.

Als die Fürstin Daschkow durch eins der Ge-

mächer schritt, fand sie zu ihrem Erstaunen auf dem Sofa Orlow der Länge nach ausgestreckt und mit dem Öffnen von Briefen beschäftigt, in denen, wie sie bemerkte, wichtige Staatspapiere enthalten waren.

„Was machen Sie hier?“ lautete ihre erstaunte Frage.

„Die Kaiserin hat befohlen, daß ich sie öffne.“

„Das ist unmöglich. Sie kann nicht wollen, daß sie geöffnet werden, bis sie offiziell die Personen ernannt hat, welche sich mit ihrem Inhalt zu beschäftigen haben. Für eine solche Aufgabe können Sie so wenig wie ich selbst sich für befähigt halten.“

Die Kaiserin trat ein und schob selbst den Tisch, der mit drei Kuverts bedeckt war an das Sofa heran. Sie fragte die Fürstin, deren erstauntes und mißbilligendes Gesicht ihr auffiel, ob ihr etwas Unangenehmes begegnet sei, was diese jedoch verneinte.

Orlow sah bleich und übernächtig aus. Seine Augen zeigten blaue Ringe. Er hatte mit den Offizieren im Klub bis zum frühen Morgen gespielt und gezecht. Er betrachtete den Daumen der rechten Hand, in den ihm Peter bei dem Frühstück in Ropscha gebissen hatte, und suchte ihn zwischen den Fingern zu verstecken.

Die Kaiserin verfolgte jede Bewegung des schönen Mannes, der sich mit seinen mächtigen Gliedern wie ein Raubtier auf seinem Lager wohlgefällig streckte, mit liebevollen Blicken. Er war ihr unentbehrlich geworden, auch wenn sie sich nur kurze Zeit von ihren Staatsgeschäften erholte. Wenn sie seine Gesellschaft vermißte, erfüllte sie ein unbeschreibliches Gefühl von Angst, als ob über ihrem Haupt eine Gefahr schwebe, die nur seine Gegenwart verscheuchen könne. Die Gerüchte von Attentaten,

die gegen sie geplant seien, wollten nicht zur Ruhe kommen. Nur an seiner Seite fühlte sie sich völlig sicher, denn er besaß die Kraft mit seiner eisernen Faust jedem Verbrecher, der sich in ihre Nähe wagen würde, die Kehle zuzudrücken.

Orlow erzählte ärgerlich, daß er mit mehreren Offizieren einen heftigen Streit gehabt habe. Man versuchte ihn als Schwindler und Aufschneider hinzustellen wegen der Abstammung, deren er sich rühmte.

Die Fürstin fragte ihn, um was es sich denn handle.

„Nun, es weiß doch jeder Mensch, daß wir Orlow unsere Herkunft von dem kühnen Strelitzen Iwan herleiten, dessen Kaltblütigkeit und Todesverachtung sich auf uns vererbt hat."

„Bitte, erzählen Sie," bemerkte die Kaiserin in der Hoffnung, daß ihm dadurch die gute Laune wiederkehren würde.

„Dieser unser Ahnherr Iwan war mit vielen seiner Genossen wegen seiner Teilnahme am Aufstand der Strelitzen vom großen Zaren Peter zum Tode verurteilt worden. Auf dem roten Platz in Moskau hatten die Hinrichtungen schon mehrere Tage gedauert. Auch Iwan erschien, nur mit einem Hemd bekleidet, auf dem Armensünderkarren und hielt eine brennende Kerze in der Hand, während die Frauen und Kinder der Verurteilten schrecklich jammerten und klagten. Der Zar saß vor der heiligen Pforte auf seinem weißen Zelter und betrachtete die Hinrichtungen mit eiserner Ruhe. Viele wurden geköpft, andere gehängt. Als nun die Reihe an Iwan kam und er den Richtplatz betrat, stieg er ruhig auf das Schafott und wollte vor dem Henkerblock

niederknien. Da bemerkte er, daß der Block nicht frei war, sondern auf ihm noch der blutige Kopf des Strelitzen lag, der vor ihm hingerichtet war. Ohne sich zu besinnen stieß da Iwan den Kopf mit dem Fuß beiseite und rief höhnisch aus: ‚Zieh ab! Du hast hier nichts mehr zu schaffen! Hier muß ich jetzt Platz haben.' Der Zar bemerkte den Vorgang genau, war über die Ruhe des Strelitzen erstaunt, ließ ihn sofort zu sich kommen und begnadigte ihn. Bald darauf trat Iwan bei der Armee als Offizier ein. Von jener Zeit an führte er allgemein den Beinamen „Orel" — „Adler". Das ist keine Lüge, sondern die nackte Wahrheit. Und da jener Lump es nicht glauben wollte, habe ich ihn ein wenig geschüttelt und an die Wand gedrückt, daß er quietschte. Nun, ich denke, er wird seine Uniform nicht mehr lange tragen. Nicht wahr?" wendete er sich, unheimlich lächelnd, an die Kaiserin.

Sie tat, als ob sie diese Frage nicht gehört hätte und vertiefte sich in die Lektüre der eingetroffenen Briefe, die Orlow nur zum Teil geöffnet hatte. Als sie wieder einen erbrach, strahlte ihr Gesicht und sie rief entzückt aus: „Von Voltaire!"

„Was mag der wieder zu erzählen haben. Ich kann sie nicht leiden, diese Federfuchser und Versedrechsler," sagte Orlow.

„Sie vergessen," warf die Fürstin ein, die sich über Orlows Unwissenheit ärgerte, „welche unvergeßlichen Dienste Lomonóssow für die Ausbildung unserer Sprache, Poesie und Wissenschaft dem Vaterland geleistet hat. Der arme Fischerssohn aus dem eisigen Gouvernement Archangelsk — verkörpert er nicht jetzt eine ganze Akademie? Wir alle müssen uns schämen unsere Muttersprache so

schlecht zu kennen. Der römische Kaiser Karl V. pflegte zu sagen, spanisch müsse man mit Gott reden, französisch mit Freunden, deutsch mit Feinden, italienisch mit Frauen. Lomonóssow aber findet in seiner Grammatik alle diese Vorzüge, das Vornehme der spanischen Sprache, das Lebendige der französischen, die Kraft der deutschen und die Zartheit der italienischen im Russischen vereinigt. Vermutlich hat er darin nicht übertrieben. Und könnten wir die edle Leidenschaft gering schätzen, die in den geschichtlichen Dramen von Sumarókow lodert?"

„Wenn er nur nicht so eitel wäre," fuhr die Kaiserin fort, indem sie in dem Brief des Philosophen von Ferney weiter las, „sich mit Voltaire zu vergleichen. Ich habe ihn leider nie mit Augen gesehen, aber während ich diese Blätter umschlage, glaube ich sein Lächeln zu sehen, das so gütig und vernichtend sein kann und den Druck seiner Hand zu spüren. Sobald ich diesen Brief an mein Ohr lege, höre ich sogar seine Stimme."

Sie drückte ihn wirklich scherzend an ihr Ohr, indem sie ihren Ellbogen auf das Knie stützte und in dieser Stellung einige Minuten verharrte. Ihr Gesicht nahm einen lauschenden Ausdruck an und während sie den Zeigefinger der linken Hand erhob, flüsterte sie: „Stille! Der große Mann spricht zu uns! Wie ich ihn liebe!"

„Wie ein Bild von Greuze!" bemerkte die Fürstin, indem sie die Kaiserin bewundernd betrachtete.

Katharina begann den Brief vorzulesen, den ihr Voltaire von seinem Landgut bei Genf mit seiner „Geschichte Peters des Großen" geschickt hatte.

Orlow richtete sich ärgerlich auf dem Sofa auf und sagte: „Ich verstehe doch kein Französisch!"

Katharina II. in der

Originalzeichnung von Jean de Velly, Hofm

ngskathedrale im Kreml
Kaiserin, in der Eremitage zu St. Petersburg

Katharina II. im Krönungskostüm
Nach einem Gemälde von S. Torelli
Im Besitz des Heiligen Synods in St. Petersburg

Grimm und Diderot

Nach einem Aquarell aus dem Jahre 1761

„Ach so! Bitte um Verzeihung! Ich hatte den göttlichen Mann zu mir nach St. Petersburg eingeladen. Wenn es nach mir ginge, müßte in meiner Residenz ein Musenhof entstehen, wie ihn die Welt seit der Renaissance in Italien nicht zum zweitenmal erlebt hat."

„Was hat er darauf erwidert?" fragte die Fürstin.

„Er kann nicht fort — o es ist zu schade! Hunderte von Arbeiten halten ihn fest. Sein Schloß Ferney wird von Besuchern fast gestürmt. Neulich hat er sogar in seiner Bibliothek Betten aufschlagen lassen müssen, um alle seine Freunde, die bei ihm übernachteten, unterzubringen. Er nennt sich selbst den ‚Hotelier von Europa'! Als wahren Grund, weshalb er nicht zur Minerva von Rußland kommen könne, führt er an, daß er das Schicksal des Ixion fürchte."

„Was sind das für verfluchte Tiere? Minerva und Ix .. Ich habe davon nie etwas gehört!" bemerkte Orlow ahnungslos, indem er seine Stirn in Falten zog.

Die beiden Frauen schüttelten sich vor Lachen.

„In der griechischen Mythologie könnten Sie kein Examen bestehen. Also erstens, Minerva ist die Gottheit der Weisheit! Das bin ich! Und Ixion ist ein König, der sich der Gunst der griechischen Göttin Hera rühmte und welchen Zeus, der Gottvater, zur Strafe dafür an Händen und Füßen mit ehernen Fesseln auf ein rollendes feuriges Rad befestigen ließ. Immer so!"

Die Kaiserin machte die Bewegung von Kindern, die einen Brummkreisel sich in der Luft drehen lassen, wie sie es um die Weihnachtszeit auf dem Markt von Zerbst oft gesehen hatte.

Orlow wurde ungeduldig. Man merkte ihm an, daß die Gegenwart der Fürstin Daschkow ihn verstimme. Sie mochten sich nicht leiden. Die Fürstin sah in ihm nur einen schönen, lustigen, oberflächlichen Gesellen, der von einer Geliebten zur anderen lief und sonst keine ernsten Leidenschaften als die Jagd und den Wein kannte. Sie bedauerte die Kaiserin, daß sie keinen Tag ohne ihn leben konnte und selbst seine plumpen Albernheiten entschuldigte, an denen er es nicht fehlen ließ. Orlow konnte es seinerseits nicht ertragen, daß die Fürstin ihn wegen seiner Unbildung fortwährend aufzog und Gespräche führte, denen er nicht zu folgen vermochte. Er fragte die Kaiserin oft, was sie denn an der kleinen unschönen Person mit der flachen Nase, dem großen Mund und den ungraziösen Bewegungen für einen Gefallen gefunden habe. Von dem tiefen Geist, der in der Fürstin lebte, und der Redlichkeit ihres Charakters hatte er keinen Begriff.

Erst nachdem sie das Zimmer verlassen hatte, erhob sich Orlow vom Sofa, schritt auf die Kaiserin zu und fiel vor ihr in die Knie. Sie wußte nicht, was dies alles zu bedeuten habe und betrachtete ihn lächelnd und nicht ohne Furcht, daß sein Temperament ihm wieder einmal einen bösen Streich gespielt habe und er sie deshalb um Entschuldigung bitten wolle.

Orlow zog den Revers aus der Brusttasche, in dem sie sich verpflichtet hatte, nicht als unumschränkte Herrscherin, sondern nur als Regentin für ihren Sohn herrschen zu wollen. Er steckte die Kerze an, die auf dem Schreibtisch der Kaiserin stand, hielt das Papier darüber und zündete es an allen vier Enden langsam an. Bläuliche Flämmchen

züngelten empor und verbreiteten einen schwelenden Geruch, bis eine einzige große Flamme aufschlug, die in verschiedene Teile zerfiel und auf den Teppich herniedersank. Schon fing das Spitzenkleid der Kaiserin Feuer, als Orlow sie mit seinen kräftigen Armen umschloß und fest an sich drückte, während er die Flamme mit den Füßen austrat und damit jede Gefahr beseitigte.

„Wie war das möglich? Die Urkunde befand sich ja im Senat versiegelt und verschlossen und niemand hat sie zu sehen bekommen. Welcher Zauber bildete den Schlüssel, um dies Geheimnis zu lösen?" flüsterte Katharina.

„Dieser!" rief Orlow und streckte seinen Arm aus, indem er die Finger seiner Hand drohend zur Faust ballte. „Dieser!" wiederholte er, „und die Kraft meines Bruders Alexei, der auf der Jagd mit dem Spieß in der Hand einem wütenden Bären allein zu Leibe geht. Es gibt Gott sei Dank! in Rußland noch Männer, die mit einem Haufen verstaubter Perücken im Senat fertig werden können."

Katharina betrachtete lächelnd Orlow vom Kopf bis zum Fuß und er erschien ihr niemals stärker und schöner als in diesem Augenblick, während er mit aufgerissenen Augen, wogender Brust und der gespannten Kraft seiner Armmuskeln vor ihr stand. Sie sah in ihm den Inbegriff all der rohen unzerstörbaren Kraft, die in ihrem Volk schlummerte und die sie wecken wollte für die Kultur ihres Landes.

Erst jetzt hatte sie das Ziel ihrer Wünsche erreicht und das Werk gekrönt, das mit so viel Demütigungen und Entsagungen, Angst, Verzweiflung und Schuldbewußtsein erkauft war.

Sie war nun in Wirklichkeit Selbstherrscherin aller Reußen geworden.

Seitdem schwoll die Macht ihres Günstlings bis ins Unglaubliche an. Die im Range am höchsten stehenden Minister und Generäle, Männer, die über ein Menschenalter im Dienst ihres Vaterlandes ergraut waren, mußten oft stundenlang im Vorzimmer des jungen Grafen warten, bis es ihm beliebte, sie vorzulassen und schläfrig und zerstreut ihre Bitten anzuhören.

Hofdamen, die es wagten, Orlow auf das Unangemessene seines Benehmens aufmerksam zu machen, fielen sofort bei der Kaiserin in Ungnade.

Die Würdenträger des Reiches mußten neben dem Hofwagen der Kaiserin einherreiten, in welchem sich ihr zur Seite ihr Günstling in nachlässiger Haltung in die Kissen zurücklehnte.

Es erregte eine allgemeine Schadenfreude und boshaftes Gelächter, als sich das Gerücht verbreitete, Orlow habe in Zárskoje Sseló bei einer Fahrt auf der Rutschbahn mit der Kaiserin das Wagengestell so ungeschickt gesteuert, daß unser „Landesmütterchen" mit dem Angstgeschrei einer geprügelten Bäuerin und in einer nicht näher zu beschreibenden Körperhaltung zu Boden gestürzt sei.

Es wurde durch einen allerhöchsten Befehl aufs strengste angeordnet, daß über diesen Unfall niemand auch nur das geringste verlauten lassen dürfe.

Man konnte aber nicht verhindern, daß Orlow im vertrauten Kreise seitdem nur noch der „Wagenlenker" genannt wurde, wenn er am Schluß der Abendgesellschaften bei Hofe der Kaiserin auf dem Wege zu ihrem Schlafgemach folgte.

XI.

Diderot hatte soeben den letzten Strich unter einen seiner geistsprühenden Kunstberichte gemacht, die er alljährlich über die öffentliche Ausstellung von Gemälden und Werken der Skulptur in Paris, den sogenannten „Salon", zu schreiben pflegte und war zu seinem Freunde Grimm geeilt, um ihm das Manuskript für dessen „Literarische Korrespondenz" selbst zu bringen.

Der deutsche Pfarrerssohn aus Regensburg, der in Leipzig bei Gottsched Philosophie und Geschichte studiert hatte, war in jungen Jahren durch einen abenteuerlichen Drang nach Paris getrieben und durch seine spitze Feder zu Stellung und Ansehen gelangt. Als unterhaltender Plauderer wußte er in allen Gesellschaftskreisen wertvolle Beziehungen anzuknüpfen und sie geschickt auszunützen. In seiner Korrespondenz ließ er der vornehmen Gesellschaft in Deutschland, Rußland und Italien zweimal im Monat Berichte über neue literarische Erscheinungen in der französischen Hauptstadt zugehen. Die kleinen Hefte, die nicht öffentlich erschienen, sondern nur an Fürstenhöfe abgegeben wurden, stellten allmählich eine geistige Macht dar, weil alle Theaterstücke, Memoirenwerke, Romane, Novellen und irgendwie bemerkenswerte Broschüren darin in interessanter Weise besprochen wurden.

„Sie sind ein Bindestrich in der Weltliteratur geworden, lieber Grimm!" bemerkte Diderot schmeichelnd, der in beständiger Sorge lebte, daß ihm jener die allzu üppigen Auswüchse seiner temperamentvollen Schreibweise beschneiden könnte. „Ein deutscher Schriftsteller, der an der Newa, der Spree, der

Weichsel, dem Arno und wo weiß ich sonst überall den Ton angibt — so etwas ist noch nicht dagewesen!"

„Im ganzen fünfzehn Exemplare, die ich unter meiner Aufsicht abschreiben und an die einzelnen Höfe verschicken lasse," bemerkte Grimm mit einem halb melancholischen, halb spöttischen Gesichtsausdruck. Es schien ihm etwas durch den Kopf zu gehen. Er war zerstreut und aufgeregt.

„Grimm, Sie werden ein reicher Mann, wenn Sie es nicht bereits sind."

„Sie meinen von den vierhundert Franken, die Poniatowsky, der König von Polen, jährlich zuschießt? Der König Friedrich von Preußen zahlt für die „Korrespondenz", die er regelmäßig bekommt, überhaupt nichts. Aber ich kann mich nicht entschließen, ihn von der Liste meiner Abonnenten zu streichen. Wo bliebe ich, hätte ich nicht meine großzügige Gönnerin im Norden, die jährlich dreihundertsechzig Rubel springen läßt. Nun, Diderot, Sie sollen alles wissen, was ich soeben erfahren habe. Der russische Kaiser ist entthront worden. Seine Frau, meine Landsmännin, das kleine deutsche Prinzeßchen Katharina, hält jetzt Zepter und Krone in Händen. Hab' ich's nicht immer gesagt? Sexu femina, ingenio vir! Was würde ich darum geben, jetzt in St. Petersburg zu sein! Was würde das für einen prachtvollen Stoff für uns beide geben. Diderot, wir müssen dort einmal zusammen Arm in Arm über den Newski Prospekt spazieren gehen. Der Boden wird uns hier allen allmählich zu heiß. Ich habe Angst mit meinen Heften, so geheim ich sie auch halte, der französischen Polizei verraten zu werden. Wenn es vielleicht dazu kommt, daß wir unser Bündel schnüren müssen, wollen wir auch

Falconet, den prachtvollen Bildhauer, mitnehmen. Ein großer Künstler! Denken Sie an seine Athletenstatue Milons von Kroton, an seinen Pygmalion, seine Badende, seinen drohenden Amor, seinen Christus in der Kirche St. Roch! Aber man versteht ihn hier nicht mehr. Überall stößt er an, weil er sich von den Dümmlingen und Hofschranzen nichts gefallen lassen will."

Man merkte es Diderot an, wie sein Kopf zu arbeiten anfing, wie seine Augen, die so sanft und gerührt blicken konnten, von Feuer glühten. Er sah ein neues verlockendes Ziel vor sich. Aber er wußte sich zu beherrschen und sagte, indem er sich von Grimm verabschiedete: „Ich bin hier an eine Galeere geschmiedet. Lassen Sie mich in Ruhe!"

Den ganzen Tag brachte Diderot in der Drukkerei zu, wo er gegen Abend dicke Stöße von Korrekturbogen, Abzüge von Text und Karten zu seiner „Encyclopédie" dem Verleger Le Breton mit den Worten übergab:

„So! Das wäre genug für heute! Ich will noch eine halbe Stunde im Luxembourggarten spazieren gehen. Bitte begleiten Sie mich. In freier Natur kommen uns am ehesten ein paar Gedanken, wie wir uns mit dieser abscheulichen Situation abfinden können. Unser Paris, ehedem die freieste Stadt der Erde, ist zu einem düsteren Kerker geworden, in dem man die Philosophen unschädlich machen will. Aber die Aufklärung ist auf dem Marsch und niemand wird ihren Siegeszug aufhalten können."

„So geht es nicht weiter, Herr Diderot," bemerkte der ängstliche Le Breton, indem er mit dem aufgeregten Mann, dessen Rock bestaubt war und dessen Manschetten Löcher und Tintenflecke auf-

wiesen, gleichen Schritt zu halten versuchte. „Wie sollen wir uns vor der Menge von Broschüren und Journalartikeln schützen, die fortwährend gegen uns erscheinen, weil wir mit unseren Lehren Staat und Kirche unterwühlen! Die Jesuiten predigen gegen uns vor dem König und selbst eine so mächtige Gönnerin wie Frau von Pompadour wird uns nicht länger vor dem Schlimmsten bewahren können."

Diderot sprach so laut und mit so heftigen Gebärden, daß die Spaziergänger sich erstaunt und lächelnd nach ihm umsahen.

„Der Endzweck der weltgeschichtlichen Entwicklung," fuhr er fort, „ist das Wahre, das Gute, das Schöne. Was nicht den Stempel dieser drei Mächte trägt, kann wohl eine Zeitlang gefallen, aber schließlich schläft man dabei ein. Gegen meine Dreieinigkeit vermögen selbst die Pforten der Hölle nichts. In himmlischer Höhe thront als Gott-Vater das Wahre. Dieser erzeugt seinen Sohn, das Gute! Aus diesem geht das Schöne, der Heilige Geist, hervor. Diese Dreieinigkeit stellt sich neben den Götzen des Landes und faßt immer mehr festen Fuß. Eines schönen Tages gibt meine Dreieinigkeit diesem Götzen einen Fußtritt und bauz! bardauz! liegt er zertrümmert auf der Erde. So wird es auch unsern Gegnern ergehen!"

„Aber bis dahin bin ich ein ruinierter Mann. Jeden Augenblick kann meine Druckerei geschlossen werden, wo wir ohne Erlaubnis der Regierung die noch fehlenden zehn Bände herstellen. Wann soll ich sie denn erscheinen lassen?"

„Alle auf einmal! Das wird ein Denkmal des menschlichen Geistes werden, wie es die Welt noch

Medaille auf die Vermählung des Großfürsten Paul Petrówitsch mit der Großfürstin Natalie Alexéjewna (Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt)

Medaille auf die Thronbesteigung Katharinas II.

nicht erblickt hat — himmelhoch wird es für alle Zeiten aufragen!"

„Und mich zwei Millionen Franken kosten."

„Wobei Sie eine Million verdienen werden, während ich mit Weib und Kindern unversorgt dastehe," erwiderte Diderot.

Er atmete tief auf, blies die Nasenflügel empor und machte weite Armbewegungen wie jemand, der im Strudel schwimmt und sich nur mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte vor dem Ertrinken retten kann. Er sah trüb in die Zukunft, war aber weit davon entfernt zu verzweifeln.

Nachdem der siebente Band seiner Enzyklopädie herausgegeben war, hatte man das weitere Erscheinen des Nachschlagewerkes, in dem das gesamte Wissen der Zeit zu einem lichtvollen Dom aufgebaut war, verboten.

Diderot mußte sich an den Gedanken gewöhnen, daß ihn sein Hauptmitarbeiter D'Alembert verlassen hatte. Die Bemühungen seiner Freunde, ihm selbst in der Akademie einen Sitz zu verschaffen, erwiesen sich als aussichtslos, denn der König hatte erklärt, daß er die Wahl Diderots niemals bestätigen würde. Der unverschämte Palissot hatte ihn nach seiner eigenen Versicherung in dem Lustspiel „Die Philosophen", das mit seinen Anspielungen auf die Pariser Gesellschaft viel Aufsehen erregte, in der Rolle eines Bedienten Crispin, der auf allen vieren kriecht und an einer Salatstaude knabbert, öffentlich lächerlich gemacht.

„Die Leichtfertigkeit und Torheit der Rechtspflege," sagte Diderot, „übersteigt in Frankreich jede Beschreibung. Seit mehreren Jahren kämpft Voltaire für die Familie des unglücklichen Calas, den man

völlig unschuldig hingerichtet hatte und erwartet mit brennender Ungeduld die Kassation des Urteils. Sein Landsitz Ferney bei Genf, wo der große Philosoph wohnt, ist zu einer Zufluchtsstätte für das verletzte Recht, zu einem Tribunal der Menschheit und Menschlichkeit geworden. In gerechter Empörung hat Voltaire von uns Franzosen die Worte gebraucht: ‚Ich begreife nicht, wie denkende Wesen in einem Lande von Affen bleiben können, die sich so oft in Tiger verwandeln!' ‚Ecrasons l'infâme!' schreibt er immer wieder in seinen Briefen, womit er die Vernichtung der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Pfaffenherrschaft meint. Es ist wahrlich keine Lust in Paris zu leben!"

Mit diesen Worten verabschiedete sich Diderot von seinem Verleger, sprang in seinen Fiaker und ließ ihn vor seiner Wohnung in einem Eckhause der Straße Taranne halten. Er stieg wegen seines kurzen Atems nicht ohne Anstrengung die fünf Treppen zu seiner Bibliothek hinauf. Unter den Schreiben, die er auf seinem Arbeitstisch vorfand, befand sich zu seinem großen Erstaunen auch ein Brief, durch den er im Auftrage der Kaiserin Katharina eingeladen wurde nach Petersburg überzusiedeln und dort seine Enzyklopädie in Ruhe zu vollenden.

„Was sagen Sie, ruhmreicher Philosoph, von der Kaiserin von Rußland?" schrieb ihm Voltaire. „Finden Sie nicht, daß ihr Anerbieten die stärkste Ohrfeige ist, die man der Backe eines Omer versetzen könnte? In welcher Zeit leben wir? Frankreich verfolgt die Philosophie und die Scythen begünstigen sie."

Die russische Herrscherin hatte die Berufung Diderots in ihr Land als eine der ersten und wich-

tigsten Regierungshandlungen betrachtet. Sie hatte sich bereits früher die sieben Bände der Enzyklopädie, die damals erschienen waren, kommen lassen und den Eindruck empfangen, daß das Urteil dieses gewaltigen Werkes eine Stimme der Weltgeschichte bilde, die nicht wieder verklingen könne.

Bereits am neunten Tage nach der Ausführung des Staatsstreichs, durch den Peter III. seines Throns verlustig ging und zum armen Gefangenen von Ropscha wurde, erinnerte sich Katharina im Glanz der soeben errungenen Alleinherrschaft, von tausend Regierungssorgen erdrückt, daran, daß in Paris ein Schriftsteller in einer mit Büchern vollgepfropften Dachstube mit seinem verblichenen und bekleckstesten Schlafrock unaufhörlich die Feder über das Papier rascheln lasse.

Sie wußte, daß Diderots Erzählungen, Dramen und Kunstkritiken den feinsten Auszug des Pariser Geistes darstellten, ihm aber nicht so viel eingebracht hatten, daß er ohne Sorgen in die Zukunft blicken konnte. Namentlich jetzt nicht, da ihm durch das Eingreifen der Staatsgewalt die Quelle seines Schaffens verstopft werden sollte.

Um seiner Tochter eine Mitgift zu schaffen, wollte Diderot seine Bibliothek verkaufen und unterhandelte bereits wegen verschiedener Angebote, die ihm gemacht wurden.

Nun zeichnete ihn die Herrscherin im hohen Norden, die dreißig Millionen Menschen befahl, in so beispielloser Weise aus! Ihn, den von allen Seiten verfolgten, verhöhnten, in seinem Wirkungskreise bedrohten Diderot!

Das Köstliche dieser Genugtuung hatte für ihn etwas Berauschendes.

„Mein teurer und hochberühmter Bruder!“ antwortete er Voltaire. „Gewiß ist das Anerbieten der Kaiserin von Rußland eine ungeheure Ohrfeige für meine Feinde. Aber glauben Sie, daß es die erste dieser Art sei, welche diese Schurken empfangen haben? O nein. Es ist schon mehr als zwei Jahre, daß dieser König von Preußen, der wie Sie denkt, der an die kleinsten Dinge denkt, während er die größten vollbringt, ihnen eine ganz gleiche beigebracht hatte.“ Er erinnerte daran, daß die Enzyklopädie nicht sein, sondern das Eigentum seines Verlegers sei und daß die Gefahr, die er mit seiner Arbeit in der Mitte von Barbaren laufe, ihn nicht kleinmütig mache. Er könne deshalb nicht nach St. Petersburg reisen.

Zwei Jahre darauf kaufte ihm die Kaiserin seine Bibliothek für fünfzehntausend Franken ab, ließ ihm aber deren Nutznießung und ernannte ihn zu ihrem Bibliothekar mit tausend Frank jährlichen Gehalts. Als ihn der russische Gesandte Fürst von Galízin, der in dieser Angelegenheit die Verhandlungen geleitet hatte, nach zwei Jahren einmal fragte, ob ihm dieser Betrag auch ausgezahlt sei, hörte er zu seinem Erstaunen, daß Diderot hiervon noch keinen Pfennig erhalten hatte.

Als er nämlich seine Geldanweisung einem Herrn von Marc vorwies, wurde er von diesem wie ein Eckensteher behandelt. Marc warf sich in seinen Lehnstuhl, öffnete den Brief, las ihn, blickte einen Augenblick nach der Decke und schleuderte ihm das Schreiben nach einer Ecke des Tisches mit den Worten zu: „Ich kann mich an nichts erinnern!“

Darauf nahm er seine Feder, fing an zu schrei-

ben und ließ Diderot stehen, ohne mit ihm weiter zu sprechen.

Diderot buchstabierte seinen Namen und erklärte, um was es sich handelte.

Darauf reckte sich Herr von Marc die eine Hand mit den Fingern der andern und sagte gleichgültig: „Ach ja, jetzt fällt mir ein. Ich habe Ihre Wechsel erhalten. Es ist kein Geld für Sie da. Alles will Geld haben. Es ist zum Rasendwerden. Ich weiß nicht, wann ich für Sie Geld haben werde. Kommen Sie wieder, morgen — in acht Tagen, in einem Monat — in zwei Monaten."

So lange dauerte es denn auch wirklich, bis ihm das Geld ausgezahlt wurde.

Diderot war von der Großmut der Kaiserin so entzückt, daß er folgenden Brief an sie richtete:

„Große Herrscherin! Ich werfe mich zu Ihren Füßen; ich strecke meine beiden Arme zu Ihnen aus; ich möchte Sie sprechen, aber meine Seele ist beklommen, mein Kopf ist wirr, meine Gedanken sind voll Unruhe, ich werde vor Rührung zum Kinde. Eine edle Begeisterung reißt mich hin, meine Finger greifen unwillkürlich zu einer alten Harfe, deren Saiten durch die Philosophie zerrissen worden sind. Ich knüpfe sie von der Mauer los, wo sie so lange hing und mit entblößtem Haupt fühle ich mich aus der Tiefe meiner Seele bewogen zu singen:

Sie zeigen dem Jahrhundert groß und mild
Auf einem Thron der Gottheit Ebenbild!"

Diderot blieb seitdem in beständigen Beziehungen zur Kaiserin, für welche er die verschiedensten Aufträge ausführte. Er vermittelte den Ankauf einer Gemäldegalerie, die sie für die Eremitage erwarb.

Sie fragte bei ihm an, ob er ihr nicht einen Bildhauer für ein Standbild Peters des Großen empfehlen könnte, und er machte sie auf Falconet aufmerksam. Ein Franzose namens Rulhière, der zur Zeit der Entthronung Peters III. als Sekretär der dortigen Gesandtschaft in St. Petersburg gelebt hatte, gab sich als Verfasser einer Schrift über die Geschichte dieser Revolution zu erkennen, worin von den Vorgängen nichts verschleiert und vor allem die Ermordung des Zaren mit allen Einzelheiten geschildert war. Katharina wollte das Manuskript, dessen Inhalt dem Kreise der Enzyklopädisten in Paris wohl bekannt war, abkaufen und dessen Verfasser einen Konsulatsposten in ihrer Hauptstadt antragen. Aber Rulhière wollte auf ein solches Anerbieten in keinem Fall eingehen und verstand sich auf Diderots inständige Bitte nur dazu, sein Werk erst nach seinem und der Kaiserin Tode veröffentlichen zu lassen.

Im Jahre 1773 wurde Diderot in Paris durch den Besuch der Fürstin Katharina Daschkoff überrascht, die ihm viele Grüße von ihrer Freundin, der Kaiserin, überbrachte und deren Einladung, nach St. Petersburg zu kommen, in wärmster Weise wiederholte. Die Fürstin, die ihn wiederholt zu Mittag und zu Abend einlud, versicherte ihm, daß sie von der Größe seines Genies bezaubert sei und die mit ihm verlebten Stunden nie vergessen werde. Sie suchte ihn auch davon zu überzeugen, daß die Kaiserin von der Ermordung ihres Gemahls Peter vorher nicht die geringste Ahnung gehabt habe.

Endlich entschloß Diderot sich doch der Kaiserin persönlich zu danken, daß sie sein Alter vor Nahrungssorgen geschützt habe, so sehr ihn auch die

Reise von sieben- bis achthundert Meilen abschreckte. Er fuhr in Begleitung eines kaiserlichen Kammerherrn.

In Königsberg erzählte man ihm von dem großen Philosophen Immanuel Kant. Vor drei Jahren war diesem die ordentliche Professur für Logik und Metaphysik zuteil geworden, nachdem er aus Liebe zu seiner Heimatstadt mehrere Berufungen nach Halle und Jena abgelehnt hatte. Es ging die Sage, daß Kant, obwohl fast ein Fünfziger, sich aus dem Umkreis Königsbergs niemals entfernt habe.

Diderot, der sehr elend in Königsberg angekommen war, sah aus dem Zimmer seines Gasthauses Kant über die Straße gehen, einen kleinen engbrüstigen, vorn etwas übergebeugten Herrn, der sehr elegant gekleidet war. Sein Rock und die von einer Goldborte eingesäumte Weste waren mit Seide gefüttert. Er trug Kniehosen, grauseidene Wadenstrümpfe mit silbernen Schnallen, eine Halskrause und Manschetten, ferner auf dem Kopf eine blondhaarige, weiß gepuderte Perücke.

Die Leute machten vor dem ‚Herrn Professor', den sie ehrerbietig grüßten, Platz und stellten ihre Uhren, weil es hieß, daß Kant immer zu derselben Minute seinen Spaziergang mache.

Hinter ihm ging mit ebenso gemessenen Schritten sein Diener Lampe mit einem Regenschirm unter dem Arm einher, um bei dem unbeständigen Wetter Ostpreußens seinen Herrn jeden Augenblick beschützen zu können.

„So ehrt man einen großen Philosophen inmitten litauischer Wälder. Die Hauptstadt des Menschengeistes scheint von Paris an den Pregel verpflanzt zu sein," bemerkte Diderot.

Er fühlte sich in der Rolle eines Gesandten, der mit einem fernen, in der Kultur zurückgebliebenen Lande in Verbindung trat und demgemäß auf einen Empfang im großen Stile, wie er bei barbarischen Völkern üblich ist, rechnen durfte. Er hatte daher die Gastfreundschaft seines Begleiters dankend abgelehnt in der Voraussetzung, daß ihm beim ersten Schlagbaum vor St. Petersburg eine feierliche Eskorte mit einem Galawagen entgegenkommen würde.

Aber nichts von alledem erfolgte. Ein Gendarm, dem man in einem kahlen Birkenwäldchen begegnete, konnte keine Auskunft geben. Der Kammerherr zuckte verlegen die Achseln.

„Gut!“ sagte Diderot ärgerlich, „so werde ich zu meinem Freunde Falconet fahren. Er wird glücklich sein, mich bei sich aufnehmen zu können.“

Er fand den Bildhauer in seinem Atelier, wo er mit der Vollendung seines Denkmals für Peter den Großen beschäftigt war, in sehr übler Laune. In dem Vorraum, wo er ihn empfing, lag vor einem Postament ein Haufen zerbrochener Tonstücke.

„Eine unglückliche Idee von Ihnen, Diderot, grade jetzt nach St. Petersburg zu kommen,“ bemerkte Falconet. „Die Kaiserin wird für Sie schwerlich zu sprechen sein. Ihre Truppen schlagen sich an der Donau mit den Türken und an der Wolga mit den Aufständischen Pugatschóffs herum. Hören Sie nicht dies fortwährende Glockengebimmel und Kanonenschießen, bei dem kein Mensch ruhig arbeiten kann? Es wird die Hochzeit des Großfürsten Paul mit der Prinzessin von Hessen-Darmstadt gefeiert. Und außerdem ist die Kaiserin im Begriff, dem einst so allmächtigen Orlow den Abschied zu geben.“

Iwan Betzki, Präsident der Akademie der Künste in St. Petersburg

Originalgemälde von Roslin, gestochen von N. Dupuis

E. M. FALCONET
STATUAIRE

„Kann ich Ihr Denkmal sehen? Man hat mir Wunderdinge davon erzählt!“

„Sprechen Sie mir nicht davon, Diderot. Ich habe die Sache satt. Sieben Jahre lebe ich nun hier und kann mit der Arbeit, an der ich mein Hirn abmartere, nicht zum Abschluß kommen. Am liebsten möchte ich alles stehen lassen und so schnell wie möglich wieder nach Paris zurückkehren.“

„Was in aller Welt ist denn vorgefallen? Bedenken Sie Ihren Ruhm, Ihre Unsterblichkeit, die auf dem Spiele stehen.“

„Daraus mache ich mir gar nichts. Der Lohn ist der Zweck der Arbeit und wenn mir der vorenthalten wird, huste ich auf alles andere. Ich bin mit meiner Bescheidenheit schön hineingefallen. Sie haben mich an die Kaiserin empfohlen und dafür danke ich Ihnen aufrichtig. Sie sind überhaupt der einzige von dem ganzen Federvieh, der etwas von der Kunst versteht, weil Sie selbst ein großer Künstler sind.“

„Lassen wir das,“ lehnte Diderot lächelnd ab.

„Glauben Sie etwa, daß ich den Auftrag zu dem Peterdenkmal bekommen habe, weil ich mehr Talent habe als all die Bäckermeister, die sich ebenfalls darum beworben haben? Kein Gedanke! Ich war nur der billigste und das hat auf die Leute einen mächtigen Eindruck gemacht. Ich habe hunderttausend Frank weniger als meine lieben Kollegen verlangt und mir davon schließlich noch ein Drittel abhandeln lassen. Das war eine furchtbare Dummheit, wie ich jetzt leider zu spät einsehe. Die Kaiserin hat ja auch von Kunst keine Ahnung, aber sie besitzt wenigstens eine natürliche Empfindung für das, was schön und lebenswahr ist. Nur muß man

ihr die Lobhudelei gleich armsdick vorsetzen und das verstehe ich nicht. Im übrigen ist sie von wahren Idioten umgeben, die das große Wort führen und mich noch zur Verzweiflung bringen werden."

„Ruhig, ruhig, lieber Falconet."

„Sie haben gut reden, weil Sie immer gewöhnt sind, sich für andere Menschen aufzuopfern. Eine gute Handlung zu vollführen gilt Ihnen vielleicht noch mehr als eine gute Zeile zu schreiben."

„Ganz gewiß!"

„Aber dadurch verschwenden Sie Ihr Leben und lassen sich nur Ihre Zeit stehlen."

„Man stiehlt mir meine Zeit nicht, ich gebe sie!" lautete Diderots Antwort.

„Vor ein paar Stunden war der alte Betzki bei mir," fuhr Falconet fort. „Sie kennen ihn doch von Paris her, wo er bei der russischen Gesandtschaft angestellt war?"

„Natürlich, natürlich! Er nannte sich immer meinen Schüler, weil ich ihm seine barbarischen Anschauungen etwas abzugewöhnen suchte!"

„Damit haben Sie was Nettes angerichtet. Der macht hier jetzt alles, Findelhäuser, Kunstschulen, Kadettenkorps, Klöster — was Sie wollen. Er ist alt wie Methusalem, hält sich aber noch zum Erschrecken gut."

„Mumien halten sich immer gut."

„Dieser Betzki," fuhr Falconet fort, indem er sich vorsichtig umsah, „ist doch der Vater der Kaiserin. Wissen Sie das nicht? Neulich war er nach Tisch im Salon der Kaiserin zum Tee geladen und begann dabei so schrecklich zu röcheln, daß man glaubte, es ginge mit ihm zu Ende. Bevor der Arzt kam, stürzte sich die Zarin vor dem Alten zu Füßen,

küßte ihm die wachsgelbe Hand und rief einmal über das andere: ‚Vater! Geliebter Vater!‘ “

Diderot klopfte mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand heftig und wiederholt auf den Tisch und wollte eine Bemerkung machen. Aber Falconet ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Dieser Betzki erschien also eines schönen Tages bei mir und fragte mich, ob ich nicht neben dem Denkmal Peters auch eine Statue seiner Nachfolgerin, seiner geliebten Landesherrin, anfertigen wolle. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und führte ein Tonmodell aus. Die alte Latte stellt sich breitbeinig vor mich hin und fragt mich, mit den Augen zwinkernd und verächtlich näselnd: ‚Sagen Sie mal, Herr Falconet, was soll denn das kosten?‘ Ich erwiderte ganz ruhig, daß ich dafür keine Bezahlung annehmen, sondern es mir zur Ehre anrechnen würde, Ihrer Majestät eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Darauf näselt der Kerl weiter: ‚Bewahre, bewahre! Sie sind äußerst gerissen. Aber wir kennen dergleichen Anwandlungen von Großmut bei Künstlern. Die kommen uns zu teuer zu stehen.‘ Darauf wurde ich wütend und brüllte ihn an: ‚Ich will Ihnen, Exzellenz, sofort zeigen, wie gerissen ich bin‘, nahm das Modell vom Sockel herunter und warf es auf die Erde, daß es in hundert Stücke zerbrach. Hier haben Sie die Bescherung.“

„Falconet, Sie übertreiben alles — Sie sehen überall Dummheit und Falschheit. Sie werden sich noch den Schädel einrennen. Sie sind noch mehr Bär geworden als früher.“

„Das ist nicht gut möglich.“

Ein Lakai vom Hofe erschien und überreichte dem Künstler einen Brief.

„Da sehen Sie diese blödsinnige Aufschrift: ‚Seiner Hochwohlgeboren', und ich bin doch, wie Sie wissen, in einem Stall geboren. Überhaupt, Sie werden noch Ihr blaues Wunder erleben. Alles, was Sie sehen, sind lauter Theaterkulissen, von außen schön bemalt, von innen Leinwand und Pappe! Dazu noch so schmutzig, daß man am liebsten die Hände davon lassen möchte. Sie essen hier von goldenen Tellern, aber die Tische wackeln. In die Gobelins an den Wänden sind elende Stücke eingeflickt, daß man sich schämen muß, sie anzusehen. Sie bekommen Champagner zu trinken so viel Sie wollen, aber kein Glas Wasser. Neulich war ich bei Betzki in seiner Galerie, wo lauter falsche Rubens und Raffael hängen. Ich konnte das Lachen nicht unterdrücken, als er mir zum Abschied lispelnd sagte: ‚Lauter Originale, nicht wahr?' Ich bemerkte, indem ich ihm herzlich die Hand drückte: ‚Das einzige Original, das ich gesehen habe, sind Sie selbst, Exzellenz!'"

Diderot schüttelte sich und umarmte den Künstler.

„Mit meinem Denkmal schien sich zunächst alles ganz schön anzulassen. Ich mußte zwar ein Vierteljahr warten, bevor ich die Kaiserin, die in Moskau war, zu sehen bekam. Aber die Briefe, die ich von ihr erhielt, bestärkten mich in der Vermutung, daß wir uns über alles Wesentliche schnell verständigen würden. Aber dann kamen diese Schwätzer, Neider und Widersacher, die mir den ganzen Humor verdorben haben. In zehn Monaten hatte ich den Zaren so wie ich ihn mir dachte, in charakteristischer Haltung auf einem aufspringenden Pferde dargestellt. Vor meinem Atelier hatte ich mir einen Hügel aufschütten lassen, dessen Form

ungefähr dem Sockel des Denkmals entsprach. Immer wieder ließ ich mir aus dem kaiserlichen Marstall einen Bereiter kommen, der auf einem prachtvollen Hengst den Sprung und das Sichaufbäumen so wie ich es brauchte vormachte. So konnte ich das Motiv, so schwierig es war, doch in allen Einzelheiten festhalten. Ein Bauer hatte in Lachta, nicht weit von hier an der Kronstädter Bucht, einen ungeheuren Granitblock entdeckt, der fünfzehn Fuß in der Erde steckte und dicht mit Moos bewachsen war. Man wollte wissen, daß Peter der Große ihn mehrfach bestiegen habe, wenn er bei seinen Ausflügen den Blick auf die Umgebung richtete. Wie sollte man den Stein aber aus dem sumpfigen Waldgebiet, in dem er lag, hierher schaffen? Ein einfacher Schmied hatte sich ein sinnreiches Verfahren ausgedacht, den Block auf kupfernen Kugeln, die in Hohlschienen von gleichem Metall lagen, vorwärts zu bewegen. Davon hörte ein Grieche, ein richtiger Schwindler, der hier als Polizeileutnant dient, kaufte dem Schmied für ein Butterbrot seine Erfindung ab und gab sie für die seinige aus. Fünfmal sank der Stein während dieser Reise in die Erde und erst nach sechs Wochen hatte man die halbe Meile bis zur finnischen Küste zurückgelegt. Dann wurde er auf einen am Ufer errichteten Damm und von dort auf ein Schiff gehoben, das am Winterpalais vorbei über die Newa glitt und endlich an der Stelle, wo das Denkmal stehen soll, das Ufer erreichte. Ob ich aber seine Enthüllung erleben werde ist mir sehr zweifelhaft, denn ich bin todmüde und verbittert, wie Sie selbst richtig bemerkten."

„Fassen Sie Mut, Falconet. Fragen Sie nicht nach dem, was man morgen und übermorgen von

Ihrem Denkmal sagen wird, sondern nach der Bewunderung, die Ihnen die Jahrhunderte zollen werden. Wie kann man gering von dem Ruhm der Nachwelt denken, der doch das Köstlichste von allen Gütern dieser Erde ist! Und sollte selbst Voltaire vielleicht im Sterben ausrufen: ‚Unsterblichkeit, du bist nur eine Schimäre!', so verzeihen Sie dem Sterbenden einen Augenblick übler Laune, aber glauben Sie nicht an die Wahrheit seiner Worte. Nach uns die Sündflut! ist eine schlechte Devise, zu der Sie sich nicht bekennen dürfen. Nach uns das gerührte Erstaunen und die ewige Dankbarkeit von unendlichen Geschlechtern, die zu Ihrem Denkmal wallen, zu einer Schöpfung, die Ihnen ewiges Leben verleihen wird. Ich bitte Sie, Freund, lassen Sie es mich einen Augenblick sehen und mitgenießen, so wie es mir nach Ihren Briefen schon längst vor der Seele steht."

Falconet sah Diderot fest und treu in die Augen, ergriff seinen Arm und führte ihn in das Atelier, wo das Denkmal stand.

Diderot war keines Wortes mächtig, denn selbst die höchsten Erwartungen, die er dieser Schöpfung entgegenbrachte, wurden noch bei weitem übertroffen. Peter der Große saß wie angewachsen auf seinem Pferde, das sich zu gewaltigem Sprunge erhob, im altrussischen Gewand der Leute seines Volkes. Während die Linke die Zügel des Tieres festhielt, war die Rechte in gebieterischer Stellung horizontal ausgestreckt. Der Ausdruck des Gesichts mit den hochgezogenen Augenbrauen, den großen leuchtenden Augen und den von keinem Bart bedeckten Partien um Kinn und Wangen wirkte prächtig als Mittelpunkt der ganzen Komposition. Aber wie

mußte sie erst auf dem freien Platz, für den sie bestimmt war, von der Höhe des riesigen Granitsockels das Auge entzücken!

Diderot hielt die Hand des Künstlers in der seinigen, drückte sie immer wieder und wollte sie nicht mehr loslassen. „Das ist eine Offenbarung! Kein Menschenwerk mehr!“ flüsterte er endlich, indem ihm die Tränen in die Augen traten. „Am liebsten möchte ich gar nicht wieder von hier weggehen. Meister, teurer Freund, lassen Sie mich hier wohnen. Im Schatten Ihres Genius! Da werde ich mich wohler fühlen als in dem prunkvollen Palast, wo man mich erwartet.“

„Das geht nicht an,“ erwiderte Falconet stirnrunzelnd. „Das würde mich bei der Vollendung der Arbeit stören. Wenn ich nicht ganz allein bin und nur der inneren Stimme lauschen kann, mißrät mir alles. Nehmen Sie mir meine Offenherzigkeit nicht übel.“

Diderot fühlte sich verletzt und bestieg den Wagen seines Reisemarschalls, der die ganze Zeit draußen auf ihn gewartet hatte und ihn nach seiner Wohnung brachte.

„Große Männer haben Tugenden und Fehler mit dem Durchschnitt der Menschen gemein — in demselben Maßstabe, nur in größerem Verhältnis!“ brummte der Philosoph.

XII.

Mütterchen Wolga!

Wie deine Ufer von der warmen Frühlingssonne beschienen und mit saftigem Grün bedeckt sind! Wie

in deinen gelblich-grauen, behaglich dahinschleichenden Fluten die Spiegelbilder der Kuppeln und Turmspitzen hinter den weißen Mauern der Kirchen und Klöster silbern, hellgrün, golden und bläulich im Wasser zittern!

In den Birken- und Eichenwäldern schlägt der Kuckuck seine heimlichen Locktöne an und schluchzt die Nachtigall im Dunkel ihre süßen Lieder.

Der heilige Perún schreitet durch das Dickicht, schüttelt die Erde im Sturm, erschreckt sie durch Blitz und Donner und fordert Menschenopfer von den Ungläubigen.

Um ihn zu besänftigen, legt man Speise und Kränze auf die Gräber der Verstorbenen.

Desto lieblicher ist der weibliche Geist, der die Ströme bewohnt, die Russálka. Sie malt Blumen und Schmetterlinge. Ihre Stimme ist wie Musik. Ihr Haar fällt ihr in langen, grünen Locken über die Schulter und die schönsten Kränze von Frühlingsblumen wirft sie in den Strom. Ihre Nymphen schleichen durch Grotten und Quellen. Hört sie menschliche Schritte sich nahen, so seufzt sie tief auf.

Bauernmädchen schleudern Kornblumen in die Wellen, beachten genau, wie die Blätter und Stengel sich drehen und ersehen daraus ihr zukünftiges Schicksal.

Im Dorf wird eine Bauernhochzeit gefeiert. Aus dem Badezimmer hört man das Singen, Jauchzen und Händeklatschen junger entkleideter Mädchen, die um die schweigsame, weinende Braut herumtanzen.

Über die holperige Uferstraße rattern Bauernwägelchen, deren Sitz von zwei Stangen gehalten

wird und worin Frauen mit bunten Kopftüchern nach der Stadt Gemüse bringen.

An den Haltestellen der Schiffe tummeln sich seltsame Gestalten mit langen blonden Haaren, viereckigen struppigen Bärten, sonnenverbrannten Gesichtern, bunten, von Gürteln aufgerafften Hemden und Leinwandfetzen, die an Stelle der Stiefel mit Bast um die Füße gewickelt sind.

Unter der Doppelreihe von Pappeln bewegen sich schwarz gekleidete Popen, deutsche Erzieher und Kindermädchen. Unaufhörlich klingen große und kleine Glocken in allen Tonarten durcheinander wie vor Hunderten von Jahren. Mit allem, was hier lebt und wirkt, verbindet sich das Gefühl einer Vergangenheit, die sich bis in unerforschlich dunkle Tiefen verliert.

„Hoiho! Noch einmal!" ruft der Anführer der Wolgaarbeiter, der Burláken, und die ganze Gruppe stimmt ein, während sie keuchend schwere Lasten von den Schiffen ans Land tragen. Oder sie treideln an langen Stricken, die sie sich um Schulter und Brust gelegt haben, die Kähne stromaufwärts und feuern sich dabei durch ihre Lieder an.

Mitten auf dem Strom liegt ein großer Kahn mit frisch geschnittenen Brettern, die so kunstvoll aufeinander gelegt sind, daß sie das Bild einer Festung darstellen. Unten bilden die Planken dicke Mauern mit dazwischenliegenden Bogengängen. Darüber zieht sich über das ganze Schiff ein breiter Oberbau mit hoher Rampe hin, der eine Reihe von Zinnen aufgesetzt ist.

Ganz oben thront ein Bauernhaus mit kleinen Türen, Fenstern, Brücken und flatternden Fahnen. Auf dem Deck sitzt eine ganze Familie um den bro-

delnden Samowar, schlürft den brühendheißen Tee langsam aus der Untertasse und knabbert an einigen Stücken Zucker.

Auf der Fähre, die von dem flachen Wiesenufer zu dem gegenüberliegenden Bergufer führt, hat sich ein kleines Dorf mit Wagen, Pferden, Wirtschaftsbetrieb, buntgekleideten Menschen und lustig kläffenden Hunden zusammengedrängt.

Mütterchen Wolga, du bist die große Ernährerin und Wohltäterin des Landes, die du auf deinem unermeßlich weiten Wege, dreimal so lang wie der Rhein, Europa mit Asien verbindest mit allen Abstufungen der Bevölkerung von reichen Großkaufleuten und Vergnügungsreisenden bis zu den Mordwinen, Tschuwaschen und Tataren, die an den heidnischen Sitten und Gebräuchen des Mittelalters festhalten.

Plötzlich wird die Ruhe des Morgens durch eine Schar berittener Kosaken unterbrochen, die mit geschwungenen Peitschen am Ufer einhergaloppieren.

Die Bauern stürzen aus ihren Hütten und blicken nach einem Punkt am Oberlauf des Flusses, wo ein riesiger bunter Vogel seine Schwingen zu entfalten scheint.

„Die Kaiserin! Die Kaiserin!“ pflanzt sich der Ruf von einem Dorf zum anderen fort.

Die Ufer bedecken sich mit neugierigen und ängstlichen Gestalten, die kaum die Blicke emporzurichten wagen und sich murmelnd wie zum Beten zur Erde werfen.

Man erkennt ein großes Segelboot mit flatternden Fahnen und mehreren Begleitschiffen, ein majestätisches Bild, wie es der Fluß bisher noch nicht gesehen hat.

Die Kaiserin erscheint auf den Fluten der Wolga wie ein überirdisches Wesen, das sich aus sonnigen Höhen helfend und tröstend zu der Not der Menschen herabläßt.

Katharina hatte den Entschluß gefaßt, dem dünn bevölkerten südöstlichen Teil ihres Reiches frische, arbeitslustige Menschenkräfte zuzuführen, wie sie nur im Ausland zu haben waren.

Eine lebendig pulsierende Ader mit deutschem Blut wurde aus Sachsen, Bayern und Schwaben bis in die Wolgagebiete gelegt.

Die Kaiserin rechnete damit, daß die Steppengebiete nicht nur fruchtbringend bebaut, sondern allmählich auch von den wilden Nomaden und Räuberhorden gesäubert werden könnten, die dort ihr Unwesen trieben.

Der Sammelplatz für die deutschen Kolonisten, die nach Rußland übersiedeln wollten, war die Stadt Roßlau im Anhalt-Zerbstschen Fürstentum, dem die Kaiserin entstammte. Ein ganzer Völkerschwarm begann sich alsbald in Bewegung zu setzen, da jedem ein bestimmtes Gebiet Land mit Wiesen und Wald an der Wolga sowie eine entsprechende Reiseentschädigung versprochen worden war.

Ungeheure Summen wurden dafür ausgeworfen. Die Reise dauerte zwei bis drei Monate.

Die Kaiserin war außer sich, als sie erfuhr, daß ein großer Teil des Geldes, das verteilt werden sollte, gar nicht den Kolonisten zugute kam, sondern von bestechlichen Beamten in ihre Tasche gesteckt wurde.

Die Wege, die ihr als vortrefflich geschildert waren, erwiesen sich zum Teil als geradezu erbärmlich.

Der Gesundheitszustand der Leute ließ viel zu wünschen übrig.

Als über diese Zustände Berichte eingefordert wurden, hieß es, daß sich eine Menge zweifelhafter und verkommener Elemente zusammengefunden habe, die für die Landwirtschaft gar nicht geeignet seien.

In Wirklichkeit war das Proletariat, das sich herangedrängt hatte, ein sehr geringes, während im übrigen tüchtige Bauern, Handwerker und Gewerbetreibende überwogen. Allerdings befanden sich darunter auch mancherlei gescheiterte Existenzen, Schauspieler und Friseure, Gelehrte und heruntergekommene Adelige.

Die Ausdauer und Pflichttreue der deutschen Bauern erwies sich der russischen Bevölkerung bei weitem überlegen. Ein deutsches Dorf erschien neben einem russischen wie ein sauber gedeckter Tisch neben einer Schmutzlache.

Katharina wollte selbst alles sehen und kennen lernen.

Eine der bedeutendsten Ansiedelungen hatte den Namen Katharinenstadt erhalten und blühte mit ihren sauberen Straßen, ihren kleinen Holzhäusern mit den grünen Fensterläden, dem Küchen- und Ziergarten, der Kirche und Schule immer mehr auf. Den Haupterwerb bildete der Handel mit Getreide, das dort nach der Ernte in mehreren Reihen von Speichern lagerte, sowie im Anbau von Gemüse, das gezogen wurde.

Die Kaiserin saß auf dem Deck ihres Schiffes und betrachtete mit schmunzelndem Behagen das Diplom der Universität Wittenberg, durch welches sie zum Magister der freien Künste ernannt worden

war. Die Stadt, wo Luther an der Schloßkirche seine fünfundneunzig Thesen angeschlagen und vor dem Elstertor die päpstliche Bulle verbrannt hatte, verbeugte sich vor dem Zarenthron in St. Petersburg und überreichte dort einer Frau das in lateinischer Sprache abgefaßte Dokument mit dem roten Siegel und der Unterschrift von Leuchten der Wissenschaft.

Eine Herrscherkrone wog schwerer als alle wissenschaftlichen Errungenschaften, die Früchte durchwachter Nächte, und niemand durfte fortan in ihrer Gegenwart von der Schwäche ihres Geschlechts sprechen.

Sie fühlte die Weihe, die ihr durch das Aufsetzen der Krone in dem alten ehrwürdigen Gotteshause zu Moskau zuteil geworden war, als die Geistlichkeit ihr nacheinander Stirn, Augenlider, Nase, Lippen, Ohren, Brust und Hände mit dem heiligen Öl benetzte zum Zeichen, daß alles, was sie mit den Sinnen in sich aufnimmt, reinen christlichen Ursprungs sei und dieser Charakter auch allem, was von ihr ausgeht, innewohne.

Auf einer Karte verfolgte sie den Lauf der Wolga, diesen größten Strom Europas, der von seiner Mündung sich ganz auf russischem Gebiete ausbreitet. Wie Moskau als Stadt, in welcher die Lebenskraft des ganzen Volkes am stärksten pulsiert, wurde auch die Wolga „Mütterchen" genannt und als schützende und segnende Gewalt verehrt, die mit ihrem Flußgebiet das Reich liebevoll umschlingt.

Das freundliche Bild der Stadt Twer war den Blicken der Kaiserin entschwunden, die sich ein von dort stammendes schneeweißes Gebäck in Form von Tierbildern wie Wölfen, Schafen, Adlern und Enten wohlschmecken ließ.

Den ganzen Tag nahm die Fahrt auf dem Wasser einen einförmigen Charakter an. Alles schien in düsterem Schweigen und Träumen zu erstarren, die Natur sich in völliger Unberührtheit vor den Augen der Kaiserin auszubreiten. Katharina war gerade in die Lektüre von Voltaires „Candide" vertieft, worin durch eine anmutig erzählte Liebesgeschichte der Lehrsatz lächerlich gemacht wird, daß diese Welt von allen möglichen die beste sei. Während die anderen über das Übel in der Welt philosophieren, bleibt Candide bei seiner Behauptung: „Il faut cultiver notre jardin!"

Während die Sonne nur noch knapp über dem Wasserspiegel stand, fuhr das Schiff auf einer jener Sandbänke fest, die sich im Bett der Wolga wegen der Menge des darin schwimmenden Schlammes an verschiedenen Stellen zu bilden pflegen. Die Abendsonne umgab eine Reihe von buntfarbigen Kirchen, die am Ufer nebeneinander standen, mit warmem Licht.

Man mochte glauben, daß ein Stück des Moskauer Kreml in diese Öde zum Spiel für Wind und Wellen versetzt worden sei.

Im Ort selbst zeigten sich nur wenige Menschen. Sie waren fassungslos beim Anblick der Frau, die im leichten Sommeranzug auf dem Sonnendeck saß und eben ihr Buch aus der Hand legte.

Der Kapitän fluchte auf seiner Brücke leise vor sich hin, während die Matrosen mit langen Stoßhaken bemüht waren, das Schiff wieder flott zu machen.

Einige waren ins Wasser gesprungen, das ihnen nicht viel über die Hüften ging und bemühten sich, das Schiff seitlich in ein tieferes Fahrwasser zu

schieben. Sie prusteten und tanzten im Wasser, versuchten an langen Seilen zu ziehen, aber das Schiff rückte nicht von der Stelle.

„Wo sind wir?" fragte die Kaiserin.

„In Uglitsch, Majestät!" antwortete der Kapitän.

Katharina fuhr erschreckt zusammen und veränderte die Farbe. Der dumpfe Unkenruf dieses Namens erweckte in ihr düstere Vorstellungen. Sie glaubte einen Blutgeruch zu spüren, als sie auf diese Mauern und Kuppeln blickte und in die Kirche mehrere Menschen eintreten sah, die mit flackernden Kerzen sich in Winkeln und Nischen zwischen Muttergottesbildern, Meßgewändern, Weihgeschenken, rostigen Schwertern und Rüstungen bewegten.

Sie roch den Weihrauch, der sich durch den kleinen düsteren Raum verbreitet hatte.

Uglitsch!

In dieser entsetzlichen Stadt war ja ein kleiner unschuldiger Knabe schändlich ermordet worden, um dessen Sarg so viel Blut vergossen und so furchtbarer Schrecken über das Land gekommen war wie um kein anderes Kind der Welt.

Dort an der Treppe überfielen einst die Mörder auf Befehl des tückischen Boris Godunów den letzten Sprößling des Rurikschen Herrscherhauses Demetrius, als er in Begleitung seiner Wärterin fröhlich lachend umhersprang und Blumen pflückte.

Als das Verbrechen geschehen war, rief die Geistlichkeit die empörten Bürger durch das Läuten der Kirchenglocke zur Bestrafung der Schuldigen auf, die sofort niedergestreckt wurden.

Boris Godunów ließ aber erklären, daß dies Kind, der zweite Sohn Iwans des Grausamen, sich in einem Anfall von Geistesstörung selbst die Kehle

durchschnitten habe und daß unschuldige Menschen den Uglitschern als Mörder zum Opfer gefallen seien. Zur Strafe dafür ließ er die Glocke selbst als einen Übeltäter behandeln, ihren ehernen Mund verstümmeln, sie öffentlich auspeitschen und nach Tobolsk in Sibirien schicken.

Aus Uglitsch, einst einer blühenden Stadt, wurde der beste Teil der Bevölkerung gewaltsam vertrieben, so daß sie zu einem unbedeutenden Provinzflecken zusammenschrumpfte und nur als Stätte eines ruchlosen Verbrechens in der Erinnerung der Menschen fortlebte.

Die Kaiserin hatte den zur Mumie vertrockneten Körper dieses Knaben Demetrius in der Kathedrale des Erzengels Michael in Moskau prunkvoll eingekleidet, in einem Sarge erblickt, der ihr an einem hohen Festtage geöffnet war. Sie hatte die Stirn des Kindes, die allein unverhüllt war, geküßt und sein Bildnis betrachtet, das, aus feinstem Dukatengold angefertigt, an dem Pfeiler über dem Sarge hing.

Ein Greuel wie die Ermordung diesen kleinen fürstlichen Knaben hatte Rußland noch nicht erlebt.

Das abergläubische Volk wähnte in seinem Hang zum Wunderbaren, daß der Prinz entweder überhaupt nicht getötet oder vom Jenseits wiedergekehrt sei. Drei Betrüger, die sich fälschlich für diesen Demetrius ausgaben, konnten das unwissende Volk zu wildem Aufstand gegen sein Herrscherhaus aufreizen und so furchtbare Kriege entfesseln, wie sie Rußland seit den Schreckensjahren der Mongolen nicht durchgemacht hatte.

Katharina zitterte bei dem Gedanken, daß auch der Tod ihres kaiserlichen Gemahls von der unwissenden Bevölkerung nicht geglaubt werden und

Der Granitblock für das Denkmal Peters des Großen bei der Beförderung von Finnland nach Petersburg

Deutsche Kolonisten an der Wolga

Der große Schlitten Katharinas II.
Verkleinertes Faksimile eines Stiches von Hoppe

das Reich seinetwegen von dem Auflodern der Kriegsfackel heimgesucht werden könnte.

„Vorwärts! Vorwärts!“ rief sie leidenschaftlich dem Kapitän zu, der selbst am Bug des Schiffes stand und überall zugriff.

Aber das Fahrzeug wollte sich noch immer nicht vorwärts bewegen.

Sie begab sich wie verstört in ihre Kajüte hinunter, schickte ihr Gefolge fort und verriegelte die Tür.

Sie wollte mit den Gedanken, die sie quälten, allein bleiben. Nicht nur aus der Vergangenheit ihres Landes tauchten sie wie drohende Gespenster auf.

Auch die unmittelbare Gegenwart kroch mit Bildern des Schreckens an sie heran, suchte sie ihrer übermenschlichen Würde und Hoheit zu entkleiden und wie den Ärmsten ihres Volkes mit angstvollen Bildern zu quälen.

Im Nordosten von Petersburg, an den Ufern des Ládogasees, schmachtete in der Festung Schlüsselburg ein Gefangener „Nr. 1“, von dem selbst die diensttuenden Soldaten und Offiziere nicht wußten, wer er war.

Die Gerüchte, die umherliefen, schilderten ihn als einen ungewöhnlich schönen, liebenswürdigen und hochbegabten, jungen Mann von vierundzwanzig Jahren.

Der „unbekannte Gefangene“ war der ehemalige Kaiser Iwan VI., dem gleich nach seiner Geburt unter der Vormundschaft des Regenten Biron gehuldigt, der aber bei der Thronbesteigung Elisabeths abgesetzt und gefangengenommen war.

Die Bevölkerung war über den Aufenthalt dieses Unglücklichen im unklaren geblieben, damit nie-

mand auf den Gedanken komme, seine Rechte auf den Thron geltend zu machen.

Man rechnete mit der Möglichkeit einer Verschwörung zu seinen Gunsten und verfolgte jede noch so schwache Spur, die diesen Argwohn bestärken konnte.

Den wachthabenden Offizieren in Schlüsselburg war der Befehl erteilt worden, sich jedem Versuch, den Gefangenen zu befreien, zu widersetzen und ihn nicht lebend aus den Händen zu geben.

Es fand sich ein Sekondeleutnant Mirowitsch von angesehener Herkunft, aber leichtsinnig, verschuldet und religiös überspannt, der mit einer Anzahl anderer Offiziere den Entschluß faßte, den Schlüsselburger Gefangenen aus der Nacht seines Kerkers zu befreien, ihn als Kaiser Iwan auszurufen und die Kaiserin Katharina, die sich des Thrones gewaltsam bemächtigt hatte, mit ihrem Sohn, dem Großfürsten Paul, zu entsetzen und im Innern des Landes gefangen zu halten.

Als Mirowitsch mit den Verschworenen in den Kerker von Schlüsselburg eindrang, fand er den Prinzen als Leiche auf dem Boden liegen.

Mirowitsch wurde verhaftet, zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Auch in diesem Fall meldete sich ein Betrüger, ein gewöhnlicher Kaufmann, der sich für den ermordeten Kaiser Iwan ausgab und eine abenteuerliche Schilderung von seiner Flucht aus der Schlüsselburger Festung erfunden hatte.

Aber gegen Katharina selbst erhoben sich anklagende Stimmen, daß sie die Verschwörung veranlaßt habe, um sich von dem Prätendenten zu befreien.

Es hieß, daß ein Feldjäger mit der Begnadigung

von Mirowitsch unterwegs war, als der Henker auf dem Schafott sein großes blitzendes Beil fallen ließ und das bleiche, blutende Haupt des Hingerichteten dem Volke zeigte.

Katharina fühlte sich unschuldig an dem Verbrechen, dessen man sie bezichtigte. Aber sie sah zu ihrem Entsetzen, wie sich Gräber vor ihr öffneten und die Geister von Verstorbenen ihren Weg kreuzten.

Es war schon finstere Nacht, als sich das Schiff wieder in Bewegung setzte. Am Himmel hatten sich schwere Wolken zusammengeballt, zwischen denen sich ein Wetterleuchten entlud. In der Ferne grollte dumpf der Donner. Am Ufer und auf dem Fluß blitzten einzelne Lichter auf, um wieder zu verschwinden. Wie bleiche Schatten zeigten sich die Umrisse von Fischerbooten, die schnell vorüberhuschten.

Lange konnte sie nicht einschlafen. Immer wieder glaubte sie das alte russische Sprichwort zu hören: „Die Städte, welche von Frauen beherrscht werden, haben keinen Bestand, die Mauern, welche Frauen bauen, werden nicht hoch."

Sie wollte es beweisen, daß der Volksmund lügt. Überall, wo sie erschien, wurde sie als Landesmutter hoch geehrt und gefeiert.

An allen Orten brachte man ihr Brot und Salz in kostbaren goldenen, silbernen, mit Edelsteinen gezierten Schalen als Zeichen der Untertänigkeit.

So erschien sie in Rýbinsk, einem der bedeutendsten Flußhäfen an der Wolga, wo so viele Schiffe lagerten, daß man nur mit Mühe eine Gasse für die Fahrt der Kaiserin bahnen konnte. So jubelte man ihr in Kostromá zu, als sie das alte Kloster betrat, wo der Begründer ihrer Dynastie, der zum

Herrscher ausgerufene Michael Románow, Schutz vor seinen ihm nachstellenden Feinden fand.

Als die Polen Bewaffnete abschickten, um ihn in Kostromá zu ergreifen, fand sich ein einfacher Bauer, Iwan Sussánin, der sie in dichten Wäldern irreführte, um seinen Fürsten zu retten und nachher unter den Schwertstreichen der Feinde zusammenbrach.

Seine Taten lebten im Volksmund fort, aber sie sollten, wie die Kaiserin plante, den Inhalt einer großen Oper bilden, einer echt russischen, wie man sie noch nicht kannte.

Und sie fand sogleich den Titel für eine solche patriotische Oper: „Das Leben für den Zaren!"

Wieviel gesunde Kraft und Vaterlandsliebe war doch in diesem Volk enthalten!

Wundersam wurde die Kaiserin bei der Weiterfahrt auf der Wolga von dem allmählichen Auftauchen des Stadtbildes von Nishny Nówgorod ergriffen.

Ihr Blick haftete zunächst an kleineren Städten und Dörfern, die zu beiden Seiten des Flusses in anmutiger Lage vorbeizogen. Dann tauchten grün bewaldete Höhen, spitze Türme und weiße Mauern auf.

Aber schon entschwand das Bild ihren Blicken wieder, als das Schiff sich drehte. Dafür floß die Oká mit ihrem trägen Gefälle herbei, um sich mit der Wolga zu vereinigen. Finnische und tatarische Volksstämme tauchten an den Ufern auf.

Dann begann sich Nishny Nówgorod in seiner vollen landschaftlichen Schönheit auszubreiten. Die bis hundert Fuß hohen Mauern des dortigen Kreml streckten sich mit ihren elf Türmen in die Lüfte.

Was hatten diese grauen, schweren, wie für die Ewigkeit errichteten Mauern nicht alles gesehen!

Jahrhunderte hatten ihnen ihre Spuren eingegraben. Ganze Geschlechter hindurch waren sie von den Tataren überfallen, geplündert, erobert und zerstört worden. Wiederholt gingen ganze Teile in Flammen auf und wenn die Häuser sich aus der Asche neu erhoben, wurden ihre Bewohner durch die Pest oder Hungersnot elend dahingerafft.

Aber die Lebenskraft, die an diesem Treffpunkt zweier mächtigen Ströme Wurzel geschlagen hatte, war durch keine noch so große Heimsuchung zu vernichten.

„Das ist der diamantene Verschluß des silbernen Wolgagürtels!“ rief die Kaiserin entzückt aus.

In einer kleinen, an der Wolga gelegenen Stadt Tscheboksári entdeckte die Kaiserin ein Seitenstück zu dem schiefen Glockenturm in Pisa. Sie wußte, daß der runde Campanile neben dem berühmten Dom in der schönen Arnostadt sich schon während des Baues gesenkt hatte und dann durch Verstärkung der Mauern gestützt und durch Einlenken in die grade Linie weiter gebaut worden sei.

Auf dem Wolgahügel hatten sich die Mauern aber erst lange nach der Vollendung des Baues gesenkt, weil man für das Fundament zu schlechtes Material gewählt hatte. Man ließ mit echt russischer Sorglosigkeit alles so lange rutschen, bis es irgendwo wieder festen Grund faßte.

„Mit seiner aus dem Lot gegangenen grünen Spitze,“ bemerkte die Kaiserin scherzend, „und den Glocken, die schief in den Bogenöffnungen hängen, erinnert mich der Turm an einen Popen, der beim Einsegnen der Osterspeisen zu viel Wodka getrunken hat und sich beim Nachhausegehen zur Belustigung der Jugend nicht mehr fest auf den Beinen halten kann.

Ein drolliges Wahrzeichen für die fromme Stadt, wo in den Kirchen und Kapellen nicht weniger als hundertzweiundzwanzig Glocken geläutet werden. Aber doch wohl nicht alle auf einmal?"

In Kasán war die Wolga so gewaltig aus ihrem Bett getreten, daß vom Hafen bis tief ins Land hinein alles überschwemmt war und die Fahrdämme, Brücken und Bauten an einzelnen höher gelegenen Stellen sich wie Inseln innerhalb einer endlosen Wasserfläche ausnahmen.

Es waren grade Ausgrabungen vorgenommen worden, bei denen man überall die Reste von verstümmelten menschlichen Gerippen fand. Erst in zweijähriger Belagerung hatte Iwan der Grause es vermocht, Kasan nach furchtbaren Verlusten zur Übergabe zu zwingen. Seitdem glaubten die Bewohner in der Nacht auf den einsamen Straßen aus dem Heulen des Windes überall das wilde Triumphgeschrei der Sieger und die Todesangstrufe der Besiegten herauszuhören:

„Auf Knochen ist Kasan gebaut
Von vielen tausend Leibern.
Als Blutmeer man den Fluß erschaut
Von Männern, Kindern, Weibern"

klang es in einem Volkslied.

In Kasán empfing die Kaiserin eine Abordnung deutscher Kolonisten, die sich in der Nähe von Ssarátow an der Wolga angesiedelt hatten und sich bei der Herrscherin für die Aufnahme bedanken wollten, die sie in ihrer neuen Heimat gefunden hatten. Sie lebten unberührt von der Leibeigenschaft der russischen Bauern auf ihrem Boden, frei und selbständig nach dem Familienrecht, das auf jedem Hof eine geordnete Erbfolge gewährleistete.

In harter Arbeit hatten sie dem Boden trotz der einfachen Art der Bewirtschaftung reichliche Erträgnisse abgewonnen.

Schwer wurde ihnen das Leben nur durch die Nachbarschaft der Tataren und Kirgisen gemacht, die auf ihren flinken Pferden überall umherschweiften und jede Gelegenheit erspähten, um in diese Ansiedelungen einzubrechen und sie auszurauben. Jeder dieser Kolonisten wußte nicht nur mit Pflug und Spaten, sondern auch mit Flinte und Säbel umzugehen.

Überall waren auf den Türmen der Dorfkirchen Wachen ausgestellt. Auf ein gegebenes Zeichen standen die Leute bewaffnet in Reih und Glied, um den unwillkommenen Besuch zurückzuschlagen.

Die Leute, die sich der Kaiserin vorstellten, verleugneten auch in ihrer Kleidung nicht ihre deutsche Abstammung. Die Männer trugen einen langen schwarzen Faltenrock mit bunter Weste, eine sauber geknüpfte Halsbinde und hohe blitzblanke Lederstiefel, während sie in der Hand eine weiche Mütze knüllten.

Die liebe Weiblichkeit machte artige Knickse. Sie hatte sich ein buntes Kopftuch um die Ohren und ein ebensolches Brusttuch um die Schultern gelegt. Die breite tief herabhängende Schürze und das Taschentuch in der Hand vervollständigten den Eindruck von Landleuten, die aus Süddeutschland in das Innere von Rußland übergesiedelt waren.

Als die Kaiserin die einzelnen nach ihren Dörfern fragte, bekam sie lauter deutsch klingende Namen zu hören wie Solothurn und Glarus, Schaffhausen und Basel, Zürich und Luzern. Es gab dort

keine Gasthäuser, aber für jeden Fremden und sogar für Bettler freundliche Bewirtung.

Als die Kaiserin sich in das Zelt begab, wo sich die Deutschen häuslich eingerichtet hatten, fand sie sogar eine vollständige Kaffeeküche wie in einem richtigen sächsischen Dorfe vor. Sie ließ sich den heißen, stark mit Zichorie versetzten Trunk gut schmecken.

Diese deutschen Wolgakolonisten hatten sich bereits einen Wolgadialekt angewöhnt, der wie ein verdorbenes Schwäbisch klang.

Als die Kaiserin einen von ihnen fragte, wie sie denn den Sonntag auf ihren Dörfern verleben, antwortete dieser treuherzig: „Des is e Jagd, wenn so vier Mädchin am Sunntagowed haam kumme, do wusselt's in der Kammer, wu se ehre Sunntagssache auszieha un's Sunntagowedssach aa. Un do gehn 'ne die Mäuler! An so'me Sunntagnachmittag verlebt mer meh in dene paar Stunn wie die ganze Woch üwwer."

Lange hatte Katharina diese heimatlichen Laute nicht mit solchem beredten Fluß und so viel goldener Einfalt sprechen hören. Sie entließ die Kolonisten mit reichlichen Geschenken und versprach, ihr Wohlergehen immer im Auge behalten zu wollen.

Wie recht hatte sie doch getan, für die Bevölkerung ihres Landes gerade solche Elemente heranzuziehen und nicht die flüchtigen Zwangsarbeiter aus England oder die korsikanischen und sardinischen Räuber, die ihr von den diplomatischen Vertretern Rußlands im Auslande empfohlen waren.

Als die Kaiserin wieder ihr Schiff besteigen wollte, knieten die Deutschen vor ihr nieder, küßten

ihr Gewand und riefen einmal über das andere: „Glückliche Fahrt!“ und „Auf Wiedersehen!“

Einem biederen Schwaben, der eine Ausspannung hielt, liefen die hellen Tränen über das Gesicht, die er mit dem Rücken der Hand fortwischte, worüber die russischen Bauern zu lachen anfingen. Er aber dachte an das Rauschen der Bäume im Schwarzwald, das er nun niemals wieder hören sollte.

Ein Meister, der mit Pechdraht und Ahle umzugehen wußte, nickte fortwährend mit dem Kopf und lächelte, putzte sich seine beschlagene Brille und lächelte wieder. Er erzählte von Ssarépta, der südlichsten deutschen Kolonie, wo die Herrenhuter auf Einladung der Kaiserin eine Niederlassung ins Leben gerufen hatten. Und die gute Seele schilderte das alles so lebendig und anschaulich, daß man die netten Straßen mit dem frischen Grün und dem großen Platz mit dem plätschernden Springbrunnen vor sich zu sehen glaubte.

„Hans Sachs in eigener Person!“ rief die Kaiserin. Die deutschen Fabeln, Märchen und Sagen, die sie in ihrer Kindheit gehört hatte, begannen hier, an der Grenze Asiens, in ihrer Seele aufs neue zu tönen und zu locken.

Als das Schiff wieder in die Fluten stieß, fing der alte Mann zu singen an:

In Straßburg auf der Schanz
Da ging mein Trauern an;
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
Ins Vaterland mußt ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an.

Ein Stund in der Nacht
Sie haben mich gebracht;
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf,
Mit mir ist's aus.

Ihr Brüder alle drei,
Was ich euch bitt, erschießt mich gleich;
Verschont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, daß das Blut 'rausspritzt,
Das bitt ich euch!"

Und wiederum rauschte die Wolga ihre stillen Melodien, neigte sich die Abendsonne auf ihren bleichen Wellen dem Untergange zu, duftete es von den Ufern nach frischem Grün und würzigen Kräutern, während die Bauern unter dem Kessel, worin sie ihre Suppen kochten, das Feuer schürten und ein langer Streifen Rauch durch die Luft wirbelte.

Unter den Briefen, die der Kaiserin während ihrer Wolgafahrt nachgeschickt wurden, befand sich auch ein Schreiben des deutschen Philosophen Zimmermann, der als Leibarzt des Königs von England in Hannover lebte und dessen sprühender und sprunghafter Stil sie vielfach an ihre Korrespondenz mit Diderot erinnerte.

Zimmermann hatte einen Ruf von Katharina erhalten nach St. Petersburg überzusiedeln und dort die ärztliche Behandlung der Herrscherin zu übernehmen. Aber der umständliche und etwas verbitterte Herr, dem ein kaiserlicher Kurier einen kostbaren Ring überbracht hatte, fürchtete sich als alter Baum in ein fremdes Erdreich verpflanzen zu lassen.

Sein Hauptwerk über die „Einsamkeit", das ihm einen Namen gemacht hatte, befand sich unter den Büchern der kleinen Schiffsbibliothek, die sich die „nordische Semiramis" für ihre Fahrt auf dem Strom hatte zusammenstellen lassen.

Sie griff danach und schlug eine Seite auf, die der Stimmung dieser Tage einen wundersam ergreifenden Ausdruck gab. Sie las:

„Ruhe ist der Wunsch des Weisen unter Pflichtzwang und Dienstbarkeit und mitten im größten Weltgetümmel. Im kleinsten und im größten Wirkungskreise der Seele denkt sich der Mensch doch immer Ruhe als sein letztes Glück. Pyrrhus hielt Ruhe für das letzte Ziel seiner Kriege. Wie sehr muß der König von Preußen im Wunderlaufe seiner unsterblichen Taten Ruhe auch seiner Wünsche würdig gefunden haben, da er einst als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht rührend und groß ausrief: Quand finiront mes tourments! Wie den Herkules in den Werken der alten Künste, einsam, in sich selbst und seine Größe eingehüllet, und doch voll innerer, fürchterlicher Tätigkeit und Kraft, sieht man ihn jetzt in Sanssouci ruhen."

Noch lange weilte die Kaiserin sinnend auf dem Deck ihres Schiffes und blickte stromabwärts weit und immer weiter. In ihren Gedanken sah sie, wie der Strom sich unabsehbar verbreiterte, das Tor nach Asien sich öffnete und „Mütterchen Wolga", die auf breitem Rücken so viele Menschen trägt und ernährt, von der langen Wanderung müde in den Fluten des Kaspischen Meeres endlich zur Ruhe kam.

Ein Gefühl von Macht und Sicherheit, wie sie es bisher niemals gekannt hatte, bemächtigte sich der Kaiserin. Himmel und Erde, Wälder, Wiesen, Wellen, Menschen und Tiere schienen nur auf ihre Gebote zu warten, um sie mit sklavischer Unterwürfigkeit zu erfüllen.

XIII.

Die Kaiserin hatte gerade ein Manifest unterzeichnet, das gegen die revolutionären Bewegungen

im Lande gerichtet war. Seit ihrem Regierungsantritt wollten die Aufstände und Verschwörungen nicht zur Ruhe kommen. Es gab in der Armee Unzufriedene, die bei der Thronerhebung Katharinas mitgeholfen hatten und sich ungenügend belohnt sahen, während Orlow mit Ehren und Auszeichnungen überschüttet wurde. Der Erzbischof von Rostów hatte in seiner Kathedrale über die Einziehung der Kirchen- und Klostergüter den Bannfluch ausgesprochen. Er war dafür als Staatsverbrecher verhaftet, seines Amtes entsetzt und im Kerker zu den niedrigsten Arbeiten wie Holzspalten und Wassertragen verurteilt worden.

Es wurden Anschläge entdeckt, die darauf abzielten, die Kaiserin zu stürzen und ihren Sohn, den Großfürsten Paul, auf den Thron zu erheben.

Droh- und Schmähbriefe allerart stellten sich ein.

„Ich habe die Krone aus Gottes Hand empfangen, nicht um des eigenen Vorteils willen, sondern um Rußlands Ruhm zu mehren und Recht und Ordnung aufzurichten. Nicht dem Urteil der Menschen, sondern allein der Vorsehung bin ich verantwortlich, die meine Wege so wunderbar geführt hat. Es sind Scheusale des Menschengeschlechts, die sich in ihrem boshaften Leichtsinn gegen die göttliche Gnade auflehnen."

So las sie noch einmal, was sie geschrieben hatte.

Als sie das Manifest beiseite legte, schob sich aus ihm ein Blatt hervor, auf dem die Verse standen:

„An das kleine Fiekchen aus Zerbst.

Da Du als ‚aufgeklärt' willst gelten,
Wirst Du den Wahrheitsspruch nicht schelten,

Daß wir nicht fürder untertan
Dem lächerlichen Kinderwahn
Des Pfaffentums aus alten Zeiten
Die Macht der Fürsten herzuleiten
Vom Gott der Bibelpatriarchen.
Ihr tragt, so sehr Ihr als Monarchen
Euch schützt mit Flinten und Kanonen,
Durch Volkes Gnade Eure Kronen."

Sie zeigte das Blatt dem hinter ihr stehenden Orlow, der sich nicht gern mit Staatsfragen beschäftigte, einen flüchtigen Blick darauf warf und sagte: „Wir wollten nach Gátschina fahren. Das Wetter ist so schön. Ich kann es in den dumpfen Zimmern nicht länger aushalten."

Die Kaiserin war verstimmt. Wer mochte den Zettel geschrieben, wer ihn zwischen ihre Papiere gelegt haben?

Sie klagte darüber, daß ihr Sohn in den Unterrichtsstunden so geringe Fortschritte mache. Seine Erzieher seien mit ihm sehr unzufrieden.

„Und über das, was diese Hanswürste sagen, beunruhigen sich Euer Majestät? Ich würde dem Großfürsten einfach ein Gewehr in die Hand drücken und ihn in den Wald schicken. Da würde er mehr lernen als von dieser bleichsüchtigen Gesellschaft!"

Katharina hatte das Lustschloß Gátschina mit seinem Park ihrem Günstling zum Geschenk gemacht. Zwischen einem schimmernden See und einem kleinen Fluß gelegen bot der reizende Ort eine Reihe der lieblichsten Ausflüge. Mehrere Inseln waren durch Brücken miteinander verbunden.

In der Nähe der Fasanerie lockte die „Liebesinsel" zu zärtlichem Stelldichein. Ein Bauernhäuschen öffnete sich und überraschte im Innern durch die kostbare, wollüstige Pracht seiner Einrichtung.

im Lande gerichtet war. Seit ihrem Regierungsantritt wollten die Aufstände und Verschwörungen nicht zur Ruhe kommen. Es gab in der Armee Unzufriedene, die bei der Thronerhebung Katharinas mitgeholfen hatten und sich ungenügend belohnt sahen, während Orlow mit Ehren und Auszeichnungen überschüttet wurde. Der Erzbischof von Rostów hatte in seiner Kathedrale über die Einziehung der Kirchen- und Klostergüter den Bannfluch ausgesprochen. Er war dafür als Staatsverbrecher verhaftet, seines Amtes entsetzt und im Kerker zu den niedrigsten Arbeiten wie Holzspalten und Wassertragen verurteilt worden.

Es wurden Anschläge entdeckt, die darauf abzielten, die Kaiserin zu stürzen und ihren Sohn, den Großfürsten Paul, auf den Thron zu erheben.

Droh- und Schmähbriefe allerart stellten sich ein.

„Ich habe die Krone aus Gottes Hand empfangen, nicht um des eigenen Vorteils willen, sondern um Rußlands Ruhm zu mehren und Recht und Ordnung aufzurichten. Nicht dem Urteil der Menschen, sondern allein der Vorsehung bin ich verantwortlich, die meine Wege so wunderbar geführt hat. Es sind Scheusale des Menschengeschlechts, die sich in ihrem boshaften Leichtsinn gegen die göttliche Gnade auflehnen."

So las sie noch einmal, was sie geschrieben hatte.

Als sie das Manifest beiseite legte, schob sich aus ihm ein Blatt hervor, auf dem die Verse standen:

„An das kleine Fiekchen aus Zerbst.

Da Du als ‚aufgeklärt' willst gelten,
Wirst Du den Wahrheitsspruch nicht schelten,

Daß wir nicht fürder untertan
Dem lächerlichen Kinderwahn
Des Pfaffentums aus alten Zeiten
Die Macht der Fürsten herzuleiten
Vom Gott der Bibelpatriarchen.
Ihr tragt, so sehr Ihr als Monarchen
Euch schützt mit Flinten und Kanonen,
Durch Volkes Gnade Eure Kronen."

Sie zeigte das Blatt dem hinter ihr stehenden Orlow, der sich nicht gern mit Staatsfragen beschäftigte, einen flüchtigen Blick darauf warf und sagte: „Wir wollten nach Gátschina fahren. Das Wetter ist so schön. Ich kann es in den dumpfen Zimmern nicht länger aushalten."

Die Kaiserin war verstimmt. Wer mochte den Zettel geschrieben, wer ihn zwischen ihre Papiere gelegt haben?

Sie klagte darüber, daß ihr Sohn in den Unterrichtsstunden so geringe Fortschritte mache. Seine Erzieher seien mit ihm sehr unzufrieden.

„Und über das, was diese Hanswürste sagen, beunruhigen sich Euer Majestät? Ich würde dem Großfürsten einfach ein Gewehr in die Hand drücken und ihn in den Wald schicken. Da würde er mehr lernen als von dieser bleichsüchtigen Gesellschaft!"

Katharina hatte das Lustschloß Gátschina mit seinem Park ihrem Günstling zum Geschenk gemacht. Zwischen einem schimmernden See und einem kleinen Fluß gelegen bot der reizende Ort eine Reihe der lieblichsten Ausflüge. Mehrere Inseln waren durch Brücken miteinander verbunden.

In der Nähe der Fasanerie lockte die „Liebesinsel" zu zärtlichem Stelldichein. Ein Bauernhäuschen öffnete sich und überraschte im Innern durch die kostbare, wollüstige Pracht seiner Einrichtung.

Eine unterirdische Galerie ließ die Namen, die sich die Liebenden zuriefen, in den tiefen Tönen des Echos verstärkt widerhallen.

Orlow fühlte sich als ungekrönter Herrscher. Er besaß das Bildnis der Kaiserin in Diamanten gefaßt in einem herzförmigen Medaillon und hatte als einziger das Recht, es in seinem Knopfloch zu tragen. Zu seinen Besitzungen mit Zehntausenden von Seelen gehörte auch Ropscha, wo Zar Peter ermordet war. Neben den Millionen Einnahmen, die Orlow hatte, verfügte er über ein persönliches Taschengeld von zehntausend Rubel monatlich. Die kaiserliche Garde, die gesamte Artillerie, das Festungswesen, das Ingenieurkorps sahen in ihm ihren obersten Chef. Er kümmerte sich aber kaum darum und lebte nur seinem Vergnügen.

Oft verschwand er monatelang vom Hofe ohne daß man wußte, wo er sich aufhielt. Katharina merkte bald, daß er in der Wahl der Weiblichkeit völlig farbenblind war. Sie bebte bei dem Gedanken, daß seine Umarmungen, an denen sie sich berauschte, auch andere Frauen beglückten.

Sie fühlte an seinen Küssen, daß sie kurz zuvor fremde Lippen in Brand gesetzt hatten. Jeden Tag glaubte sie ihn zu verlieren und jeden Tag suchte sie ihn sich neu zu erobern. Das Ungebändigte an ihm ließ ihre Widerstandskraft immer aufs neue erlahmen, wenn sie sich von ihm losreißen wollte.

Seitdem sie von ihrer Reise auf der Wolga heimgekehrt war, erschien er ihr als die ideale Verkörperung des dortigen Burlakentums, jener riesenhaften Hafenarbeiter, die sich in dem Frondienst ihrer Tagesarbeit wie schöne Bestien im Käfig bewegten.

Sie ließ ein marmornes Palais für ihn errichten,

dem sie die Inschrift gab: „Erbaut von dankbarer Freundschaft".

Allmählich tauchte das Gerücht auf, daß die Kaiserin den Entschluß gefaßt habe, sich mit dem Grafen zu vermählen. Schon während ihrer Krönung in Moskau hatten eine Anzahl von Senatoren und Bischöfe, die auf die Dankbarkeit des Günstlings rechneten, ihr eine Bittschrift mit dem Inhalt überreicht, daß sie bei dem zarten Gesundheitszustande ihres Sohnes es ihrer Krone schuldig sei, an eine Wiederverheiratung zu denken, um in ihrem Reiche die Thronfolge zu sichern. Es wurde darin ‚im Namen des russischen Volkes' die Bitte ausgesprochen, daß ihre Wahl auf keinen ausländischen Fürsten, sondern auf einen Russen fallen möge.

Der Minister Panin war aufs entschiedenste dagegen. Als die Angelegenheit im Reichsrat zur Erwägung kam, sagte er kurz entschlossen: „Die Kaiserin kann tun was ihr beliebt, aber Madame Orlow wird niemals Kaiserin von Rußland sein."

Er richtete sich dabei trotzig in seinem Sessel auf, während eine Wolke Puder von seiner Perücke aufstieg und die übrigen Würdenträger bedenklich den Kopf schüttelten.

Der Plan wurde beiseite gelegt. Orlow mußte sich damit trösten, daß er vom österreichischen Kaiser Josef dem Zweiten zum deutschen Reichsfürsten ernannt wurde.

Die rücksichtslose Art, mit der er die Kaiserin wie ein Liebhaber seine Maitresse behandelte, begann allmählich den ganzen Hof zu empören.

Einmal rief er ihr höhnisch zu: „Ich würde nicht mehr als einen Monat brauchen, um Euer Majestät mit Hilfe meiner Garden vom Thron zu stürzen."

„Sehr möglich, lieber Freund!“ lautete die Antwort, „aber acht Tage zuvor würden Sie am Galgen baumeln.“

Die Kaiserin lag trotzdem im Bann von Orlows Persönlichkeit. In einem Brief an Voltaire verglich sie ihn mit einem jener edlen Römer aus der schönen Zeit der Republik. An seiner Gestalt, seinem Gang, seinen Augen, seinen Gesichtszügen konnte sie sich nicht sattsehen.

Als Orlow bei der Aufführung eines russischen Trauerspiels von Sumarokow mit linkischen Gebärden den Hauptthelden spielte, sprach die Kaiserin während des ganzen Abends von nichts anderem als von dem natürlichen Schwung seiner Gebärden und erfand eine Bezeichnung, die man noch niemals von ihr gehört hatte: „Männliche Grazie“.

Sie suchte ihn auch geistig zu sich heranzuziehen.

Orlow mußte Jean Jacques Rousseau in einem Brief, den sie selbst diktierte, zu einem Sommeraufenthalt in Gátschina einladen, wo er Schutz vor den Verfolgungen durch seine Feinde und Kraft zu neuem Schaffen finden würde. Aber der Verfasser des „Emile“ mochte sich zu der weiten Reise ebensowenig wie Voltaire entschließen.

Konnte sich Katharina auch nur eine vorübergehende Trennung von Orlow denken?

Sie mußte es, denn ihrem Lande drohten von allen Seiten furchtbare Gefahren und er war der einzige, der Rettung bringen konnte.

Im Winter 1771 war in Moskau von der Türkei die Pest in Moskau eingeschleppt worden, die während der Sommermonate täglich fast tausend Opfer dahinraffte. Die Fuhrleute, die Masken vor dem

Katharina II. in der Preobrashensky-Uniform
Nach einem Porträt von Eriksen in Peterhof

Gregor und Alexei Orlow zur Zeit der Pest in Moskau

Nach einem gleichzeitigen Gemälde aus dem Besitz des Fürsten P. S. Wjäsemski

Gesicht trugen und mit Wachsmänteln bekleidet waren, schleppten die Leichen zu Dutzenden an langen Haken auf ihre Wagen.

Trotzdem lagen noch Haufen von ihnen unbeerdigt in den Häusern, auf den Höfen, in den Kellern und auf den Straßen. Auf allen Plätzen waren zur Reinigung der Luft große Feuer angezündet. Vor den Toren Moskaus waren Ketten gezogen, um die Verbindung nach St. Petersburg abzusperren.

Das Volk glaubte von den Ärzten vergiftet zu sein. Überall tobte der Aufruhr durch die Stadt.

In ihrer Verzweiflung drängten sich die Massen zu den wundertätigen Muttergottesbildern, um von ihnen erhört zu werden oder zu ihren Füßen zu sterben.

Als der Erzbischof Ambrosius dem Wahnsinn Einhalt gebieten und das Muttergottesbild fortbringen lassen wollte, wurde er verfolgt, überfallen und ermordet. Man mußte Militär aufbieten, das mit mehreren Salven Hunderte von Menschen zu Boden streckte.

Als Gregor Orlow zur Wiederherstellung der Ordnung nach Moskau kam, hatte die Pest bei dem eintretenden Frost bereits nachgelassen. Auch gegen ihn richtete sich zunächst die Wut der wahnsinnigen Menge, die sich erst allmählich beruhigte. Der Anblick seiner Persönlichkeit und der Leibgarden, von denen er begleitet war, stellte endlich die Ruhe wieder her.

Seine Rückkehr nach St. Petersburg glich einem Triumphzuge, wie ihn das Land noch nicht erlebt hatte. Am südlichen Eingange von Zarskoje Sseló wurde ihm ein prachtvoller Bogen aus verschieden-

farbigem Marmor errichtet, der die Inschrift trug: „Dem Erretter Moskaus aus der Not."

Ihm zu Ehren wurde eine Medaille geprägt. Auf der einen Seite zeigte sich das Bild Orlows mit der Fürstenkrone. Auf der andern erschien Moskau und davor er selbst in ganzer Figur mit der Rüstung des edlen römischen Jünglings Curtius, der sich zur Rettung seiner Vaterstadt in den Abgrund stürzte. Am Rande der Medaille standen die Worte: „Rußland hat auch einen solchen Sohn."

Orlow fiel beim Empfang dieser Auszeichnung vor der Kaiserin in die Knie und bat, damit sich niemand gekränkt fühle, die Inschrift in „solche Söhne" umzuändern. Seinem Wunsche wurde Folge gegeben.

In dem Gefühl des Übermenschen, dem alles gelingen müsse, stürzte er sich in den Krieg gegen die Türkei, riß in Rumänien das Oberkommando an sich, hielt Paraden über die Truppen ab, nahm in einem mit Diamanten besetzten Kostüm an prunkvollen Festen teil und bereitete einen Marsch auf Konstantinopel vor.

Nachdem sein Bruder Alexei die türkische Flotte bei Tschesme vernichtet hatte, sah man die Russen bereits am Bosporus ihre siegreichen Fahnen entfalten.

Dabei ereignete sich etwas völlig Unerwartetes.

Mitten im Festesrausch, in dem er überall gefeiert wurde, verschwand er plötzlich aus dem Kriegslager, bestieg einen einfachen Reisewagen und fuhr, ohne irgendwo haltzumachen, fast ohne zu schlafen oder zu essen, wie ein Rasender zweihundert Meilen nach St. Petersburg.

Unmittelbar vor der Stadt wurden die zu Tode gehetzten Pferde durch den Schlagbaum aufgehalten.

„Absperrung wegen der Pest für alle, die aus dem Süden kommen!“ lautete der ausdrückliche Befehl der Kaiserin.

Auch für ihn, der die Pest in Moskau besiegt hatte und dafür mit königlichen Ehren ausgezeichnet war?

Auch für ihn! Er durfte die Residenz nicht betreten, sondern mußte im Schloß von Gátschina die vorgeschriebene Quarantäne abwarten.

Was war geschehen?

Während seiner Abwesenheit hatte die Kaiserin den Druck, den er durch seine rücksichtslose Überhebung auf sie ausübte, unerträglich gefunden. Sie sehnte sich nach Freiheit und Selbständigkeit. Das Gefühl der Dankbarkeit, das sie für ihn empfand, war allmählich zu einer unerträglichen Kette geworden, die sie um jeden Preis zerreißen mußte. In der trübseligen Stimmung, die sich ihrer bemächtigt hatte, konnte sie nicht weiter leben.

Länger als zehn Jahre hatte sie sich von ihm beherrschen lassen. Jetzt sollte und mußte ein Ende gemacht werden.

Die Kaiserin hatte an einem Leutnant der berittenen Garde Wassíltschikoff Gefallen gefunden, der, ohne sich irgendwie bemerkbar zu machen, in Zarskoje Sseló seinen Dienst tat. Eine angenehme Persönlichkeit mit feinen Manieren! Er wurde nach Peterhof versetzt und erst dann beachtet, als Katharina ihm wegen der guten Haltung seiner Leute eine goldene Dose zum Geschenk machte.

Bei ihren Ausfahrten hatte sie ihn mehrfach angesprochen und nach seiner Herkunft gefragt, die auf eine alte Bojarenfamilie zurückführte.

Gerade das Schüchterne und Verlegene an ihm,

das sie bisher an keinem Mann in ihrer Umgebung kennen gelernt hatte, schien ihr zu gefallen.

Vierzehn Tage nachdem Orlow zur Bekämpfung der Pest in Moskau eingetroffen war, hatte Wassíltschikoff bereits die von ihm bewohnten Privatgemächer im Schloß der Kaiserin bezogen. Er war der Auserwählte geworden, der bei den Ausfahrten der Kaiserin neben ihr im Wagen sitzen und nach Beendigung der Abendgesellschaften in ihrer Nähe bleiben durfte.

Sie hatte die Türschlösser in den Räumen, die ihr neuer Günstling bewohnte, umändern und alle Wege nach St. Petersburg militärisch besetzen lassen, um vor Orlow, den sie fürchtete, sicher zu sein.

Sie schickte zu wiederholten Malen hochgestellte Persönlichkeiten nach Gátschina, die Orlow veranlassen sollten, sämtliche Ämter und Würden, die ihm verliehen waren, niederzulegen. Obwohl sie sich weigerte ihn zu empfangen, schrieb sie ihm doch täglich und legte ihm die Erfüllung ihres Wunsches ans Herz.

Er sollte ganz frei tun und lassen können, was ihm beliebe. Nur aus ihrer Nähe sollte er fortan verschwinden.

Katharina stand viertelstundenlang am Fenster ihres Schlosses und blickte auf die Straße, von wo früher der Wagen ihres verzogenen Liebhabers herangerollt kam, wenn er von seinen Liebesabenteuern mit Hofdamen und Zigeunerinnen nach wilddurchschwärmten Nächten wieder zu ihr zurückkehrte.

Sie glaubte ihn in verschiedenen Verkleidungen zu erkennen, bei den Maskenbällen sowie im Gewühl der Menge, die sich vor ihr auf die Erde warf.

Sie suchte ihn überall, während sie ihn verabschieden wollte.

Orlow hatte das Bild Katharinas behalten und nur die Diamanten zurückgeschickt. Die Drohungen der Kaiserin machten auf ihn nicht den geringsten Eindruck, sondern verursachten bei ihm nur ein höhnisches Lächeln. Den Befehl, eine Erholungsreise ins Ausland anzutreten, beantwortete er damit, daß er von seinem vorzüglichen Befinden und von seinem unabänderlichen Entschluß sprach, sich nirgends anders als nur zur Kaiserin begeben zu wollen.

Auch von andern schweren Sorgen wurde Katharina gequält.

Gräßlich war es ihr vor allem, daß der blutige Schatten des ermordeten Zaren nicht zur Ruhe kommen wollte.

In verschiedenen Gouvernements riefen Deserteure und Sträflinge dadurch gefährliche Aufstände hervor, daß sie sich für Peter III. ausgaben.

Am furchtbarsten wütete in der Gegend zwischen dem Ural und der Wolga ein gemeiner Kosak namens Pugatschów, der weder lesen noch schreiben konnte und in dessen Gesichtszügen man eine gewisse Ähnlichkeit mit dem toten Zaren zu finden glaubte.

Er erzählte eine märchenhafte Geschichte, wie er als Zar vor den Nachstellungen Katharinas gerettet worden sei, sich in den Wäldern von Worónesh verborgen gehalten habe und nun dem gekränkten Volk zu seinem Recht verhelfen wolle.

In seinem roten, mit Tressen verzierten Kosakenrock, auf dem Kopfe eine Zobelmütze, deren goldene Quasten über seine wild flammenden Augen hinabhingen, thronte Pugatschów auf einem Sessel und

ließ sich von dem zusammengelaufenen Volk huldigen.

Unter Glockengeläut zog er in die Städte ein und errichtete Galgen für alle diejenigen, die sich weigerten, ihm als ihren rechtmäßigen Kaiser die Hand zu küssen.

Er hielt Reden an die Menge, wobei er erklärte, daß er das Volk befreien, beschenken und beschützen, die Bojaren aber ihrer Güter und Dörfer berauben wolle.

Er nannte die Kaiserin seine Frau, die er bei seinem Einzug in Petersburg in ein Kloster schicken werde, damit sie für die Verzeihung ihrer Sünden bete. Gott werde ihm die Gnade verleihen, seinen Sohn dort wohlbehalten wieder zu sehen.

Hundert Jahre zuvor hatten an der Wolga die Banden des Rebellen Stenka Rásin mit Feuer und Schwert das Land verwüstet. Nun erscholl dort wieder wüstes Schimpfen und Schreien, Sturmläuten und Waffengeklirr, Krachen von zusammengeschlagenen Häusern, Knistern von Feuersbrünsten, lautes Jammern Verzweifelnder, mitleidloses Gelächter von Betrunkenen.

Von allen Seiten strömten Räuberbanden und Sektierer, die sich so lange in den Wäldern und auf den Höhen aufgehalten hatten, dem Kosakenführer zu.

Nachdem Pugatschów erklärt hatte, daß er alle Edelleute bis auf den letzten ausrotten werde, bildete er sich einen eigenen Hofstaat.

Eine fratzenhafte Nachahmung und Verhöhnung all der Abstufungen und Gebräuche, die sich im Gefolge der Kaiserin in ihren Schlössern eingebürgert hatten!

Er stellte dem Volk eine junge Kosakin als seine Frau und allein rechtmäßige Kaiserin vor.

Dutzende von Bäuerinnen mußten unter Androhung von Knutenhieben die Knickse, Handküsse und Verbeugungen erlernen, wie sie vor Herrscherthronen üblich sind und wurden dann als Hoffräulein feierlich eingekleidet.

Ein früherer Räuber, dem die Nase abgeschnitten war, wurde zum Chef der Artillerie ernannt.

Andere Kosaken erhielten die Namen Graf Orlow, Woronzow und Panin.

Ein kleines Fort in der Nähe von Orenburg wurde Moskau, ein anderes St. Petersburg genannt.

Es nützte nichts, daß hohe Preise auf den Kopf des falschen Prätendenten gesetzt wurden. Die Volksleidenschaft war so beispiellos aufgewühlt, daß sich eine Stadt nach der anderen den aufrührerischen Banden ergab und Pugatschów im Begriffe stand, auf Moskau loszumarschieren. Überall verübten die Leibeigenen an ihren Gutsherren die größten Schandtaten. Ein Blutbad ohne Ende schien sich zu entwickeln.

Die alte Hauptstadt Rußlands in Gefahr! „Mütterchen" Moskau von wüsten Kosakenhorden geplündert! Auf dem geheiligten Thron der Romanow ein früherer, aus den Gefängnismauern ausgebrochener Sträfling!

Katharina dachte mit Entsetzen an diese Möglichkeit.

Wer konnte sie und ihr ganzes Land vor dieser äußersten Gefahr retten.

Wirklich niemand anders als Orlow? Wo er erschien, sanken die Feinde vor seinen Blicken in den Staub. Wie er die Pest erstickt hatte, würde er das

Land auch von dem Wahnsinn dieses Aufstandes befreien und Pugatschów in Ketten vor ihren Thron schleifen.

Aber das durfte nun und nimmer geschehen! Sie erbebte bei diesem Gedanken.

Noch ein Schritt weiter auf diesem Wege und sie würde für ihn ebenso wie der verstorbene Zar zu einem lächerlichen Spielzeug herabsinken, das er mit der Riesenkraft seiner Faust, wann und wo es ihm gutdünkte, zerbrechen konnte.

Sehen durfte sie ihn in keinem Fall, denn sie fürchtete sich vor seinem Anblick.

So vergingen Wochen und Monate, während derer sie sich genau unterrichten ließ, wie er in Gátschina lebte. Man erzählte ihr, daß er sich tagelang in seinen Zimmern seines Schlosses von niemandem sprechen lasse, die Nächte in seinem Schlafzimmer unruhig auf- und abgehe und fortwährend Selbstgespräche mit sich führe.

Stundenlang blickte er auf einen bestimmten Punkt an der Wand und glaubte die verzerrten Züge des ermordeten Kaisers zu sehen.

„Alexei!“ rief er oft wie im Fieber, „schnell! Mach's kurz! Sonst sind wir verloren!“

Das Bild des Ermordeten verfolgte ihn, wo er sich auch befand. Es stand hinter ihm und er suchte es mit gespreizten Fingern von sich abzuwehren.

Er zuckte dabei zusammen wie ein auf das Brett gebundener Sträfling, dem die Knutenhiebe des Henkers den Rücken zerfleischten.

Auch die Unruhe Katharinas nahm beständig zu. Die ausgelassene Fröhlichkeit, die sie anfänglich in der Gesellschaft ihres neuen Günstlings Wassíltschikoff erfüllte, war längst dahin. Seine Unterhaltung

erschien ihr langweilig, seine Begehrlichkeit kindisch und anmaßend. Er verlangte für seine ganze Familie Auszeichnungen und Anstellungen bei Hofe. Es war nur möglich, ihn durch die Anweisung auf hohe Summen zu beruhigen, die er auf seinem Schreibtisch fand.

Eines Tages, während der Dämmerung, glaubte die Kaiserin in ihrem Arbeitszimmer, wo sie allein beim Licht zweier Kerzen saß und las, an der Tür, an der Decke und am Fenster klopfende Geräusche zu hören. Sie ließ die Räume genau absuchen, allein es wurde nichts gefunden, das diese Störung verursacht hätte.

Ein drückendes Gefühl, als ob ihr etwas Unheilvolles bevorstehe, wollte sie nicht verlassen.

Sie dachte an Orlow. Was er in diesem Augenblick wohl vorhabe! Ob er an sie denke! Ob er krank sei!

Sie war bereits im Begriff, zu ihm nach Gátschina hinauszufahren, nahm aber den Befehl, daß der Schlitten angespannt werden solle, wieder zurück.

Sie fühlte seine unmittelbare Nähe, die stählerne Kraft seines Körpers, den metallischen Glanz seiner Augen, deren Blicke sich so oft wie spitze Pfeile in ihrer Seele eingebohrt hatten.

So allein und verlassen hatte sie sich noch nie gefühlt wie in diesem Augenblick. Die schweren Sorgen um die Not des Landes hatten sie völlig ratlos gemacht. Seit zwei Tagen hatte keiner von ihren Ministern bei ihr Zutritt erhalten.

Sie trat an das Fenster ihres Palais und blickte auf die starre graue Eisfläche der Newa hinaus, die einem trüb angelaufenen Spiegel glich. An verschiedenen Stellen hatten sich die Kutscher zum

Schutz gegen die Kälte um brennende Holzscheite versammelt. Lange Reihen von Schlitten zogen sich wie die Glieder einer Kette hin.

Katharina bemerkte, wie ein Schlitten, der sich durch die Livree des Kutschers und sein feuriges Dreigespann von den übrigen unterschied, in gerader Linie auf das Winterpalais zufuhr.

Um diese Zeit bewegten sich zahlreiche Gespanne dieser Art von der gegenüberliegenden Seite des Flusses nach dieser Richtung.

Aber ohne daß sie sich darüber Rechenschaft geben konnte, sagte ihr ein unerklärliches Gefühl, daß Orlow darin sitzen müsse.

Sie starrte immer wieder auf den Punkt hin, der sich vergrößerte und ihr die Gestalt eines hochgewachsenen Mannes zeigte, den sie aber nicht erkennen konnte.

Sollte es wirklich —?

Aber das waren nur törichte Phantasien ihres fieberhaft erregten Gehirns!

Sie setzte sich wieder an ihren Lesetisch und begann in dem Buche zu blättern. Es schien ihr, daß die Lichter trübe brannten. Sie versuchte sie zu putzen und merkte, wie ihre Hand zitterte. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen. Sie streckte die Hand nach dem Klingelzug aus, der neben ihrem Stuhl an der Wand angebracht war, ließ sie aber wieder sinken. In diesem Zustand von Schwäche sollte sie niemand von ihrer Dienerschaft erblicken. Unangemeldet durfte niemand eintreten.

Im Vorzimmer hörte sie verworrenes Sprechen.

„Wer ist da?“ rief sie, ohne von ihrem Stuhl aufzustehen.

Die Tür wurde aufgerissen. Vor ihr stand Orlow.

Er hatte sich in der kurzen Zeit, seitdem sie ihn nicht gesehen hatte, so sehr verändert, daß sie ihn kaum wieder erkannte.

Seine Gesichtsfarbe war fahl. Die Augen waren ihm tief in die Höhlen gesunken und von dunklen Rändern umgeben. Die Haare hingen ihm wirr um Stirn und Schläfen. Ein Mundwinkel zog sich tiefer als der andere.

Er blieb an der Tür stehen und betrachtete die Kaiserin mit stieren Blicken, die an einen Betrunkenen erinnerten. Er bewegte die Lippen, ohne zu sprechen. Offenbar hatte er einen Schlaganfall erlitten. Sein linker Arm hing steif an seinem herkulischen Körper herab.

„Gregor!“ rief die Kaiserin, indem sie sich leichenblaß von ihrem Sessel erhob.

Auch sie war keines Wortes mehr mächtig.

Orlow rührte sich noch immer nicht von der Stelle. Endlich schritt er mit langsamen, aber festen Schritten, die wie Eisengewichte auf dem Fußboden dröhnten, auf die Kaiserin zu und sagte zu ihr mit tiefer Stimme, die sie noch niemals von ihm gehört zu haben glaubte: „Kaiserin! Hör' mich an! Es ist das letzte Wort, das wir miteinander sprechen. Du wirst tun, was ich von dir verlange. Ich werde — werde in den Krieg gegen die Aufständischen ziehen — noch heute nacht — in diesem Augenblick. Es wird sein — es muß sein!“

Er erhob drohend die Faust gegen die Kaiserin.

Er brauchte seine Hand nur niedersinken zu lassen und Katharina wäre unter diesem Druck wie unter dem Schlag eines eisernen Hammers ohnmächtig zusammengebrochen.

Aber die Kaiserin blieb ruhig vor ihm stehen

und kreuzte die Arme. Ihre fast kleine Gestalt wuchs in diesem Augenblick zu imponierender Größe.

Ohne mit einer Miene zu zucken, richtete sie ihre Blicke, die sonst so bezaubernd zu lächeln wußten, mit einem Ausdruck von so furchtbarem Haß auf Orlow, daß dieser einen Schritt zurücktaumelte, als ob er gegen eine Mauer gerannt wäre.

Mit einem leisen, scharfen und zischenden Tone rief ihm die Kaiserin langsam nur das eine Wort zu: „Mörder!"

Orlow faßte sich an den Hals, als ob er ersticken müßte. Die Kaiserin erblickte den Daumen seiner rechten Hand mit der breiten Narbe von dem Biß, den ihm der verstorbene Kaiser versetzt hatte, als er ihn zwingen wollte, noch mehr von dem vergifteten Burgunder zu trinken.

Und wieder sprach die Kaiserin, indem sie zwei Schritte vortrat und Orlow mit dem Hauch ihres Atems zurückdrängte, das eine entsetzliche Wort: „Mörder!" und nochmals „Mörder!" und zum viertenmal: „Mörder!"

Orlow hatte sich an die Wand gelehnt und stand dort mit offenem Munde, indem er die gespreizten Hände platt auf die Tapete drückte.

Er duckte sich und wollte wie ein Tiger, der von seiner Bändigerin mit der Peitsche in die Ecke seines Käfigs getrieben ist, auf die Kaiserin losspringen.

Schon hatte er wieder seine Faust erhoben und war mit wutverzerrtem Antlitz auf sie losgeschritten, als er plötzlich wie vor einem Gespenst zurückfuhr.

Dicht vor sich erblickte er das Antlitz Patjómkins, des jungen Offiziers, den er sich zum Mit-

schuldigen bei dem Zarenmorde in Ropscha erwählt hatte.

Seine Schritte waren unhörbar geblieben, seine Gestalt hatte sich aus dem dunkeln Hintergrund des Gemachs wie der Fetzen einer Wolke von einer schwarzen Nebelwand losgelöst.

Das Unerwartete und Unbegreifliche seines Erscheinens rief einen unheimlichen Schreck hervor.

„Sieg! Sieg!“ rief Patjómkin mit einer Stimme, die ihm in der Kehle zu ersticken drohte, während er die rechte Hand hoch emporstreckte und die linke auf sein Herz drückte. „Eure Majestät sind gerettet! Lassen Sie mich als Ersten diese Freudenbotschaft verkünden!“

Orlow ließ seine Faust wie einen Klotz auf die Stirn Patjómkins niedersausen, der mit einem gräßlichen Schrei die Finger zur Abwehr auf die Stirn legen wollte, aber sofort merkte, daß ihm das linke Auge ausgeschlagen war.

Im Vorzimmer ertönte ein Durcheinander von Stimmen, aber diesmal laut und freudig. Panin erschien an der Spitze der Minister ohne sich angemeldet zu haben und rief mit lauter Stimme: „Gott segne Eure Majestät und die gerechten Siege Ihrer Fahnen! Der Rebell Pugatschów ist gefangen genommen. Soeben wird er an Händen und Füßen gefesselt in einem eisernen Käfig vor dem Winterpalais vorbeigefahren. Wollen Eure Majestät sich selbst überzeugen.“

Auf dem Platz waren die Truppen zusammengezogen. Die Musik spielte den Marsch, der kurz zuvor zu Ehren der Kaiserin komponiert und auf ihren Namen getauft worden war:

„Ruhm und Ehre sei dir, Katharina,
Ruhm dir, traute Mutter uns.“

„Urra! Urra! Urra!“ wurde von allen Seiten gerufen. Auf einem Lastwagen war ein großer Käfig herangefahren, in dessen Mitte ein gebeugter, grobknochiger Mann mit blutendem Gesicht und in Fetzen zerrissenem Bart wie ein eben gefangenes Raubtier kauerte.

Alles drängte sich zum Handkuß um die Kaiserin, während sich die Kammerdiener um den ohnmächtig am Boden liegenden Patjómkin zu schaffen machten.

Orlow war durch die Schar der Eintretenden wie ein Rasender hinausgestürzt.

Das Muttergottesbild in der Ecke des Zimmers, zu dem Katharina ihre Blicke dankbar emporrichtete, neigte sich segend zu ihr herab.

Sie hatte ihr Gottesgnadentum vor aller Welt erwiesen, denn im Augenblick der höchsten Gefahr hatte sich ein Wunder ereignet, das ihr Herrscherglück wie ein Meer von Licht über alle Teile ihres Reiches ausströmen ließ.

Ganz Europa mußte von ihren Triumphen über ihre Feinde erfahren.

Sie war die Kaiserin und ihr Thron stand fest, auch wenn alle anderen Monarchien zu schwanken anfangen sollten.

XIV.

Diderot betrachtete sich im Spiegel, zupfte die Enden seiner Halsbinde zurecht und wischte von seinem einfachen schwarzen Rock, mit dem er nach St. Petersburg gekommen war, den Puderstaub seiner Perücke ab, als sein Gastfreund eilig zu ihm ins

Zimmer trat und ihm ein großes versiegeltes Paket übergab.

„Aus dem Kabinett der Kaiserin! Sehen Sie schnell nach, was darin enthalten ist.“

Diderot öffnete den Begleitbrief, an dessen Adresse er die Handschrift seiner hohen Gönnerin erkannte. Sie erwartete ihn heute zum Frühstück und schickte ihm einen mit Pelz gefütterten farbigen Staatsrock mit einem Muff.

Es sollte seine Abschiedsaudienz sein.

Bei seinem neulichen Besuch im Winterpalais hatte er sich stark erkältet, einen argen Hustenanfall bekommen und heftige Schmerzen in der Brust gespürt. Er fühlte, daß er als Sechzigjähriger sich vor den scharfen Winden und dem strengen Frost, der dort herrschte, in acht nehmen müsse.

Als er den prächtigen Rock angezogen hatte, was ihm nicht ohne Mühe gelang, fing er an zu lachen:

„Die Kaiserin,“ rief er, „ist gütig wie ein Engel. Nicht nur, daß ich jederzeit freien Zutritt zu ihr habe, will sie mir auch äußerlich das Ansehen eines hohen Würdenträgers verleihen. Als ob ich das Zeug zu einem Diplomaten dritter Klasse, zu einem russischen Oberst und Prinzenkutscher in mir fühlte, dem eine Uniform wie angegossen sitzt und die Ordenssterne an die Brust fliegen. Das muß ich schon meinem Freunde Grimm überlassen, der im Gefolge seiner hessischen Herrschaften bei der Vermählung des Großfürsten so recht am Platz war. Immer geschäftig und gefällig, geschmeidig und zu Späßen aufgelegt! Das ist aber meine Sache nicht. Außerdem ist er zehn Jahre jünger als ich!“

„Man merkt Ihnen nichts von Ihren Jahren an.

In Ihrem schwarzen Rock sahen Sie allerdings wirklich wie ein Leichenbitter aus. Betrachten Sie sich jetzt nur einmal. Sie sollten sich in diesem Pelzrock für die Kaiserin malen lassen und über das Bild nachher eine Ihrer berühmten Besprechungen veröffentlichen, die Ihnen niemand auf der Welt nachmacht."

„Gott soll mich bewahren," rief Diderot aus. „Was würde der alte Messerschmied in Langres dazu sagen, wenn er seinen Sohn in dieser Maskerade sehen könnte? Bin ich ein weibischer, alter Geck? Ich weiß wohl, ich habe an manchen Tagen hundert verschiedene Physiognomien. Ich bin heiter, traurig, träumerisch, zärtlich, heftig, leidenschaftlich, begeistert, aber niemals so wie Sie mich jetzt vor sich sehen. Ich komme mir vor, wie ein unbeholfener Redner aus alten Zeiten und kann nur schlecht zuhören. Ich bin ein Dummkopf, dem ab und zu ein guter Witz gelingt. Ecco il vero Polichinello!"

„Machen Sie sich fertig, Diderot, Sie haben nur noch eine Viertelstunde Zeit und die brauchen Sie reichlich, um bis zum Winterpalais zu gelangen. Mein Schlitten steht unten an der Haustür."

„Gut, gut, dieser heutige Tag muß für mich eine wichtige Entscheidung bringen! Die Kaiserin hat mir die Herausgabe einer neuen Enzyklopädie und eines großen französischen Wörterbuchs in Aussicht gestellt. Mit hunderttausend Rubel ist die Sache bequem zu machen. Ich werde den Affen von der Pariser Akademie einen Nasenstüber durch die Rosenfinger unserer Kaiserin austeilen lassen. Was diese Bücherwürmer nicht in fünfzig Jahren fertig bekommen haben, werde ich in fünf Jahren ausführen. Ich fühle, daß ich noch nicht die Hälfte meiner Kraft verausgabt habe."

Gregor Alexándrowitsch Patjómkin

Reise der Kaiserin Katharina II. nach der Krim

Nach einer Radierung von Daniel Chodowiecki

Die Kaiserin auf ihrem Zuge nach Peterhof bei St. Petersburg

Nach einer Radierung von Daniel Chodowiecki

Katharina auf einem Flotball

Nach einer Radierung von Daniel Chodowiecki

Kaiserin Katharina II. im Fräuleinstift des Ssmolnyklosters in St. Petersburg

Nach einer Radierung von Daniel Chodowiecki

Diderot sprach auf seinen Begleiter so lebhaft ein und war ihm dabei so nahe gerückt, daß dieser ängstlich zurückwich, als ob er fürchtete, daß der Philosoph sich an ihm vergreifen würde. Diderot hatte beim Sprechen den zweiten Knopf am Rock seines Freundes gefaßt und ihn so lange gedreht, daß er ihn nun lose in der Hand hielt.

Er goß sich ein Glas Wasser ein, stürzte es hinunter und setzte sich in den Schlitten.

Während der Fahrt überlegte er, wie er die Kaiserin für die Ausführung seines neuen literarischen Unternehmens am sichersten gewinnen könnte. Gerade aufs Ziel loszugehen wäre eine Unklugheit gewesen. Er sah im Geiste bereits eine Pyramide von dreißig schweren Lexikonbänden emporsteigen und daneben sich einen Haufen Gold auftürmen.

Der Schlitten war über das Eis der Newa hinweggeglitten und hielt vor dem Portal des Schlosses.

Die Kaiserin, die ausgezeichneter Laune zu sein schien, empfing Diderot ganz allein. Sie betrachtete ihn wohlgefällig lächelnd und sagte: „Erst jetzt sind Sie unser wirklicher Landsmann geworden. Ich gedenke aus Ihnen noch einen waschechten Russen zu machen. Ich habe Sie vom Fenster aus beobachtet, als Sie über die Newa ankamen. Sie sahen wie ein richtiger Bojar aus."

„O, dieser herrliche Strom, Majestät! Wie er Jahrtausende lang sich zwischen öden Sümpfen und finsteren Wäldern hindurchgewunden hat, um nun die prächtigste aller Kaiserstädte mit seinen silbernen glitzernden Armen zu umschlingen! Ich habe mich eben wieder an seinem reinen unvermischten Naß wie an einem kastalischen Quell erquickt."

„Das ist gefährlich, mein lieber Philosoph.

Nehmen Sie sich vor unangenehmen Betriebsstörungen in acht und trinken Sie lieber unser Newawasser mit Wein oder Rum vermischt. Dann ist es allerdings das herrlichste Wasser, das man sich denken kann und nach dem man sich immer wieder sehnt, wenn man auf Reisen ist. Es kommt mir übrigens teuer zu stehen, denn wenn am Anfang April das Eis aufgeht, fährt der Kommandant der Festung in einer glänzend geschmückten Gondel zu mir ins Palais. Er überreicht mir in einem großen, schönen Kristallbecher das zum erstenmal wieder geschöpfte Newawasser und ich muß ihm den Becher mit Gold gefüllt wieder zurückgeben."

Die Kaiserin wies auf den reichlich besetzten Frühstückstisch und band sich unter dem Kinn eine Serviette fest. „Anders könnte ich kein Ei zu mir nehmen, ohne daß mir die Hälfte auf die Halskrause fällt," scherzte sie.

Sie bemerkte, daß sie soeben aus Astrachan ein Fäßchen mit wundervollem Kaviar bekommen habe.

„Das einzige russische Wort, das ich vorläufig verstehe," bemerkte Diderot.

„Das kennt aber auch keiner von uns Russen und Sie würden es schwerlich in irgendeinem russischen Wörterbuch finden."

„Wie das?" fragte Diderot, indem er seinen Stuhl an den Sessel der Kaiserin heranrückte und sie mit ungläubigem Lächeln ansah.

„Kaviar ist nämlich weiter nichts als eine Verstümmelung des italienischen ‚Caviále', worunter die Bewohner der Küsten am Tyrrhenischen Meere von der Riviera bis nach Sizilien den Rogen des Thunfisches verstanden. Als Delikatessenhändler für ganz

Europa verschickten die Italiener ihn schon im Mittelalter, zweckmäßig eingesalzen und verpackt, für die Tafeln der Reichen nach Frankreich, England und Deutschland. Der echte russische Kaviar ist in Westeuropa noch nicht hundert Jahre lang bekannt. Damals übertrug man das verstümmelte italienische Wort auf diesen kostbaren Leckerbissen, den wir Russen ganz anders, nämlich ‚Ikrá' nennen, was übrigens auch ‚Wade' bezeichnet."

Diderot, der gerade einen Löffel mit dem grauen feinkörnigen Rogen des Sterlets zu Munde geführt hatte, verzog wohlgefällig das Gesicht.

„Ich werde künftig nur noch in Paris à la russe speisen und an den Doppelsinn dieses Wortes denken, wenn ich die Frauen Ihres Landes wie die liebenswürdige Gräfin Daschkow zum Wagen begleite und sie dabei beim graziösen Aufraffen ihrer Toilette bewundere."

„Es freut mich zu bemerken, wie lange sich die Philosophen frisch und jung erhalten."

„Potz Teufel, ich fühle mich auch wirklich jung," rief Diderot laut aus, indem er mit der Faust auf den Tisch klopfte. Er fand die Situation so reizend, daß er sich in seine Pariser Studentenjahre versetzt fühlte.

Die Kaiserin rückte einen kleinen Tisch zwischen sich und Diderot, dessen Gebärden ihr zu lebhaft wurden.

Er aß hastig und machte beim Trinken ein schlürfendes Geräusch. Ein paar Tröpfchen spritzten dabei aus seinem Munde, dessen Zähne wenig gepflegt waren, umher.

„Wie haben Sie Ihren Vormittag verlebt, Diderot?" fragte die Kaiserin.

„Bei der Bewunderung eines Ihrer Werke, das

Ihrem Herzen mehr Ehre macht und nach meiner Überzeugung noch mehr Dauer verspricht als alles, was ich bisher in Ihrer Residenz gesehen habe. Um zu verstehen, daß Sie das Licht des Jahrhunderts sind, braucht man nur Ihr Findelhaus besucht zu haben."

„Bitte, gebrauchen Sie diesen Namen nicht. Gerade so wie wir Russen unsere Verbrecher als Unglückliche, unsere Irrenanstalten als Krankenhäuser aller kummervollen Seelen betrachten, haben wir auch für die Findelhäuser die freundlicher klingende Bezeichnung ‚Erziehungshäuser' erfunden."

„Verzeihung, Majestät!"

„Und daran tun wir recht, da wir auf die Erziehung der gefundenen oder eingelieferten Kinder den Hauptnachdruck legen. Es soll niemand erröten aus einer solchen Anstalt hervorgegangen zu sein und niemand Bedenken tragen einen unserer Zöglinge in seine Dienste zu nehmen. Unsere Knaben gehen jetzt schon jährlich zu vielen Hunderten in die Fabriken und zu den Kaufleuten, während unsere Mädchen mit Vorliebe als Dienstmädchen, Kinderwärterinnen und Gouvernanten Verwendung finden."

„Seit wann bestehen diese Anstalten?"

„Es war eine meiner ersten Regierungssorgen, dem entsetzlichen Zustande, der früher bei der Geburt unehelicher Kinder herrschte, ein Ende zu machen. Was Ihnen in Petersburg gezeigt wurde, ist erst knapp drei Jahre alt und über die Anfänge noch nicht hinausgekommen. Aber in Moskau, wo ich gleich nach meiner Thronbesteigung die erste Anstalt begründet habe, sind die Erfolge geradezu glänzend. Betzki hat sein ganzes Vermögen dafür

geopfert und arbeitet sich bei der Leitung des Ganzen zu Tode."

„Bravo! Bravo!"

„Ich habe einen Architekten gefunden, der in seiner menschenfreundlichen Gesinnung die Riesengebäude ohne einen Kopeken Entschädigung aufgebaut hat. Ich gewähre den Anstalten aber auch alle nur denklichen Freiheiten. Sie haben keinerlei Abgaben zu bezahlen, verfügen über ihre eigene Justiz und Polizei und sind durch verschiedene Monopole so gestellt, daß sie die Zinsen von fünfzig Millionen Rubel verbrauchen können."

„Ich habe alles mit angesehen," sagte Diderot, indem er sich mit dem Taschentuch die Augen wischte, „von dem letzten Abschiedskuß, den die Mütter unter Schluchzen und Weinen ihren Säuglingen auf die Lippen drücken, von dem ersten saubern Bettchen, in das sie nunmehr gelegt werden, von dem Gottesdienst in der Kapelle, wo sie in den Schoß der heiligen Kirche aufgenommen werden! Ich habe allerdings auch gesehen, wie einzelne von diesen Neugeborenen schon auf der Treppe, im Empfangszimmer oder in der Kapelle sterben. Aber trotz alledem, wie ungeheuer viele Menschenleben werden dem sicheren Verderben entrissen, wie viele unsühnbare Verbrechen durch diese Anstalten verhütet."

„Aber können Sie es sich denken, Diderot, daß ich mir durch die Einrichtung dieser Erziehungshäuser den Haß aller derer zugezogen habe, die von der ‚guten alten Zeit' schwärmen und in meinen Bestrebungen nur die Unterstützung der Unsittlichkeit erblicken?"

„Auf allen Gebieten, besonders aber bei der

Nächstenliebe, können große Gedanken zunächst nur von einem kleinen Kreise verstanden werden. Die Masse hängt stumpfsinnig am Hergebrachten. Ich habe wie ein Schuljunge geheult, als ich heute Zeuge war, wie dort ein gemeinsames Band von Menschenliebe und Hilfsbereitschaft alle Völker und Religionen Europas mit zärtlichen weichen Armen umschlingt und diese holden Wesen nun eine einzige gemeinsame Mutter erhalten, die Tag und Nacht für sie sorgt. Wer fragt danach, wo alle diese Kleinen herkommen, ob sie Russen oder Deutsche, Franzosen, Finnen oder Tataren sind, ob diese Saat für Euer Majestät Kirche oder für den Papst, für Luther oder Mohammed ausgestreut wurde, ob der erste Lebensfunke auf einem mit Spitzen benähten Seidenkissen oder auf feuchtem Stroh vernommen wurde? Erst bei der Durchwanderung dieser wunderbaren Schöpfung habe ich erkannt, wie wir Kinder derselben gütigen und nachsichtigen Mutter Natur sind, denn ein Negersäugling sieht wahrlich nicht anders aus als der Neugeborene einer blonden Kaukasierin und sie weinen, lächeln und schlafen alle gleich, die Kinder von Fürsten wie die von Bauern. Wenn Euer Majestät auch auf diesem Gebiet alles so erfolgreich vollendet haben wird wie es angefangen ist, dann ... dann —"

Diderot schien für seine enthusiastische Bewunderung die rechten Worte nicht finden zu können.

„Dann wird man," warf die Kaiserin dazwischen, „nicht zugeben wollen, daß ich ganz allein die Urheberin dieses Gedankens war und mich eine alte, eitle und eigensinnige Frau nennen, die sich irgendwie mit fremden Federn geschmückt hat. Aber ich brauche keinen Dank. Genug, wenn etwas Gutes in

der Welt geschieht und tausendfältige Frucht aus jedem Saatkorn entsteht."

Diderot stand von seinem Sitz auf, erhob die Hand wie zum Schwur und rief feierlich aus: „Dann wird man Rußland in allen Teilen bereisen und durchforschen wie jetzt Italien, Ägypten und Griechenland und überall die Spuren einer Herrscherin suchen und finden, die größer war als irgend jemand ihres Geschlechts, der auf einem Thron gesessen hat. Darin liegt etwas Heiliges und Gewaltiges, das mir schwer wird, an dieser Stelle auszusprechen und das doch aus der Tiefe meiner Lebensbeobachtung und Weltanschauung frei hervortreten möchte."

„Sprechen Sie ganz offen, Diderot."

„Die Natur," fuhr dieser fort, „arbeitet überall rücksichtslos mit allen freiwerdenden Kräften, um neues Leben entstehen zu lassen. An allen Orten, im Wasser und in der Luft, auf der ganzen Erde, wo es blüht und sprießt, wo die Lockung des Bluts ein Wesen zum andern treibt, erblicken wir ein beständiges Gebären und Neugestalten. Die Natur will und muß im Überfluß schwelgen, um das Menschengeschlecht zu erhalten und zu vermehren. Sie kommt dabei mit dem nicht aus, was in den Ehebetten gewohnheitsmäßig gezeugt wird, sondern empfindet nach meinem Gefühl ihre größte Freude gerade an dem, was ihr in freien und hitzigen Verbindungen in den Schoß fällt. Zumeist in der Schar der unehelichen Kinder findet sie ihre Lieblinge, über die sie ihren Segen verschwenderischer ausschüttet als über die meisten ehelich Geborenen. Ich bin der festen Überzeugung, daß alle genialen Menschen nur auf diese Weise zur Welt gekommen sind. Natürlich läßt sich das nicht beweisen, aber denken Sie nur

an Männer wie Leonardo da Vinci, an Macchiavelli, an viele andere, bei denen wir diese Abstammung nur ahnen können."

Katharina versuchte zu lächeln, aber ihre Züge wurden ernst, als sie auf das Bildnis des Königs von Preußen blickte, das über ihrem Schreibtisch hing.

„Alle großen Menschen," erhitzte sich Diderot weiter, „die unsere geschichtliche Entwicklung wirklich gefördert haben, können vermutlich des Dichters Wort auf sich anwenden:

„Wir, die im heißen Diebstahl der Natur
Mehr Stoff empfahn und kräft'gern Feuergeist
Als je im dumpfen, trägen, schalen Bett
Verwandt wird auf ein ganzes Heer von Tröpfen,
Halb zwischen Schlaf gezeugt und Wachen!"

„Von wem rühren diese Verse her?" fragte die Kaiserin.

„Von jenem seltsamen, ja unfaßlichen Dichter William Shakespeare, auf den Voltaire zuerst die Aufmerksamkeit der Franzosen gelenkt hat und den er jetzt leider so ungerecht angreift und verkennt. Der Patriarch von Ferney fürchtet ihn wie eine orkanartige Windsbraut, die alle Ziergärten unserer Poesie über Nacht zerstören konnte."

„Ich habe mehrere Stücke französisch in der Übersetzung von Ducis gelesen."

„Ducis hat kein Wort Englisch verstanden und die herrlichsten Dramen des großen Briten, wie ‚Macbeth', ‚Romeo und Julia', ‚Othello' und ‚König Lear' in lächerlicher Weise verhunzt."

„Aber auch Voltaire hat sie die Werke eines bebetrunkenen Wilden und Shakespeare selbst einen ‚Hanswurst' genannt."

„Shakespeare läßt sich nicht mit dem Apoll

von Belvedere vergleichen, auch nicht mit dem Gladiator und dem Antinous oder dem Herkules von Glykon, wohl aber mit dem heiligen Christoph aus der Kirche Notre Dame in Paris, dem ungestalten, plump behauenen Koloß, zwischen dessen Beinen wir alle durchgehen könnten, ohne daß unsere Stirn auch nur seine Lenden berühren würde. Ohne Grund fürchtet Voltaire für seinen eigenen Ruhm, wenn Shakespeare in Frankreich zu groß werden würde. Wenn der ewige Homer zuweilen schläft, lassen wir auch unsern herrlichen Meister Arouet im achtzigsten Lebensjahr ein kurzes Nickerchen machen."

„Er darf noch lange nicht sterben," rief die Kaiserin, indem sie aus ihrem Schreibtisch ein Bündel Briefe des Philosophen hervorholte, die von einem grünen Seidenband umschlungen waren. „Wie betrübt es mich, daß ich den göttlichen Greis nicht bei mir sehen und wie einen König und Kaiser aufnehmen kann. Ich fühle mich ganz und gar als seine Schülerin. Alles, was aus mir geworden ist, habe ich seinen Schriften zu verdanken. Bei jedem Schritt meines Lebens habe ich mich gefragt, ob mein Tun seines Lobes würdig sei und ihm niemals etwas vorenthalten. Sollte er aber in ungezählten Tagen der Natur den Tribut zollen, den wir alle schuldig sind, so will ich in Zarskoje Sselo sein Schloß Ferney mit allem, was an das Leben und Schaffen des einzigen Mannes erinnert, neu erstehen lassen. Die Briefe, die er an mich gerichtet hat, kann ich nie ohne Rührung lesen. Allein um diesen Preis lohnt es sich für mich, gelebt und alle Mühen und Anstrengungen ertragen zu haben, die mit meiner Herrschaft verbunden sind. Diese Blätter sollen niemals veröffentlicht werden, denn so wie ich ist darin noch niemals

ein gekröntes Haupt geehrt worden. Sehen Sie selbst."

Diderot blätterte in den Briefen.

Wenn Voltaire den König Friedrich von Preußen als Salomon des Nordens verherrlicht hatte, so erschien ihm jetzt die Kaiserin als „nordische Semiramis", jene sagenhafte assyrische Königin, die auf ihren Kriegszügen bis nach Indien und Afrika vorgedrungen war, große Städte und prunkvolle Bauten, Kunststraßen und Kanäle geschaffen hatte.

Der Ruhm von Katharinas Truppen, die gegen die Türken kämpften und den Weg nach Konstantinopel suchten, die Schweden besiegten und die Polen unterjochten, schmückte ihren Thron mit kriegerischen Lorbeern. Aber hatte sie nicht auch mit friedlichen Eroberungen das Werk Peters des Großen fortgesetzt, die junge Kultur ihres Landes aufsprießen lassen und überall geistiges Leben zutage gefördert? Sie entwickelte bei dieser rastlosen Tätigkeit einen so durchdringenden Verstand und eine so wahrhaft männliche Willenskraft, daß Voltaire recht hatte, sie einmal ‚Katharina der Große' zu nennen.

Freilich, der Patriarch von Ferney war zuweilen ein wenig überschwenglich in seinen Lobeserhebungen.

Was für Vergleiche erfand er nicht, um die Kaiserin zu verherrlichen! Salomon, Solon, Lykurg, Hannibal und Ludwig XIV. sind tot, aber Katharina lebt. Gegen ihre Truppen würden selbst die Heere des Römerreichs nichts ausgerichtet haben.

Obwohl Friedrich in Preußen noch lebt, ist sie doch die erste Persönlichkeit der Weltgeschichte. Europa bewundert sie und Asien ist erstaunt, sie

zu betrachten. Wenn beide Länder Vernunft annehmen wollten, müßte sie über die ganze Welt regieren. Sie hat aus dem achtzehnten Jahrhundert ein goldenes Zeitalter gemacht. Wo sie erscheint, blüht ein Paradies.

Sie ist die Gottheit des Nordens, vor der alle Menschen schweigen müssen.

„Notre Dame de St.-Pétersbourg!"

„Te Catharinam laudamus! Te Dominam confitemur!"

Sie steht über aller Natur, Geschichte und Philosophie wie ihr Reich sich über alle Reiche der Welt erhebt.

Ihre Hände sind die schönsten Hände der Welt.

Ihre Füße sind weißer als der Schnee ihres Landes.

„Mein Herz gleicht dem Magnet und dreht sich nach Norden!" schrieb der Philosoph der Kaiserin und richtete an sie die Verse:

„C'est du nord maintenant que nous vient la lumière."

Auch ein paar Briefe von Melchior Grimm bekam Diderot bei dieser Gelegenheit zu lesen.

Der gute Deutsche meinte darin, daß die Kaiserin ihn ganz krank gemacht habe, daß er an der „Nordminervenkrankheit" und „Katharinensucht" leide. Ihre Briefe seien „Himmelstau und göttliches Manna".

„Genug, mein lieber Philosoph. Sagen Sie mir — Sie sind über Berlin gekommen. Haben Sie den König von Preußen gesprochen?" fragte Katharina.

„Unmöglich, ganz unmöglich! Denken Sie sich, wie es mir mit dem Salomon des Nordens ergangen ist. Ich hatte über ihn in meiner ‚Enzyklopädie' unter

dem Artikel ‚Preußen' eine, wie ich meinte, sehr schmeichelhafte Charakteristik verfaßt. Ich hatte geschildert, wie der König seit zwanzig Jahren dem Weltall das seltene Schauspiel eines Kriegers, Gesetzgebers und Philosophen auf dem Throne gegeben hat. Ich betonte, wie seine Liebe zu den Wissenschaften ihn nicht vergessen ließ, was er seinen Untertanen und dem Ruhme schuldig sei. Ich rühmte seine Klugheit und Tapferkeit, mit denen er lange den stärksten Mächten Europas widerstanden habe. Ich stellte ihn mit einem Wort in die Reihe der größten Männer. Ich rühmte sogar seinen französischen Versen schöne Ideen, echte Wärme auf kräftige Wahrheiten nach. Wenn dieser Monarch, so sagte ich, zwei Jahre lang im Faubourg St. Germain oder St. Honoré spazieren gegangen wäre, würde er sicher einer der ersten Dichter unserer Nation geworden sein. Es bedürfe nur des leisesten Hauches eines Mannes von Geschmack, um einige Körner des Berliner Sandes davon wegzublasen. Es habe seiner bewunderungswürdigen Flöte weiter nichts gefehlt als ein reinerer Tonansatz."

„Nun, was sagte der König dazu?" fragte die Kaiserin gespannt, indem sie ironisch lächelte.

„Seitdem hat er nie wieder einen Band der Enzyklopädie zur Hand genommen und ist auf den Vorschlag, mich zum Präsidenten der Berliner Akademie zu wählen, überhaupt gar nicht eingegangen."

„Sie hätten Friedrich eher wegen einer verlorenen Schlacht tadeln können als ihm einen wenn auch noch so leichten Vorwurf wegen seiner Verse zu machen. Was hätten Sie übrigens auf dem Präsidentenstuhl angefangen? Das Bewußtsein Ihrer Freiheit hätte sich dagegen doch frühzeitig aufgelehnt."

„Das ist das Unglück der Fürsten, daß sie von Höflingen und Schmeichlern umgeben sind, die ihnen niemals die volle Wahrheit sagen. Man sollte diese Übeltäter in den untersten Ring der Danteschen Hölle verbannen und dort im ewigen Feuer schmoren lassen — glauben Sie mir, Majestät."

Diderot sah zum Fenster hinaus, verzog das Gesicht, prustete dröhnend und sagte, indem er das Taschentuch zog: „Ich niese sogar schon russisch." Er war der Kaiserin wieder ganz nahe gerückt.

Er wurde im Gespräch so lebhaft, daß er ihr ein paarmal sogar auf die Knie klopfte.

Sie lächelte dabei nur und sagte: „Um so freier dürfen Sie sich an meinem Hof aussprechen. Ich nehme das Wort des Terenz für mich in Anspruch: ‚Ich bin ein Mensch und fühle nichts Menschliches mir fremd!'"

„Majestät, Sie besitzen die Seele eines Brutus in der Gestalt einer Kleopatra."

„Eins müssen Sie mir, Diderot, verraten — wie man in Paris über den Tod meines Gemahls denkt."

„Sie haben nichts von dem Buche Rulhières zu fürchten," entgegnete Diderot ausweichend. „Alle Welt ist sich darüber klar, daß der Staatsstreich ohne dies Opfer vor sich gegangen wäre, wenn sich der Kaiser ruhig und vernünftig in sein Schicksal ergeben hätte, das ja doch unvermeidlich war."

Die Augen der Kaiserin blitzten leidenschaftlich auf.

„Kein Haar wäre ihm gekrümmt worden — das schwöre ich Ihnen. Seine Macht war ja gebrochen. Er hätte meinetwegen ruhig nach Holstein

zurückkehren können. Aber er war eben nicht zurechnungsfähig. Gott sei seiner Seele gnädig!"

Sie bekreuzigte sich, indem sie die Augen niederschlug.

Diderot suchte der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. Die Kaiserin hatte ihn ersucht, ihr einen Entwurf zur Organisation des öffentlichen Unterrichts in Rußland anzufertigen. Er hatte mehrere Nächte damit zugebracht, ein Schriftstück darüber aufzusetzen, das er nunmehr aus seiner Rocktasche zog.

„Meine Arbeit über diesen Gegenstand zerfällt in zwei Teile. In dem ersten entwickle ich den Gedanken, daß es bei der Einrichtung solcher Unterrichtsanstalten in Ihrem Reiche am zweckmäßigsten wäre, sich die Organisation der Deutschen zum Vorbild zu nehmen. Sie zerfällt in drei verschiedne Teile, Volksschule, Gymnasium und Universität. Es wird mir eine große Freude sein, Ihnen für die Ausführung dieses Planes mehrere in der Pädagogik erfahrene Männer in Vorschlag zu bringen. Im zweiten Teil meiner Arbeit suche ich den Plan einer Universität für Rußland im deutschen Sinne mit allen vier Fakultäten zu erörtern. Zu oberst stelle ich die philosophische, welcher die juristische, theologische und medizinische folgen müssen."

Die Kaiserin nahm das starke Heft mit gnädigem Kopfnicken entgegen. Sie setzte sich die Brille auf, die sie seit kurzem gebrauchte und blätterte darin, während Diderot in seiner Auseinandersetzung fortfuhr:

„Vor allem müssen Sie mich aber über die Stellung der Sklaven unterrichten, deren Sie leider in Ihrem Lande so viele besitzen."

„Das stimmt nicht, lieber Diderot, wir kennen weder das Wort, das Sie gebrauchen noch die Sache, die sie ausdrücken könnte. Mein Reich hat bis zum dreizehnten Jahrhundert in seiner ländlichen Bevölkerung aus freien Bauern bestanden, die in Dörfern zusammenwohnten und leben konnten, wie und wo sie wollten. Erst während der grauenvollen Tatarenherrschaft war es notwendig, ihre Bewegungsfreiheit einzuschränken. Unter Peter dem Großen wurde der Grundbesitz dem Adel als freies Eigentum geschenkt und seitdem rechnen wir ihn nicht mehr nach dem Flächenmaß, sondern nach der Zahl der Seelen, die darauf wohnen. Ich habe oft an die Möglichkeit gedacht die Leibeigenschaft aufzuheben, aber es würden dabei die größten Schwierigkeiten entstehen. Es ist eine meiner heiligsten Aufgaben, den Besitz und das Glück meiner Bauern zu pflegen, denn darauf beruhen die Grundlagen unseres eigenen Gedeihens. Leider liegt die Bildungsfrage bei ihnen noch sehr im argen."

„Wirkliche Freiheit trägt viel dazu bei, die Bildung zu erhöhen, wodurch eine Quelle größerer Wohlhabenheit geschaffen wird."

„Sie scheinen mir Ursache mit Wirkung zu verwechseln. Es ist die Bildung, welche die Freiheit und nicht die Freiheit, welche die Bildung hervorbringt. Die eine ohne die andere hat stets nur zur Verwirrung und Anarchie geführt. Wenn meine Untertanen in den niederen Klassen die nötige Bildung erlangt haben, werden sie auch ihre Freiheit verdienen."

„Sie urteilen vollkommen richtig, Majestät. Aber trotzdem bin ich noch nicht völlig überzeugt."

„Denken Sie sich," fuhr die Kaiserin fort, „einen

Mann, der blind geboren ist und auf einem Felsen inmitten furchtbarer Abgründe steht. Er kann die Gefahr nicht bemerken, in welcher er sich befindet, aber er besitzt die Fähigkeit zum Genuß. Er ist vergnügt, ißt, trinkt, schläft, horcht dem Gesang der Vögel und singt ein fröhliches Lied. Plötzlich kommt ein Augenarzt und gibt ihm durch eine Operation sein Gesicht wieder. Was geschieht? Ein Strom von Licht erzeugt das Verständnis seines Unglücks, er singt, schläft, ißt und trinkt nicht weiter, sondern versinkt in Betrachtung der Abgründe und drohenden Wolken, die ihn umgeben. Er wird trostlos und vergeht in Verzweiflung."

Diderot sprang plötzlich vom Stuhl auf, rannte im Saal auf und ab, spuckte, als er wieder einen Hustenanfall bekam, in eine Ecke und rief: „Was für eine Frau sind Sie! Sie haben in einem Augenblick alle die Gedanken über den Haufen geworfen, die ich zwanzig Jahre hindurch gehegt habe. Aber um noch einmal auf unsern Lehrplan zurückzukommen — ich liebe unsere alten Sprachen leidenschaftlich, aber sorgen Sie dafür, daß ihre Pflege auf solche Kreise beschränkt bleibt, die sich dem Studium der Wissenschaft widmen wollen. Bilden Sie keine jungen Griechen und Römer, sondern moderne Menschen heran. Ilja von Murom soll seine kräftigen Glieder in keine Toga hüllen, die ihm schlecht zu Gesicht steht. Die Zeit, die beim Studium dieser Dinge verloren geht, kann besser auf das Erlernen moderner Sprachen und anderer Gegenstände verwendet werden. Wir müssen den realen Wissenschaften diejenige Bedeutung zuerkennen, welche durch die modernen Errungenschaften der Technik und Naturkunde dringend gefordert wird."

Kaiserin Katharina II.

Nach einem Porträt von Lewitzki
Im Besitz des Fürsten Barjatinski auf dem Gute „Iwanowskoje" im Kursk'schen Gouvernement

Kaiserin Katharina II.
Nach einem Gemälde von Van Wilk
Im Besitz von M. H. Doniot

„Lieber Diderot, Sie haben durch Ihren Besuch in meiner Residenz eine so reiche Saat neuer und großer Ideen ausgestreut, daß ich hundert Jahre alt werden müßte, um alles, was daraus Gutes entstehen wird, zur Reife zu bringen. Sprechen Sie Gutes von Ihrer Kaiserin, wenn Sie wieder nach Paris zurückkehren. Wie dankbar bin ich unserm lieben Grimm, daß er mich auf Sie aufmerksam macht. Und wie schnell verstehen wir uns, auch wenn unsere Ansichten auseinandergehen! Mit Falconet ist das anders. Er braust jedesmal auf, wenn ich eine Meinung äußere. Hoffentlich wird das Denkmal des gewaltigen Herrschers so großartig, wie ich es mir gedacht habe. Doch genug davon. Es ist selbstverständlich, daß ich Ihnen alle Unkosten, die Sie während Ihrer langen und mühevollen Reise gehabt haben, zurückerstatte. Es tut mir aufrichtig leid, daß Sie mich so schnell wieder verlassen wollen. Ich habe für Sie einen englischen Reisewagen einrichten lassen, in dem Sie bequem essen und schlafen können. Ein liebenswürdiger junger Mann wird Sie bei der Fahrt begleiten, damit Sie sich unterwegs nicht verirren und statt nach Paris nach Irkutsk kommen."

„Darf ich Eure Majestät noch um ein kleines Andenken bitten, um irgendeinen Gegenstand, den Sie selbst im Gebrauch gehabt haben? Er würde mir für alle Zeiten unendlich teuer sein. Ich werde überall erzählen, wie die Undankbarkeit meines Vaterlands und die Güte der göttlichen Katharina mich zu deren getreuesten Untertanen gemacht haben, der sich am liebsten fortan in ‚Diderow' umtaufen lassen möchte."

Die Kaiserin lächelte und zog von ihrem kleinen

Finger einen Ring mit einem geschnittenen Stein, der das Bildnis einer Minerva zeigte.

„Ich konnte mancherlei für Sie tun," bemerkte sie huldvoll, „aber ich vermochte nicht, Ihnen Ihre Freunde, Ihre Gesellschaften und Ihre Gewohnheiten zu ersetzen und das mußte Ihnen bei mir immer fehlen."

Diderot küßte der Kaiserin gerührt die Hand. Als er durch das Vorzimmer schritt, machten ihm zu beiden Seiten Generale, Minister und Beamte des Hofes Platz, die zur Audienz befohlen waren und dem aufgeregten Mann, der immer noch stumm die Lippen bewegte und beinahe gestolpert wäre, verwundert nachblickten.

Erst als Diderot wieder den Schlitten bestiegen hatte, fiel es ihm ein, daß er den eigentlichen Zweck seines Abschiedsbesuches bei der Kaiserin, die Herausgabe einer neuen Enzyklopädie, gar nicht zur Sprache gebracht hatte.

Er blickte wehmütig zu den Fenstern des Winterpalais empor wie ein Verliebter, der von seiner Herrin für immer Abschied nimmt.

XV.

Die Schloßuhr des Winterpalais hatte gerade sechs geschlagen, als die Kaiserin wie gewöhnlich erwachte, die Bettdecke zurückschlug und nach ihren englischen Windspielen sah, die neben ihr in einem mit rotem Atlas und Spitzen benähten Korb lagen, mit den Schwänzen wedelten und gähnten.

Katharina verschwand hinter ihrem Bettschirm

und kehrte nach wenigen Minuten in einem Morgenrock wieder, der mit dem leichten Faltenwurf von hellblauer Seide und den offenen Ärmeln ihre zur Üppigkeit neigende Figur noch immer anmutig, beweglich und reizvoll erscheinen ließ. Während sie mit ihren großen klaren Augen in den Toilettenspiegel sah und sich in den bequemen runden Stuhl setzte, fiel ihr wundervolles blondes Haar beinahe bis auf die Erde herab. Ihre frischen Lippen umspielte ein wohlgefälliges Lächeln, als sie den Kopf emporrichtete, so daß die schönen Partien um Hals und Nacken noch reizvoller als gewöhnlich hervortraten und das Doppelkinn sich glättete und zurücktrat.

Die Kaiserin klingelte ein-, zweimal und ging im Schlafzimmer auf und ab, während die Hunde nach den Troddeln ihres Morgenrocks haschten.

Aber es kam niemand.

Sie ging durch den dunkeln Korridor und zündete sich in ihrem Arbeitszimmer die Kerzen an, die auf dem Tisch standen.

Auf den Straßen von St. Petersburg und auf der Newa herrschte an diesem kalten Wintermorgen noch tiefe Finsternis. Die „nordische Palmyra", wie man die Stadt nach der sagenhaften Residenz im alten Syrien genannt hatte, lag noch in tiefem Schlaf. Die Umrisse der Häuser und Plätze, der Kirchen und Kapellen, die Ufer des Flusses und die starre Eisfläche, die ihn bedeckte, flossen zu einem undurchdringlichen Schleier zusammen.

Auch in den kaiserlichen Gemächern des Winterpalais regte sich außer dem Rauschen der Toilette, welche die Herrscherin trug, dem Trippeln der

Hunde und dem gleichmäßigen Schlag der kleinen Uhr auf dem Kamin kein Laut.

Die Kaiserin trat ans Fenster und las auf dem daneben befindlichen Thermometer fünfundzwanzig Grad Kälte ab. „Brrr!“ rief sie leise vor sich hin, indem sie sich ein wenig schüttelte und sich die Hände rieb.

Sie blickte fragend nach der Tür zum Vorzimmer, wo sich noch immer niemand sehen ließ.

Sie hockte vor dem Kamin nieder, warf mehrere von den schweren Birkenkloben, die davor lagen, hinein und zündete sie an. Die dünnen bläulichen Flammen, die emporzüngelten, krochen an dem Holz weiter und schlugen bald zu heller Glut auf, während dicke Rauchwolken emporwirbelten.

„Verdammte Wirtschaft! Wollen Sie wohl gleich das Feuer auslöschen? Ich werde ja hier geräuchert und gebraten!“ rief ärgerlich und ängstlich eine Stimme von oben.

Es war der Schornsteinfeger, der das zum Kamin herabführende Rohr reinigte.

Die Kaiserin riß mehrere von den brennenden Kloben aus dem Ofen wieder heraus und goß auf die andern Wasser aus ihrer Karaffe. Sie hatte sich den Finger verbrannt und beschmutzt.

Die Hunde begannen ängstlich zu heulen.

Ihre junge kalmückische Dienerin kam mit verschlafenen Augen hereingestürzt, bat um Entschuldigung wegen der Verspätung und küßte ihr den Saum ihres Kleides.

„Was denkst du dir eigentlich?“ bemerkte die Kaiserin. „Glaubst du, daß das immer so weiter gehen kann? Eines Tages wirst du dich verheiraten und meinen Dienst verlassen. Dein Mann wird nicht

so viel Nachsicht wie ich üben, sondern dich schlecht behandeln, wenn du zu spät kommst. Der Morgen ist klüger als der Abend, wie es in unserm Sprichwort heißt. Anna Iwánowna, denk doch an deine Zukunft!"

Die Kaiserin lächelte dabei gutmütig und fügte hinzu: „Ich weiß wohl, du hast mit deinem Schatz die Nacht durchjubelt und noch nicht ausgeschlafen. Leg' dich nur wieder hin. Ich brauch dich vorläufig nicht. Mach' aber kein so betrübtes Gesicht wie jetzt, wenn du wiederkommst. Ich will fröhliche Menschen um mich sehen."

Die Kaiserin war wieder allein in ihrem Arbeitszimmer. Sie warf einen Blick auf die Stöße von Berichten, die auf ihrem Schreibtisch zusammengeschichtet waren. Sie öffnete die Schublade und legte sich mehrere von den großen Bogen mit Goldrand zurecht, die sie für ihren Briefwechsel zu benutzen liebte. Der Gänsekiel begann zu rascheln und große Schriftzüge auf dem Papier zu malen.

Die Kaiserin fühlte, daß sie ihr Tagewerk mit Schreiben beginnen müsse. Der Anblick von Papier, Tinte und Feder brachte ihr Gehirn in leuchtende Bewegung. Selbst wenn sie müde und erschöpft war, brauchte sie sich nur an ihren Schreibtisch zu setzen und sofort kam sie sich wie neugeboren vor.

Die Kaiserin schrieb so schnell, daß ihr die Sätze aus der Feder zu springen schienen. Die Hand konnte dem nicht folgen, was in ihrem Kopf vor sich ging. Eine eben angefangene Seite zerriß sie und warf den Bogen in den Papierkorb, um mit einem neuen zu beginnen, da sie keine Verbesserungen liebte.

Sie dachte daran, wie sie sich früher mit ihrem Mädchennamen „Friederike“ unterschrieben hatte.

Wenn sie jetzt einen ihrer Briefe als russische Kaiserin „Jekaterina“ unterzeichnete, nahm dies eine Wort eine halbe Seite ein und der Anfangsbuchstabe war so lang wie der Griff ihres mit Diamanten und Gold besetzten Zepters.

Sie mußte schreiben, wenn sie ein Blatt Papier vor sich sah, gewissermaßen aus einem angeborenen tierischen Triebe wie ein Huhn kratzen muß. Das Feuerwerk in ihrem Kopf blitzte und prasselte unaufhörlich. Ihre Ideen zergingen zu Tinte. Sie hörte nicht eher auf, als bis der verschlafene Kammerdiener ihr vorsichtig das erste Frühstück auf den Tisch stellte und leise wieder verschwand.

Bei der zweiten Tasse Kaffee, die sie trank, fiel es ihr ein, daß die Ärzte ihr wegen ihrer Vollblütigkeit eigentlich nur eine Tasse erlaubt hatten. Sie warf den Hunden ein paar Stücke Zucker und die Kringel zu, die auf dem Teller lagen.

Dann schrieb sie weiter.

Sie beendigte einen Brief an Grimm nach Paris, dem sie sich völlig anvertraute und den sie oft scherzend ihren „Sündenbüßer“, „souffredouleur“ nannte. Er war das Echo all ihrer Wünsche und Empfindungen, all der ernsten und lustigen Regungen, die ihr durch die Seele gingen. Nachdem sie Diderots Bibliothek gekauft hatte, wollte sie auch die von Voltaire in ihren Besitz bekommen. Grimm mußte an der Seine alle Kunsthandlungen nach Bildern, Münzen und geschnittenen Steinen für ihre Museen ablaufen.

Heute handelte es sich um eine „intime“ Angelegenheit, die ihr sehr zu Herzen ging.

Grimm sollte ihren Sohn Bobrinski, dessen Vater Gregor Orlow war, in Paris überwachen, den jungen Mann aus der Gesellschaft von gefälligen Damen und Klubbekanntschaften befreien und seine Schulden bezahlen, die sich erschreckend angehäuft hatten.

Aber zum Schluß ihres Briefes verfiel sie wieder in ihre gewöhnliche lustige Tonart.

„Ich habe niemals an irgendeinen Menschen so wie an Sie geschrieben . . . Sie verstehen mich besser als jeder andere und sehr oft kommt Ihnen derselbe Gedanke, der in meinem Innern entstand. Eilen Sie, eilen Sie, Herr Baron, ich muß Sie sprechen . . . Hier sind zwei von Ihren Briefen, die ich beantworten muß. Da sind allerdings noch zwei vom König von Frankreich, drei vom König von Schweden, zwei von Voltaire, dreimal soviel von Gott weiß wem, alle viel älteren Datums . . . aber sie machen mir keinen Spaß, weil ich sie schreiben muß und mit Ihnen plaudere ich nur, ohne jemals ans Schreiben zu denken. Ich ziehe das vor, was mir Vergnügen macht."

Die Kaiserin griff zu einer Tabaksdose mit dem Bildnis Peters des Großen und nahm eine Prise. Jedesmal, wenn sie die Züge ihres großen Vorgängers betrachtete, überlegte sie, wie er sich wohl zu dem äußern würde, was sie getan und unterlassen hatte.

Bei Grimm erkannte sie unter dem Pariser Firnis die treue Anhänglichkeit dieses Deutschen, der ihr den Inhalt seines ganzen Lebens gern opferte.

Wenn sie in dieser Fernwirkung mit ihm plauderte, glaubte sie deutsche Eichen und Linden über sich rauschen, Nachtigall und Lerche singen zu hören. Sie schämte sich dieser sentimentalen Re-

gung wie ein Kind, das heimlich Süßigkeiten nascht und fürchtet, dabei ertappt zu werden.

Die Kaiserin blätterte in den Briefen ihrer Pariser Freunde, lehnte sich in den Schreibtisch tief aufatmend zurück und lächelte selbstzufrieden. Sie wußte, daß diese Männer mit ihren Schriften, Korrespondenzen und gesellschaftlichen Beziehungen für das Urteil der Gebildeten in ganz Europa maßgebend waren.

Die Berliner Akademie der Wissenschaften hatte sie zum Ehrenmitglied ernannt. Sie war stolz auf diese neue Auszeichnung, die ihr aus der deutschen Heimat gekommen war und bedankte sich dafür in den wärmsten Ausdrücken.

Voltaire hatte eines Tages an Madame du Deffand über die Kaiserin geschrieben: „Ich weiß wohl, daß man ihr einige Kleinigkeiten hinsichtlich ihres Mannes vorwirft, aber das sind Familienangelegenheiten, um die ich mich nicht kümmere und außerdem ist es gar nicht schlimm, wenn man einen großen Fehler gut zu machen hat; das verpflichtet große Anstrengungen zu machen, um das Publikum zur Bewunderung zu zwingen.."

Die Kaiserin sah ihren Namen mit goldenen Buchstaben durch ihre Freunde in das Buch der Geschichte eingetragen.

Sie schrieb und schrieb. Was hatte sie nicht alles zu schreiben, zum Wohl ihres Landes und zu ihrer eigenen Unterhaltung!

Vor mehreren Tagen hatte sie einen witzigen Beitrag für die Zeitschrift „Gesellschafter für Freunde der russischen Literatur" angefangen, den die Fürstin Daschkow herausgab. Unter dem Titel „Wahrheit und Dichtung" lieferte sie dafür anonyme Aufsätze,

mit denen sie die Petersburger Gesellschaft verspottete und dem Publikum zu raten aufgab, wer mit diesen verfänglichen Anspielungen wohl getroffen werden sollte.

Ihre scharfen Pfeile schwirrten nach allen Richtungen durch die Luft, trafen stadtbekannte Persönlichkeiten, die sich in ihrer Eitelkeit blähten, sowie namhafte Schriftsteller, deren Schwächen bei dieser Gelegenheit bloßgelegt wurden. Selbst die ehrwürdigen Perücken der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg wurden nicht geschont und wirbelten dichten Staub auf.

Als pädagogische Schriftstellerin hatte Katharina namentlich das Wohl ihrer Enkel, der Großfürsten Alexander und Konstantin, im Auge, für die sie eine Sammlung russischer Sprichwörter und allegorischer Märchen herausgab.

Für die gesetzgebende Versammlung, die sie im Jahre 1766 nach Moskau berief und die sich aus den Vertretern aller Städte und Stände zusammensetzte, verfaßte sie den berühmten „Nakás", eine eingehende Instruktion nach den Ideen des französischen Philosophen Montesquieu. Als Geschichtschreiberin suchte sie ihr Land gegen oberflächliche und böswillige Schilderungen zu verteidigen. Sie gab ein Wörterbuch aller Sprachen und Dialekte heraus, mit dem sie die sprachvergleichenden Forschungen zu fördern suchte.

Die Kaiserin erblickte außerdem in der Pflege der Bühne ein wichtiges Mittel der Volkserziehung für die Pflege nationaler Gesinnung. Sie schrieb selbst nicht weniger als elf Dramen, fünf einaktige Plaudereien und sieben Operntexte. In diesen Arbeiten drückten sich vier verschiedene Richtungen

ihres Geschmacks aus, ein englischer, der zu Shakespeare emporblickte, ein französischer, der sich an das Muster des sogenannten Proverbes mit den Balanzierkünsten des Pariser Dialogs hielt, ein deutscher, der in die Fußstapfen des bürgerlich moralisierenden Familienlustspiels trat und ein italienischer, der Komponisten wie Cimarosa, Sarti und Martini flüssige, musikalisch leicht zu verwertende gereimte Texte lieferte.

Die Begeisterung für den „süßen Schwan von Avon", die in Deutschland durch Männer wie Lessing, Wieland und Herder angefacht war und den jugendlichen Goethe zu seinem „Götz von Berlichingen" begeistert hatte, schlug bis an die Newa hinüber und beeinflußte die Phantasie der russischen Zarin.

Ihr Stück „Schlimme Folgen eines Waschkorbes" war eine freie Bearbeitung der „Lustigen Weiber von Windsor" mit russischen Figuren. Falstaff wurde in einen leichtsinnigen Lebemann verwandelt, der sein Vermögen im Ausland in lockerer Gesellschaft verjubelt hat und bei seiner Heimkehr seine russischen Landsleute dadurch verblüffen will, daß er bei jeder Gelegenheit mit französischen Redensarten um sich wirft.

Die Kaiserin hatte außerdem zwei dramatisierte Chroniken verfaßt, die sie selbst als „Nachahmungen von Shakespeare" bezeichnete. In der einen war Rurik, der Gründer des russischen Reichs, die Hauptperson, ein idealer Held voll Seelengröße und Heldenmut. In der andern handelte es sich um einen Feldzug gegen Konstantinopel, wobei allerlei Erinnerungen an die Eroberungspläne der Kaiserin und die philosophischen Ideen des Jahrhunderts auftauchten.

Katharina wollte mit ihren Bühnenwerken die Vorurteile ihres Volkes bekämpfen und ihre Untertanen mit den Ideen der Aufklärung bekannt machen. Sie eiferte gegen die Scheinheiligkeit, Klatschsucht und Wundergläubigkeit, machte für ihre Findelhäuser Stimmung und verriet vor allem einen unversöhnlichen Haß gegen die Freimaurer.

Sie fürchtete immer, daß der tiefe Sinn in den Bestrebungen dieser geheimen Gesellschaften von ihren unwissenden Russen gar nicht verstanden und zu plumpen Betrügereien ausgenützt werden könnte. Im Sinne der französischen Aufklärung hielt sie es für ihre Pflicht, gegen jede Art von Mystizismus zu Felde zu ziehen und immer nur auf das Erkennbare und Vernünftige hinzuweisen.

In Rußland gab es eine Sekte, die durch sonderbare Gebärden und Leibesverrenkungen Aufsehen erregte und zukünftige Dinge voraussagen wollte. Katharina hatte diese Sekte in ihrem Lustspiel „Der sibirische Schamane" verspottet, das mit vielem Beifall gegeben wurde.

Besonders empört war Katharina über den bekannten geistreichen internationalen Schwindler Cagliostro, der sich in die höchsten Kreise von Europa Eingang zu verschaffen wußte und ein Liebling der Aristokratie, vor allem der Damenwelt, wurde. Mit seiner schönen Frau, einem früheren Dienstmädchen aus Italien, reiste er von Land zu Land und versammelte überall eine große Schar von Anhängern um sich.

Cagliostro leitete sein Dasein von der Liebe eines Engels zu einer irdischen Frau ab und erfand ein eigenes maurisches System, die sogenannte ägyptische Maurerei, durch die er die Wiedergeburt

der Menschheit erreichen wollte. Seine Geschäfte machte er dadurch, daß er Schönheitswasser und Lebenstinkturen verkaufte und den Leuten einredete, er könne Gold machen.

Cagliostro kam auch nach St. Petersburg und suchte sich an die Kaiserin heranzuschmeicheln, die ihm aber vorsichtig aus dem Wege ging. Es verlautete in eingeweihten Kreisen, daß die Kaiserin ihn in ihrem neuesten Lustspiele verspottet habe, das demnächst im Theater der Eremitage aufgeführt werden sollte.

Am liebsten wäre sie darin selbst aufgetreten, denn sie fühlte das Temperament und die Wandlungsfähigkeit einer großen Schauspielerin in sich, die sich sofort in jede Stimmung zu versetzen und sie darzustellen vermag.

Dies alles beschäftigte sie, während sie merkte, daß ihr die Finger von dem vielen Schreiben steif geworden waren. Die Feder, die sie so lange gebraucht hatte, begann zu kratzen und zu spritzen. Sie wollte eine andere nehmen, als sie auf die Uhr sah. Es war bald neun. Die Vorträge mußten gleich beginnen.

Der erste, der vorgelassen wurde, war der Stadthauptmann, der die Polizeiverwaltung unter sich hatte. Er mußte ihr über alles, was in St. Petersburg vorgefallen war, Bericht erstatten, wie hoch die Lebensmittel im Preise standen, wie weit die Neubauten vorgeschritten waren und was sich die Leute über sie erzählten.

Gestern nacht hatte sich in dem elegantesten Restaurant der Residenz in der Nähe der Admiralität ein ärgerlicher Auftritt abgespielt. Ein Gutsbesitzer aus einem der südlichen Gouvernements hatte sich

an einen Tisch gesetzt, der für mehrere Herren vom Hofe bestellt war und dort in aller Ruhe sein Abendbrot eingenommen. Die Stammgäste, die später kamen, wunderten sich über den seltsamen, vierschrötigen Fremdling und machten sich über ihn lustig, als er beim Verzehren der Suppe sich den ganzen Löffel in den Mund steckte und dabei drollige schnalzende Laute von sich gab.

Eine Weile ließ sich der Gutsbesitzer in seiner Gutmütigkeit diese Späße gefallen. Endlich stand er aber auf und versetzte einem dickbäuchigen rotnasigen Herrn von der Gesellschaft, der ihn am meisten gereizt hatte, eine ungeheure Ohrfeige und verließ, ehe man seiner habhaft werden konnte, schnell das Lokal.

„Und jemand vom Hofe war es?" fragte die Kaiserin. „Ich wette, das war mein Geheimsekretär Chrapowitzki. Das ist ihm ganz gesund. Nun, wir werden ja gleich sehen. Er muß jeden Augenblick hier sein."

Nachdem der Polizeimeister sich verabschiedet hatte, trat die Kaiserin an das Fenster und bemerkte, wie auf dem Schloßhof eine alte Frau hinter einem ängstlich gackernden Huhn herlief. Sie hatte es beinahe schon gefaßt, als sie hinfiel und laut zu weinen anfing.

Die Kaiserin erfuhr, daß die Alte die Großmutter eines in der Hofküche angestellten Küchenjungen sei und schon wiederholt Hühner gestohlen habe. Katharina befahl, daß man der armen Frau fortan jeden Tag ein geschlachtetes Huhn verabfolge, damit sie nicht wieder in Versuch komme, unehrlich zu handeln.

Inzwischen war Chrapowitzki eingetreten. Er

war so dick, daß er sich kaum durch die Tür zwängen konnte. Er hielt ein schweres Portefeuille unter dem Arm und drückte sein Taschentuch an die linke Backe, weil er, wie er versicherte, furchtbare Zahnschmerzen habe.

Die Kaiserin nahm eine Papierrolle in die Hand und stieß sie ihn sanft vor den Bauch, indem sie sagte: „Ich bringe dich um, wenn du mir nicht die volle Wahrheit gestehst. Hast du nicht in der vergangenen Nacht von einem fremden Gutsbesitzer eine tüchtige Ohrfeige bekommen?“

Sie nahm ihm das Taschentuch vom Gesicht und betrachtete seine Backe, auf der noch alle fünf Finger abgezeichnet waren. Es stellte sich heraus, daß der Gutsbesitzer mit einer Bittschrift an Chrapowitzki in die Stadt gekommen war, ihn nicht zu Hause angetroffen und ihm abends, ohne zu wissen, wer er war, den Backenstreich versetzt hatte.

Die Kaiserin verfiel darüber in einen förmlichen Lachkrampf und ordnete an, daß die Bittschrift des Fremden, gleichgültig, was sie enthalte, berücksichtigt werden solle.

Bald darauf wurde der General Suwórow gemeldet, der während des Siebenjährigen Krieges und gegen die Polen, in der Krim und im Kaukasus so tapfer gekämpft hatte.

Er würdigte die Kaiserin beim Eintreten keines Blickes, sondern wendete sich nach rechts zu dem neben der Tür hängenden Bilde der Kasanschen Mutter Gottes.

Er bekreuzigte sich vor ihm, kniete nieder und verbeugte sich dabei so tief, daß er mit der Stirn den Boden berührte.

Dann trat er in derselben strammen militäri-

schen Haltung vor die Kaiserin und fiel vor ihr ebenfalls in die Knie.

„Um Gottes willen! Schämen Sie sich denn nicht?“ sprach sie leise, indem sie ihm eine Reihe von Fragen vorlegte, die er in kurzem, militärischen Ton beantwortete.

Nach dem Frühstück verbrachte die Kaiserin einige Zeit mit Stricken oder anderer Handarbeit. Sie ließ sich von Betzki aus den eben eingelaufenen Büchern einiges vorlesen. Aber sie bemerkte bald, daß der alte Mann darüber einschlief und fuhr selbst in der Lektüre fort.

Der Kammerdiener trat herein und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr, worauf sie bejahend mit dem Kopf nickte.

Es war Patjómkin, der „Zyklop“, wie man ihn seit dem Verlust seines einen Auges nannte, der hereintrat.

Was war aus dem jungen Leutnant des Sseménowschen Regiments, von dem Katharina bei dem Ritt nach Peterhof sich das Portepee an Stelle ihres verlorengegangenen geben ließ und der sie vor dem Angriff Orlows im Winterpalais gerettet hatte, inzwischen geworden?

Während des türkischen Krieges hatte er es zum Generalleutnant gebracht und von der Kaiserin ganz unerwartet folgenden Brief erhalten:

„Sie sind, wie ich mir denke, mit der Belagerung von Silistria so ausschließlich beschäftigt, daß Sie keine Zeit haben Briefe zu lesen. Ich bin bis jetzt ohne Nachricht, ob Ihr Bombardement Erfolg gehabt hat, aber ich zweifle keinen Augenblick daran, daß alles, was Sie unternehmen, keinem anderen Beweggrund entspringt als dem heißen Wunsch

mir persönlich und dem teuren Vaterlande zu dienen, das Sie lieben. Aber da ich mir andrerseits eifrige, mutige, gescheite und geschickte Männer zu erhalten suche, bitte ich Sie, sich nicht unnütz der Gefahr auszusetzen. Wenn Sie diesen Brief lesen, werden Sie vermutlich fragen, wozu er geschrieben ist. Darauf habe ich Ihnen zu antworten: Damit Sie genau wissen wie ich über Sie denke, denn ich wünsche Ihnen immerdar viel Gutes."

Als Patjómkin ein halbes Jahr darauf nach St. Petersburg kam und sowohl Orlow wie Wassíltschikow ihren Einfluß verloren hatten, richtete er an die Kaiserin ein Schreiben mit der Bitte, seine Dienste als Flügeladjutant anzunehmen.

Nach drei Tagen erhielt der hochgewachsene, riesenstarke Mann mit dem Wolfsgesicht, der so übermütig zu scherzen und so wild zu toben verstand, sein Dekret und wurde ein ebenso allmächtiger Beherrscher des russischen Reiches wie Orlow.

Der König von Preußen hatte ihn in Anerkennung seiner Verdienste um die siegreiche Beendigung des Türkenkriegs den schwarzen Adlerorden überreichen lassen, Kaiser Joseph II. ihn zum deutschen Reichsfürsten ernannt.

Patjómkin hatte, als er wieder in die Nähe der Kaiserin kam, zu verstehen gegeben, daß ihn die Kühnheit und Aussichtslosigkeit seiner Liebe zu ihr zur Verzweiflung bringen und daß er deshalb als Mönch in das berühmte Troïzkakloster bei Moskau eintreten wolle.

Katharina war viel zu sehr Weib, um einer solchen Leidenschaft widerstehen zu können, die nicht dem Himmel, sondern ihr selbst gehören mußte . . .

Und doch war sie traurig, nachdem Patjómkin

Katharina II. als Kaiserin

Nach einem Gemälde von W. Borowikowski in St. Petersburg

Graf Alexei Orlow
Stich von Carolus Townley

sie an diesem Abend nach heißen Umarmungen wieder verlassen hatte.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, denn ihr Lieblingshund war plötzlich gestorben.

Der Gedanke an das treue Tier erfüllte sie selbst mit Todesahnungen.

Sie setzte folgende Grabschrift für sich auf:

„Hier ruht Katharina II., geboren in Stettin, am 21. April (2. Mai) 1729. Sie begab sich nach Rußland im Jahre 1744, um Peter III. zu heiraten. Im Alter von vierzehn Jahren faßte sie den dreifachen Entschluß, ihrem Gatten, Elisabeth und dem Volke zu gefallen. Sie versäumte nichts, um dies Ziel zu erreichen. Achtzehn Jahre Langeweile und Verlassenheit gaben ihr Gelegenheit, viele gute Bücher zu lesen. Auf den Thron von Rußland gelangt, wollte sie das Gute und suchte ihren Untertanen Glück, Freiheit und Eigentum zu verschaffen. Sie verzieh leicht und haßte niemanden. Nachsichtig, leichten Sinnes, mit einem heiteren Naturell, einer republikanischen Seele und einem guten Herzen hatte sie Freunde. Die Arbeit wurde ihr leicht; die Geselligkeit und die Künste machten ihr Freude."

Bald nach elf Uhr begab sie sich, ihrer Gewohnheit gemäß, ohne zu Nacht gegessen zu haben, zur Ruhe.

XVI.

„Sie fragen mich," hatte die Kaiserin an ihren ‚Sündenbüßer' Grimm nach Paris geschrieben, „weshalb ich so viele Theaterstücke verfasse. Ich ant-

worte Ihnen darauf mit drei Gründen: erstens, weil es mir Spaß macht, zweitens weil ich unsere nationale Bühne gern heben möchte, die aus Mangel an neuen Stücken etwas vernachlässigt ist und drittens, weil es an der Zeit ist, die Geisterseher ein wenig zu striegeln, die anfangen die Nase hoch zu tragen. Meine Stücke haben glänzende Erfolge gehabt. Am nettesten war es dabei, daß man bei der ersten Vorstellung neulich nach dem Verfasser gerufen hat, der das ‚strengste Inkognito' trotz seines großartigen Erfolges bewahrt hat. Jedes meiner Stücke hat in Moskau bei drei Aufführungen dem Unternehmer zehntausend Rubel eingebracht."

Die „Semiramis des Nordens" hatte das Bedürfnis empfunden, nach Erledigung der Regierungsgeschäfte ihre Mußestunden im Kreise gleichgestimmter Persönlichkeiten zu verbringen und dabei die Anmut des Pariser Salonlebens an ihren Hof zu übertragen.

Für diese Abende, an denen die neuesten Erscheinungen der Literatur und Kunst besprochen, Theater- und Konzertaufführungen veranstaltet und Unterhaltungsspiele gepflegt wurden, brauchte die Kaiserin gemütlichere und künstlerisch feiner abgestimmte Räume als sie im Winterpalais vorhanden waren.

Sie ließ daher bald nach ihrer Thronbesteigung neben ihrem Schloß ein zweistöckiges Gebäude errichten, zu dessen Räumen sie durch einen verdeckten Gang und eine fliegende Brücke gelangen konnte. Sie träumte von einer Ruhe- und Erholungsstätte, wie sie Rousseau bei seiner Freundin Frau von Epinay auf deren Landhause, der Eremitage bei Paris, gefunden hatte. Dort war eins seiner erfolg-

reichsten Werke, die „Neue Heloïse“ entstanden, durch deren leidenschaftliche Schilderung der Liebe und des Naturlebens er alle Frauen bezaubert hatte.

Während auf den Straßen von St. Petersburg alles unter Schnee und Eis begraben war, sollte diese neue „Eremitage“ eine Stätte der Musen und Grazien werden, wo die Blüte des Geistes sich heimisch fühlte und erlesene Kunstwerke von hohem Wert neben den Bücherschätzen der Enzyklopädisten von den Wänden auf die Gäste herabblickten.

Auch ein kleines Theater befand sich in der „Eremitage“, in dem die Kaiserin ihre Stücke zur ersten Aufführung gelangen ließ.

Ihr soeben vollendetes Theaterstück „Der Betrüger“, das gegen Cagliostro gerichtet war, beschäftigte sie seit mehreren Wochen fast ausschließlich, als ob sie ein junger Dramatiker wäre, dessen Gestalten zum erstenmal auf der Bühne verkörpert werden und dessen ganze Stellung in der Welt von einem Theatererfolg abhängt.

Sie hatte die Dekorationen und Kostüme selbst entworfen, die Rollen verteilt, mit den Regisseuren verhandelt und war nun jeden Tag auf den Proben anwesend.

Sie saß in der Mitte des Zuschauerraums, verfolgte die Vorgänge auf der Szene mit größter Aufmerksamkeit und machte sich auf einem großen Bogen fortwährend Notizen. Mehrfach unterbrach sie auch die Proben und rief: „Bitte langsamer!“, „Ich verstehe kein Wort!“, „Große Pause!“, „Sehr gut“.

Sie lachte, wenn der Humor einzelner Szenen nicht recht zum Ausdruck kommen wollte, um die Künstler in gute Laune zu versetzen.

„Etwas mehr Praliné-Stimmung!“ bemerkte sie bei einem Salongespräch, das zu derb und zu laut geführt wurde.

Einmal sprang sie sogar auf die Bühne und spielte der Darstellerin eine ganze Szene vor. Alle waren entzückt von ihrem Talent und meinten, sie mache es viel besser als die Schauspielerinnen von Beruf wie die Clairon.

Der Schwindler Cagliostro war in dem Stück unter dem Namen Kalifálksherston als ein Mann von einnehmenden Formen geschildert, der abgefaßt und der Polizei übergeben wird, als er mit einer größeren Summe von Gold und Diamanten durchbrennen will.

Die Kaiserin war von dem Wert ihres Lustspiels so überzeugt, daß sie sich mit dem Berliner Buchhändler und Schriftsteller Nicolai, dem Freunde Lessings, in Verbindung setzte, daß er es in deutscher Übersetzung veröffentliche.

Der Verfasser des Romans „Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker“ saß in seinem Hause in der Brüderstraße in unmittelbarer Nähe des preußischen Königsschlosses die Nächte hindurch über seine Korrekturbogen gebeugt und setzte auf den Titel seiner Übertragung statt des Namens der Verfasserin nur die Buchstaben „Von I. K. M. d. K. a. R.“, was heißen sollte: „Von Ihrer Kaiserlichen Majestät, der Kaiserin aller Reussen.“

Die Kaiserin brachte gern das Gespräch auf die deutsche Literatur, von der sie meinte, daß sie die ganze Welt hinter sich lasse und mit Riesenschritten marschiere.

„Wieland und sein Roman ‚Die Abderiten‘

haben mir das Zwerchfell wunderbar erschüttert," bemerkte sie einmal.

Katharina betrachtete während einer Probe ihres Stückes den Theatersaal und traf noch einige Anordnungen wegen der Verteilung der vorderen Sitzplätze. Die übrigen Plätze stiegen, mit Samt ausgeschlagen, als einzelne Sessel im Halbkreis empor. Der Raum, der nur wenige hundert Personen umfaßte, war dem römischen Theater nachgebildet, das Palladio für die italienische Stadt Vicenza entworfen hatte. Auch Stücke des französischen Repertoires, namentlich die Tragödien von Corneille und Racine, wurden dort aufgeführt. Ebenso gelangten die bekanntesten Opern jener Zeit mit ersten Sängern und Kapellmeistern zur Aufführung.

Patjómkin hatte sich mit Mozart in Verbindung gesetzt, um ihn zur Übersiedelung von Wien nach St. Petersburg zu veranlassen. Aber der Meister, der sich von seiner Heimat nicht trennen wollte, berief sich auf sein leidendes körperliches Befinden und schlug die Einladung aus.

Die musikalische Einleitung, die für die Aufführung des „Betrügers" komponiert war, interessierte die Kaiserin nicht. Trotzdem erweckte sie den Anschein, als ob sie aufmerksam zuhöre. In Wahrheit war ihr jede Art von Musik nicht nur gleichgültig, sondern unangenehm bis zur schmerzhaften Empfindung. Während ihr Gehör jede Art von Geräusch auch in weiter Entfernung aufs feinste empfand, war ihr der Sinn für Harmonie vollständig verschlossen. Jede Art von Gesang oder Instrumentalmusik wirkte auf sie qualvoll, weil sie mit dem rechten Ohr eine andere Tonstärke und Tonart als mit dem linken hörte. Ohne die Kunst ihrer

großen Selbstbeherrschung würde sie niemals imstande gewesen sein, ein Konzert bis zu Ende anzuhören.

Katharina hatte, um auch im Ausland die Aufmerksamkeit auf ihr Lustspiel zu lenken, folgenden Aufsatz verfaßt, den sie in der Petersburger Zeitung erscheinen ließ:

„Dies Lustspiel war ein Bedürfnis unserer Zeit. Denn obwohl unser Jahrhundert von allen Seiten das Kompliment erhält, das philosophische Jahrhundert zu heißen und obwohl wir demselben das große Wort: Aufklärung! schon zum voraus zur Grabschrift bestellen, so werden dennoch überall eine Menge Köpfe von einem so anhaltenden Schwindel ergriffen, daß die Göttin der Weisheit sich genötigt sieht, die komische Muse um Arzenei für diese Kranken zu bitten. Man möchte seinen eigenen Augen nicht trauen, so oft man liest, was für wunderbare Dinge um und neben uns vorgehen. Man zitiert Geister, sieht durch dicke Wände, hält Versammlungen mit Verstorbenen, destilliert Universaltinkturen und schützt sich auf ewig gegen den Tod. Man schmiedet Diamanten, kocht Gold, trägt den Stein der Weisen schon in der Tasche, zaubert ohne weitere Umstände den Mond herab und reißt die Welt aus ihrer Achse. Paris und Berlin mußten mit ihren Akademikern und Philosophen in Atem gesetzt werden, um den Betrügern den Heiligenschein abzureißen. Jedoch der glückliche Norden bedurfte dieser mächtigen Anstalten nicht. Ein lachendes Lustspiel reicht hin die schwindenden Köpfe zu heilen und die gesunden auf immer zu schützen. Das verzauberte Schloß, gegen welches anderer Orten Justiz und Philosophie mit Katapulten und Ballisten an-

zieht, wird hier mit dem Knallpulver des Witzes gesprengt."

Diese Aufführung erhielt einen besonderen Glanz durch die Anwesenheit des Prinzen Heinrich von Preußen, der in Stockholm seine Schwester, die Königin Louise Ulrike besucht hatte und nun über Finnland nach St. Petersburg gekommen war, um die Kaiserin im Namen seines Bruders, des Königs von Preußen, zu begrüßen.

Katharina hatte für den hohen Gast das Woronzóffsche Palais in der Gartenstraße nahe dem Newski Prospekt herrichten lassen, das jahrelang unbewohnt gewesen war. Es war vom Grafen Rastrelli erbaut worden, dem italienischen Künstler, von dem auch die Pläne zum Winterpalais stammten.

Die Kaiserin hatte sich auf den Besuch des Prinzen aufrichtig gefreut, denn es war über ein Vierteljahrhundert dahingegangen, daß sie kein Mitglied der preußischen Königsfamilie zu Gesicht bekommen hatte. Sie dachte an ihren Aufenthalt in Berlin, als sie, eben der Kindheit entwachsen, ihre Brautfahrt unter so seltsamen, vor aller Welt geheimgehaltenen Umständen nach dem hohen Norden antrat.

Als der jugendliche König mit so starker innerer Bewegung ihr die Hand auf die Stirn legte und sie ihm in die großen blauen Augen sah, deren Blick sie erst später in seiner wahren Bedeutung verstand! . . .

Aus dem jugendlichen Monarchen, der schon damals das Wort geprägt hatte: „Der Fürst ist nicht der unumschränkte Herr, sondern nur der erste Diener seines Volkes", war inzwischen der Sieger in drei, von aller Welt bewunderten Feldzügen und aus diesem wieder der „Philosoph von Sanssouci"

geworden, der mit Gelehrten, Künstlern und Dichtern wie mit seinesgleichen verkehrte und damit ein Vorbild für die Feste in der Eremitage gegeben hatte.

Katharina hatte den Prinzen Heinrich während seines Aufenthalts in ihrer Residenz gebeten von der Beobachtung jeder Etikette abzusehen, da sie ihn möglichst oft und zu jeder ihm bequemen Stunde sehen wollte. Sie überhäufte ihn mit Ordensauszeichnungen und Geschenken und machte ihn zum Mittelpunkt von üppigen Festlichkeiten, die sie ihm zu Ehren veranstaltete.

Vor ihrer Nation wollte sie als echte Russin erscheinen, die bei einem Aderlaß ihrem Arzte zurief, er möge ihr den letzten Tropfen deutschen Blutes abzapfen.

Jetzt aber sah sie wieder die Bilder an der Wand im Schloß ihrer Eltern, wo sie noch nichts von den Lockungen, Gefahren und Triumphen des Lebens wußte, ihr freundlich zunicken.

Prinz Heinrich, dessen Licht durch den helleren Stern seines Bruders immer verdunkelt wurde, trat in der nordischen Hauptstadt zum ersten- und letztenmal als Mittelpunkt in die volle Beleuchtung eines Hoflebens, wie es prächtiger kein anderer Fürstensitz in Europa entfalten konnte.

Äußerlich wirkte er wenig auffallend, als er am Arm der Kaiserin, die er im Wuchs kaum überragte, durch die Säle der Eremitage schritt. In seiner einfachen dunkelblauen Uniform, seinem schwarzbraunen Haar, seinen großen, aber kalten Augen und seinem sehr hohen Toupet erschien er, wenn er sich kaum merklich verbeugte, keineswegs wie ein Adonis. Er blieb immer ernst, höflich und kühl. Katharina wußte ihn aber allmählich zum Sprechen zu bringen.

Sie war in dieser Zeit überhaupt von einer so glücklichen Stimmung, daß sie alles um sich her bezauberte. In jeder Woche konnte sie ihrem Gast neue Siegesnachrichten aus dem Türkenkriege vorlegen. Wenn sie sich mit ihrem Gast zu Tisch setzte erfuhr sie, daß ihre Truppen mit fliegenden Fahnen in eine feindliche Festung eingezogen waren und den kaiserlichen Doppeladler statt des Halbmondes auf den Mauern aufgepflanzt hatten. So waren Bender, Akjermann und Brailow mit Sturm genommen worden. Selbst auf der Sophienkirche sah man schon in stolzen Träumen die Kreuzesfahne wehen.

Katharina selbst siegte mit den Waffen des Geistes im Kampf für Wahrheit und Aufklärung.

Die Aufführung des „Betrügers" hatte einen noch größeren Erfolg als man erwarten durfte.

Es trat darin zunächst ein äußerst beschränkter Philister Samblin auf, der sich mit seiner hysterischen Frau ganz in den Händen des Betrügers Kalifálksherston befindet. Dieser spiegelt den Leuten vor, in zwei Kesseln Gold und Edelsteine in der Glühhitze erzeugen zu können. Ein junger Mann, der Samblins Tochter liebt, geht, um den Betrüger zu entlarven, scheinbar auf seine Pläne ein. Es traten noch ein paar Nebenfiguren auf, ein lustiges Dienstmädchen, das ganz nach Molièreschem Rezept charakterisiert war, ein Franzose, der gebrochen Deutsch sprach und eine französisch radebrechende Madame Gribusch.

Im ersten Akt erschien Kalifálksherston im Selbstgespräch, während er auf- und abging und sich bald nach dieser, bald nach jener Seite stumm verneigte.

Der Darsteller des Kalifálksherston sagte eben zu Samblin leise: „Ich habe gerade Alexander den

Großen zum Besuch!“ und als ihn dieser fragte, wie das zugehe, antwortete er: „Sehen Sie so. Ich war mit ihm bekannt als er Persien eroberte. Er zog damals mit seinem Heer durch meine Güter und ich überreichte ihm ein Ankerchen Wein von meinem eigenen Weinberge, welcher ihm so wohl gefiel, daß er mit seinen Generalen drei ganze Tage in meinem Hause verweilte. Er aß und trank mit mir zusammen und stand am letzten Abende mit einem ganz artigen Räuschchen vom Tisch auf.“ „Ei, lieber Freund,“ meinte hierauf Sablin, „das ist ja lange her und du erzählst es so, als wenn's seit einer Woche geschehen wäre!“ Hierauf bemerkte Kalifálksherston: „Es ist in der Tat nicht sehr lange her! Ungefähr zweitausend Jahre, mehr wird's nicht sein.“

Alle brachen in den dicht besetzten Zuschauerreihen in lautes Gelächter aus, in das die Kaiserin einstimmte. Prinz Heinrich gab das Zeichen zum allgemeinen Applaus.

Als zum Schluß der Betrüger eine mächtige Ohrfeige bekam und mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt wurde, fand die Begeisterung der Hofgesellschaft kein Ende. Alle umringten die Kaiserin und küßten ihr die Hände. Sie erschien als weiblicher Molière.

Es war die Zeit, in welcher der Dichter Dersháwin sie in seiner Ode „An Felica“ mit folgenden Versen verherrlicht hatte:

„Nur du, du kannst die Macht bewähren,
Die helles Licht aus Dunkel schafft,
Du teilst das Chaos ein in Sphären,
Du gibst dem Ganzen Halt und Kraft;
Glück aus der Leidenschaft, der wilden,
Einklang aus wildem Mißklang bilden,
Das, Zarin, kannst nur du allein.

So weiß im Meer, im endlos weiten,
Der Steuermann sein Schiff zu leiten
Und fängt den Sturm im Segel ein.
O, daß im Staube meiner Füße
Ich in dein wonnig Antlitz sehn
Und hören kann dein Wort, das süße —
Dies will ich vom Allmächt'gen flehn!
Mein Bitten soll zum Himmel dringen,
Daß er mit saphirlichten Schwingen
Dich überdecke unsichtbar.
Daß Krankheit, Unglück nie dich beuge
Und deiner Taten Ruhm einst steige
Auf vor der Nachwelt sternenklar."

Nach Schluß der Theatervorstellung lud die Kaiserin ihre Gäste ein, sich durch die verdeckten Gänge und Brücken, die in einen blühenden Laubengang verwandelt waren, in die Gesellschaftsräume ihrer Eremitage zu begeben.

Wenn sie in Wort und Schrift so oft ihre republikanische Gesinnung verfochten hatte, suchte sie bei einer solchen Gelegenheit im Kreise von hohen Staatsbeamten, Künstlern und Gelehrten diese Anschauung zur Wahrheit zu machen.

Bei diesen Zusammenkünften und Festlichkeiten herrschte durchaus die größte Ungezwungenheit. Am Eingang hatte die Kaiserin eine Verordnung mit „zehn Geboten" anschlagen lassen, nach denen sich jeder der Anwesenden genau richten mußte. Sie wurden darin ersucht, alle Rang- und Titelbezeichnungen mit den Hüten und Degen in der Garderobe abzugeben, im Gespräch nicht heftig zu werden, nichts übel zu nehmen und den Klatsch, den man hören würde, nicht herumzutragen.

Wer auf das Zeugnis zweier Personen gegen eines dieser Gebote verstoßen hatte, sollte ein Glas

kaltes Wasser trinken und eine Seite des „Telemach“ lesen. Wer gegen drei dieser Gesetze verstieß, mußte sechs Seiten des „Telemach“ auswendig lernen. Der Gedanke an die fürchterliche Langeweile, die der Erziehungsroman des französischen Erzbischofs ausströmte, wirkte als schwere Strafe. Wer aber alle zehn Vorschriften verletzte, sollte überhaupt bei diesen Festabenden in der „Eremitage“ nicht wieder erscheinen dürfen.

Die Kaiserin verlangte ausdrücklich, daß niemand vor ihr aufstehe und bestand darauf, daß sie von allen geduzt würde.

Einer von den jüngeren Offizieren, mit dem sie ein Gespräch begann, geriet dabei so in Verwirrung, daß er sie beständig „Deine Majestät!“ nannte.

Auf dem Dach der Eremitage war ein wundervoller Garten angebracht, der im Winter durch unterirdische Gewölbe geheizt wurde und in dem man auch, wenn der Schnee auf den Dächern schimmerte, zwischen Blumen, Büschen und Laubbäumen spazieren gehen konnte. Auf den Zweigen zwitscherten buntgefiederte Vögel und in den Bassins plätscherten Springbrunnen, während berühmte Gesangskünstler ihre Liebesarien vortrugen, gefeierte Schauspielerinnen Monologe aus den Tragödien von Racine und Voltaire vortrugen und Meister des Pinsels und Meißels ihre eben vollendeten Schöpfungen vorführten.

Als eine besonders beliebte Sängerin ein unverhältnismäßiges hohes Honorar für ihre Mitwirkung in einem Konzert verlangte, sagte die Kaiserin: „Liebes Kind, so viel bekommt ja keiner meiner Marschälle während des ganzen Jahres,“ worauf die

Künstlerin schnippisch erwiderte: „Nun, Majestät, so lassen Sie sich doch von Ihren Marschällen etwas vorsingen."

Der festliche Zug der Gäste rauschte an all den herrlichen Kunstwerken vorbei, welche die Kaiserin durch ihre diplomatischen Agenten und literarischen Freunde in den Galerien von Paris, London und Rom für ungeheure Summen erstanden hatte, um ihren Freunden den Anblick venezianischer Paläste, die sich im Wasser der Kanäle spiegeln, der Kirchen und Gärten Roms, der Wunder von Neapel und Capri und der Herrlichkeiten Siziliens zu gewähren. Über die römische Kampagna und das Meer ergoß der Mond sein bleiches Licht. Neben Murillos Madonnen und Rembrandts geistesfrischen alten Männern zeigte sich der berühmte Meierhof des holländischen Tiermalers Potter mit der berühmten Kuh, die manche in einer schicklicheren Beschäftigung zu sehen wünschten.

In den Schränken waren der Nachlaß Diderots und die ganze, aus siebentausend Bänden bestehende Bibliothek Voltaires aufgestellt. Die roten Maroquinbände zeigten an den breiten Rändern die Notizen mit Bleistift, die Papierzeichen, die Wachströpfchen und die Ohren, die der „Philosoph von Ferney" darin beim Umblättern mit seinen knochigen Fingern zurückgelassen hatte.

Lebensgroße und kleinere Büsten von ihm aus der Meisterhand Houdons standen aus Porzellan und Bronze in mehreren Zimmern.

Selbst Prinz Heinrich war nicht wiederzuerkennen, als er lächelnd und gesprächig im Gefühl voller Befriedigung die festlichen Räume verließ.

Nun brauchte sich die allgemeine Fröhlichkeit keine weiteren Schranken aufzuerlegen.

Beim Pfänderspiel war die Aufgabe gestellt, daß man sich auf die Diele setzte. Als die Reihe an die Kaiserin kam, erhob sie sich ohne weiteres vom Kartentisch, nahm ihre Röcke zusammen und rutschte mit ihrer molligen Figur zur allgemeinen Belustigung ebenfalls wie ein ausgelassenes Baby auf dem Parkett umher.

Die Kaiserin bevorzugte das aus Ungarn stammende Kartenspiel Makao, bei dem man vom Bankier eine Karte bekommt und die anderen hinzukaufen muß. Aß zählte dabei eins, die Bilder galten als Null, die übrigen nach der Zahl. Es kam darauf an, neun Augen zu erzielen, was als „großer Schlag" galt. Der Gewinn wurde in Diamanten ausgezahlt, die in kleineren Schalen vor jedem Spieler aufgehäuft lagen.

Katharina nahm es nicht einmal übel, als einer ihrer Kammerherrn mit der Bemerkung, sie gebe immer falsch zu, die Karten ärgerlich auf den Tisch warf und einfach davon ging.

Die Kaiserin führte mit der Prinzessin Daschkow ein Konzert ohne Noten auf, das sie die „Musik der Sphären" nannte und worin sie die selbstgefälligen Mienen und Grimassen der bekanntesten Virtuosen jener Zeit vorführten.

Hierauf veranstalteten beide Frauen ein Katzenkonzert. Katharina kopierte das Knurren eines Katers in drolliger Weise, indem sie halb sentimentale, halb lächerliche Laute von sich gab, sich nach Katzenart zusammenkrümmte und einen Buckel machte. Sie hatte die Hand als Pfote gekrümmt und versetzte damit, während sie kläglich miaute, dem nächsten in ihrer Umgebung einen Schlag.

Katharina besaß einen Affen, ein allerliebstes Tierchen, das die Teilnehmer an diesen Abenden sehr belustigte und nur die unangenehme Eigenschaft besaß, den Herren, die es liebkosen wollten, das hellfarbige Ordensband zu benässen.

Die Herrscherin schickte jedem, dem ein solcher Unfall zustieß, sogleich ein neues Stück Band und hielt ihrem Leibaffen eine eindringliche Strafpredigt.

Sie war ganz und gar der „Lustigmacher", wie sie sich selbst an solchen Abenden mit Vorliebe nannte.

Sie brauchte nicht zu fürchten, daß sie die Majestät einbüßte. Sie konnte sie jeden Augenblick wieder aufnehmen.

Das geschah auch, als sie sich einem jungen Offizier zuwendete, der solange still und beobachtend in einer Ecke gestanden hatte und dessen scharfe Gesichtszüge auf mancherlei bittere Erfahrungen und Enttäuschungen im Leben schließen ließen.

Es war der Jugendfreund Goethes, Maximilian Klinger, jener deutsche Dichter, der mit seinem Schauspiel „Sturm und Drang" dem Gären einer ganz neuen Literaturperiode den Namen gegeben hatte. Von einem unsteten Freiheitsdrang erfüllt, zwischen der Literatur und dem Waffenhandwerk schwankend war er, da sich ihm in Deutschland keine passende Stellung bot, nach St. Petersburg übergesiedelt und dort in russische Dienste getreten.

Katharina hatte ihn zum Hofmeister bei ihrem Sohn, dem Großfürsten Paul ernannt, den er auf seiner Reise durch fast ganz Europa begleiten durfte.

„Nun mein lieber, mit dem Wasser des Mainstroms getaufter Russe, weshalb so in Trübsinn versunken? Schickt sich das für einen ‚Löwenblutsäufer',

der mit Shakespeare Blindekuh spielen und mit seinem Kraftgenie die ganze Welt aus den Angeln heben wollte? Nichts für ungut, aber mir kam das meiste an dieser ganzen Richtung immer wie ein ästhetischer Schnepfendreck vor, den mein Magen nicht vertragen konnte."

Klinger nickte mit wehmütigem Lächeln zustimmend und erwiderte: „Wir Deutschen mußten durch diese Verzerrung gehen, bis wir sagen konnten, so und nicht anders behagt's dem deutschen Sinn. Das Gewitter hat sich schon längst ausgetobt. Mein Freund Goethe hat uns alle überholt und uns mit seinen herrlichen Dichtungen wieder den Weg zur einfachen Natur und Schönheit erschlossen. Er hat mich gründlich kuriert, als ich mich vor meiner Übersiedlung nach St. Petersburg von ihm in Weimar verabschiedete."

„Wie groß ist eigentlich Weimar?"

„Es enthält nicht mehr als fünftausend Einwohner, ist aber die geistige Hauptstadt von Deutschland geworden."

„Also nicht größer als der zwanzigste Teil von meiner Residenz? Eigentlich also ein großes Dorf. Wie ist das nur möglich? Dort lebt auch ein gewisser Herder. Seine philosophischen Ideen erinnern mich oft an Voltaire und Diderot. Was ist er seinem Beruf nach?"

„Er lebt dort in einer hohen geistlichen Stellung."

„Nun, wenn er ein Philosoph ist, kann er kein Geistlicher sein, und wenn er ein Geistlicher ist, keine philosophischen Bücher schreiben. Aber wie war es mit Goethe?"

„Goethe, der sich schon zum Staatsmann vor-

Reiterstandbild Peters des Großen auf dem Petersplatz in St. Petersburg

Heiratsmarkt im Petersburger Sommergarten

Enthüllung des Denkmals P

Großen in St. Petersburg

bereitete, nahm mich als alten Freund mit gewohnter Herzlichkeit auf. Ich lag an seinem Halse und er umfaßte mich mit inniger Liebe. ‚Närrischer Junge', rief er und küßte mich auf beide Backen. Ich zog darauf ein Manuskript aus der Tasche, um ihm von meinen Sachen etwas vorzulesen. Er hörte wohl eine Viertelstunde zu. Dann sprang er aber vom Stuhl auf, rief: ‚Was hast du da wieder geschrieben! Das halte der Teufel aus!' und lief ärgerlich im Zimmer hin und her."

„Und eine solche Behandlung hat sich der Tyrannentöter, der Sturmvogel der deutschen Literatur, gefallen lassen?"

„Was sollte ich sagen! Ich glaubte das Urteil der ganzen Welt zu hören. Von der Persönlichkeit Goethes kann sich niemand eine Vorstellung machen. Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch gelebt hat. Ich stand ganz ruhig auf," fuhr Klinger fort, „steckte das Manuskript wieder in die Tasche und sagte: ‚Kurios! Das ist nun schon der zweite, mit dem mir das heute begegnet ist.'".

„Bravo!" rief die Kaiserin, indem sie in die Hände klatschte. „Diese Gefaßtheit gefällt mir und beweist, daß ich mich nicht geirrt habe, als ich diesen Vogel für meinen nordischen Käfig einfing. Ich weiß, er fühlt sich glücklich bei mir, bleibt gern in St. Petersburg und bringt es hoffentlich noch zum General."

Die Kaiserin blinzelte zu einer jungen interessant aussehenden Dame hinüber, einem Fräulein Alexéjew, die als Nichte ihrer Ehrendame und nächsten Vertrauten Protassow erzogen, in Wirklichkeit aber eine Tochter Katharinas aus dem Liebesverhältnis zu Gregor Orlow war.

Klinger machte der jungen Dame auffallend den Hof und wurde darin von der Kaiserin ermutigt.

Man erzählte sich allgemein, daß beide sich mit Bewilligung der Herrscherin bereits verlobt hatten und daß Klinger zu hohen Stellungen berufen sei.

Die mächtige Zarin eine Deutsche und ihr Schwiegersohn einer der bekanntesten deutschen Dichter.

Wohl hatte man Ursache den Kopf zu schütteln.

Als Katharina sich mit Patjómkin in ihre Gemächer zurückzog, warf sie einen Blick in das auf ihrem Nachttisch liegende Buch, die Liebesgeständnisse der schönen Ninon de Lenclos, die noch mit achtzig Jahren die Männer bis zur Raserei in sich verliebt machte und in jungen Jahren vor dem Einschlafen gebetet hatte: „Lieber Gott! Mache aus mir einen anständigen Menschen, aber niemals eine anständige Frau."

XVII.

Die Einweihung des Reiterdenkmals, das Peter den Großen darstellte, verzögerte sich von Jahr zu Jahr.

Falconet, der Bildhauer, schalt über die „Kamarilla" am russischen Hofe, die sich eine Beurteilung künstlerischer Arbeiten anmaße, ohne auch nur das geringste Verständnis dafür zu haben. Die Kaiserin suchte den leicht verletzten Mann zu beruhigen und schrieb ihm wiederholt, daß er guten Humors bleiben und an dem für richtig Gehaltenen trotz aller Einsprüche nichts ändern möge.

Man machte ihm vor allem Vorwürfe wegen seines symbolischen Motivs, durch das die Einheit der künstlerischen Wirkung bei diesem Denkmal angeblich zerstört worden sei. Falconet hatte unterhalb des Pferdes dort, wo der steinerne Block sich rückwärts neigt, eine Schlange angebracht, die von dem rechten Hinterfuß des aufspringenden Tieres zertreten wird. Er wollte mit diesem Sinnbild den Neid und die Hinterlist andeuten, die sich gegen das Reformwerk des Zaren aufbäumten. Außerdem hatte dies Motiv auch eine wichtige praktische Bedeutung, denn die Schlange gab durch ihre Verbindung mit dem Schweif des Rosses einen unentbehrlichen dritten Stützpunkt für die Massen von Erz, die für dieses Reiterdenkmal zur Anwendung gekommen waren.

Je mehr Falconet seine Arbeit verleidet wurde, desto stärker entwickelte sich sein Selbstgefühl. Immer wieder hatte man ihm in Übereinstimmung mit der Ansicht Winckelmanns, von welcher die ganze Kunstwelt beherrscht wurde, das Reiterdenkmal des Marc Aurel auf dem Kapitol in Rom als unerreichtes Vorbild entgegengehalten. Falconet suchte diese Meinung zu bekämpfen und schrieb eine ausführliche Abhandlung, in welcher er nicht nur seinen Standpunkt mit Schärfe vertrat, sondern auch auf die unzähligen Hindernisse hinwies, auf die er bei der Vollendung seines Werkes gestoßen war. Seine besten Jahre hatte er an diese Arbeit verschwendet.

Nun schien sich selbst die Kaiserin auf die Seite seiner Gegner zu stellen. Sie fand den steinernen Block zu niedrig und hatte sich eine ganze Kavalkade mit Peter dem Großen in der Mitte gedacht,

der die Häuser seiner Stadt überragen sollte, während er jetzt höchstens nur bis an das erste Stockwerk heranreichte. Sie schickte dem Bildhauer einen neuen Entwurf, den sie selbst gezeichnet hatte.

Falconet erhielt ihn in seinem Atelier, während er gerade den Bronzeguß des Denkmals leitete. Er warf das Blatt beiseite und murmelte: „Auf diesem Schiff bin ich Kapitän. Da lasse ich mir von keiner Dilettantin dreinreden, auch wenn sie eine Krone auf dem Kopf trägt. Man muß nicht alles verstehen wollen."

Die Kaiserin fuhr wiederholt nach dem Senatsplatz an der Newa, wo das Denkmal aufgestellt werden sollte, um sich von der Art seiner perspektivischen Wirkung selbst zu überzeugen.

Auf dem Wege dorthin kam sie am zweiten Pfingstfeiertage an dem schönen, neben dem Fluß gelegenen Sommergarten vorbei, der mit seinen Eichen und Linden sowie den bunten Blumenbeeten ein reizendes Bild bot. In diesem Garten fand gerade eine originelle Brautschau statt, die alle Jahre um diese Zeit wiederkehrte. Eine große Anzahl von Kaufmannssöhnen, die in den heiligen Stand der Ehe treten wollten, hatte sich mit ihren Vätern dort eingefunden. Ebenso hatten sich die jungen Mädchen unter dem Schutz ihrer Mütter, die hinter ihnen standen, in langen Reihen gruppiert.

Die verliebten Herrchen gingen an ihnen langsam vorüber und verfolgten sie mit prüfenden Blicken. Jedes Fräulein erstrahlte in ihrem Feiertagsschmuck, für den alles herbeigeholt war, was Schränke und Truhen nur irgendwie hergeben wollten. Mit Ringen für Finger und Ohren, mit Gürteln und Schnallen und Kopfschmuck jeder Art wurde

die Heiratskandidatin möglichst reich und verlockend ausstaffiert.

Katharina verfolgte dies Schauspiel aus der Entfernung, wo sie niemand bemerkte, da sie sich hinter einem Gebüsch versteckt hatte. Sie bemerkte dabei, wie eine Mutter ihrem Töchterchen sogar sechs Dutzend vergoldete Teelöffel an zierlichen Ketten um den Hals, drei Dutzend Eßlöffel vorn am Mieder und zwei große Punschlöffel hinten auf den Rücken gebunden hatte, um an die reiche Aussteuer ihres Lieblings zu erinnern.

Als die Kaiserin über den Rasen zum Ausgang schreiten wollte, fand sie dort zwischen zwei Blumenbeeten einen Posten stehen. Sie fragte ihn, was er an dieser Stelle zu tun habe, erhielt aber nur die Antwort: „Majestät, es ist befohlen!“

Katharina ließ sich durch ihren Adjutanten bei der Wache erkundigen, welche Bedeutung es mit diesem Posten habe, erhielt aber nur den Bescheid, daß er das ganze Jahr, Sommer und Winter, gestellt werde.

Zu welchem Zweck sei indessen nicht bekannt.

Die Angelegenheit wurde bei Hofe zum Tagesgespräch und kam endlich auch der Dienerschaft zu Ohren.

Da meldete sich ein alter Kutscher bei der Kaiserin und erinnerte sie daran, wie sie einmal an einem der ersten Frühlingstage vor ungefähr zwanzig Jahren zwischen dem schmelzenden Eise ein Schneeglöckchen wahrgenommen habe. Es sei damals von ihr ausdrücklich befohlen worden, man möge dafür sorgen, daß es nicht abgepflückt werde. Seitdem habe man eine Schildwache dort hingestellt, die noch nicht wieder eingezogen worden sei.

Alle Anwesenden lachten.

Aber die Kaiserin blieb ernst und rief aus: „Recht so! Mit Leuten von solcher Beharrlichkeit und Treue konnte Patjómkin die Türken besiegen!“

Sie ließ dem Posten ein ansehnliches Geschenk auszahlen.

Die Kaiserin fand, als sie in ihr Schloß zurückkehrte, einen Brief von Falconet vor, in dem der Künstler sie bat, wieder nach Paris zurückkehren zu dürfen. Er habe volle zwölf Jahre sich nur mit dieser einen Aufgabe beschäftigt und fühle sich nun erschöpft und ruhebedürftig. Abgesehen davon, daß für die Enthüllung des Denkmals sich noch immer kein Zeitpunkt bestimmen lasse, sei seine Rückkehr nach Frankreich schon deshalb notwendig, weil er das Klima in St. Petersburg nicht länger ertragen könne.

Katharina war empört über den Ton dieses Briefes. „Ich bin nicht gewöhnt, daß mir meine Leute in dieser Weise kündigen. Ich entlasse sie, wenn ich es für gut befinde. Aber wenn er es durchaus will, mag er gehen.“

Falconet erhielt den Restbetrag seines Honorars, das im ganzen 92000 Rubel betrug, und verließ St. Petersburg, ohne von der Kaiserin zum Abschied empfangen zu werden.

Drei Jahre darauf, als er in Paris eine reinere künstlerische Luft atmete, erfuhr er, daß sein Denkmal in der Newaresidenz eingeweiht worden war.

Es geschah an einem Augusttage 1782, der sich zunächst trüb und regnerisch anließ, aber bis zum Beginn der Feier um vier Uhr nachmittags sich wieder aufklärte.

Mehrere Tage zuvor war der hölzerne Zaun,

der das Monument umgeben hatte, abgebrochen und durch eine hochgezogene Leinwand ersetzt worden, die mit einer Berglandschaft bemalt war.

Ein Aufgebot von fünfzehntausend Soldaten war im weiten Umkreis um das Denkmal aufgestellt worden, während sich dahinter eine dichte Menschenmenge aus allen Ständen aufgestellt hatte.

Aus allen Teilen St. Petersburgs und der ländlichen Umgebung der Stadt, aus Moskau und den entfernt gelegenen Gouvernements waren unzählige Tausende herbeigeströmt, Beamte, Gelehrte, Künstler, einfache Bürger und Bauern.

Modedamen drängten sich vor mit Hüten von der Größe eines Wagenrades, auf denen kleine Schornsteine von Seide und bunte Reiherfedern wippten und mit Reifröcken, die sich weit aufbauschten und Wolken von Staub aufwirbelten.

Modegecken erschienen in ihren Allongeperücken mit spitzen Hüten und engen Kniehosen, die mit Schleifen benäht waren. Popen zeigten sich in den Reihen mit ihren schwarzen Gewändern. Straßenverkäufer boten kühlende Getränke wie den aus Roggenbrot gegorenen Kwas an.

Die Kaiserin kam den Fluß aufwärts in einem reich geschmückten Boot angefahren und landete an einer Stelle des Ufers, wo sie von den Mitgliedern des Senats empfangen und zu dem Bogen an ihrem daneben befindlichen Gebäude geleitet wurde.

Die Kaiserin erschien auf dem Balkon des Senats in einem prachtvollen hellgrünen Samtkleide mit der Brillantkrone auf dem Kopf. Über dem Mieder aus Goldbrokat hingen zwei Ordensbänder. Zwei große silberne Sterne glänzten an ihrer Brust.

Sie sprach eine Weile mit allen, die in ihrer

Nähe standen und ihr die Hand küßten. Man konnte es von weitem erkennen, wie die Bedeutung dieses Augenblicks, der ihr die Erfüllung so lange gehegter Wünsche brachte, sie bewegte.

Helle Tränen rollten ihr über das Antlitz, als sie sich nach allen Seiten tief verneigte und hierauf das Zeichen zur Enthüllung gab.

Langsam sah man von der herabsinkenden Leinwand den Kopf des großen Herrschers hervortreten. Die Sonne, die über den Fluß ihre goldenen Strahlen leuchten ließ, malte jeden Zug dieses Antlitzes bis in die feinsten Linien aus.

Diese flammenden Augen unter den leidenschaftlich aufgezogenen Augenbrauen, der tief ausgefurchten Stirn und dem mit einem Lorbeerkranz bedeckten Haar erinnerten nicht mehr an einen Menschen, sondern entsprachen einem göttlichen Wesen, das zur Erde herabgestiegen war, um ein ganzes Volk aus seiner bisherigen Erniedrigung zu erlösen.

Jetzt wurden der Kopf des schnaubenden Rosses sichtbar und die Rechte des Herrschers. Sie war gebieterisch und segnend zugleich in der Richtung zur Newa und darüber hinweg zur Festungsinsel ausgestreckt, wo aus den Morasten des Stromes zuerst die Zitadelle und dann die Hauptstadt seines Reiches herauswuchsen.

Es konnte kein Zweifel darüber entstehen, daß gerade die Ausführung der Schlange, die zuerst befremdet hatte, die der Komposition zugrunde liegende Idee in vollkommener Weise zum Ausdruck brachte.

Der Granitblock trug auf der einen Seite in russischen Buchstaben die Inschrift: „Petru Pér-

womu Ekaterina Wtorója“ und auf der anderen die lateinische: „Petro Primo Catharina secunda.“

Während russische Dichter sich alle erdenkliche Mühe gegeben hatten als Inschrift des Denkmals rhetorisch verschnörkelte, langatmige Verse zu verfassen, hatte die Kaiserin sich für diese vier Worte entschieden. Sie drückten am treffendsten aus, daß die ehemals verspottete kleine Prinzessin aus Anhalt-Zerbst das Werk, das von dem Begründer St. Petersburgs begonnen war, mit ebensoviel Kraft wie Weisheit fortgesetzt und die von ihm betretenen Wege geebnet und erweitert habe.

Die Soldaten präsentierten ihre Gewehre, deren Bajonette wie silberne Spitzen in weitem Bogen in die Lüfte emporragten und das Denkmal mit einem weiten schützenden Gitter umgaben.

Die Kanonen donnerten und hüllten den Platz in eine riesige Rauchwolke ein, aus welcher die Spitze vom Turm der Admiralität, das Dach des Senatsgebäudes und die Häuser auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses wie im Nebel in schwachen Umrissen hervortraten.

Die Kaiserin blieb noch lange auf dem Balkon stehen, wies mit dem Finger auf das Denkmal, ließ sich Einzelheiten erklären, nickte mit dem Kopf und lächelte und schien für jeden ein freundliches Wort zu haben.

Unter den Volksmassen bildeten sich einzelne Gruppen, die sie staunend betrachteten und gar nicht wußten, wie sie ihrer Bewunderung Ausdruck geben sollten.

Man hörte allerlei treffende, seltsame und komische Bemerkungen.

„Betrachtet doch nur unser Mütterchen. Sieht

sie nicht frisch und rosig aus wie eine Moosbeere im Winter, wenn neuer Schnee gefallen ist?"

„Ach was, Moosbeeren kennst du nur im Kwas! Du denkst an Wodka, wovon du neulich wieder bis zum Umfallen getrunken hast."

„Was soll man tun? Im Sommer muß man trinken. Da ist es so heiß."

„Und im Winter auch. Da ist es so kalt."

„Die Zarin trinkt gar nichts von dem, was euch alle Sonntage berauscht," fiel ein deutscher Schulmeister belehrend ein. „Selbst bei Tisch nimmt sie nur ein Glas frisches Wasser."

„Hört doch den deutschen Wurstesser. Der muß natürlich alles besser wissen."

„Und alle Zähne hat noch unser Mütterchen, so gesund ist sie."

„Woher weißt du das?"

„Das sieht man doch, wenn sie lacht — jetzt, jetzt. Wie ein junger Wolf muß die beißen können."

„Sie beißt überhaupt nicht. Sie küßt nur ihre Liebhaber und von denen kann sie gar nicht genug bekommen.

„Wer hat das gesagt. Haltet ihn! Pfui! So ein durchgekneteter Kuchen!"

Der Ladenschwengel, der diese freche Bemerkung machte, brummte. „Ich spucke auf alles!" und verschwand eiligst in der Menge, um nicht totgeprügelt zu werden.

„Und eine gute Seele ist unser Mütterchen. Denkt doch an den Schurken, den Pugatschów, der ihr die Krone entreißen wollte. Nun hat man ihm den verdienten Lohn gegeben und ihm die Glieder in Moskau zerklopft. Haha! Aber die Zarin hat befohlen, daß man ihm zuerst den Kopf abschlage und

dann den Körper vierteile, nicht umgekehrt, wie der Gerichtshof wollte. Eine gute Frau, sage ich euch!"

„Aber was denkst du über den Zaren Peter? Hat sie wirklich dabei nicht geholfen? Ist er überhaupt tot?"

„Haltet die Mäuler!" rief der Kosak von seinem Pferdchen herunter, indem er drohend die Faust ballte. „Sonst — nach Sibirien — nach Sibirien mit euch allen!"

Man sammelte eine Handvoll Kupfermünzen und reichte sie dem Kosaken auf den Sattel hinauf, indem man ihm zuflüsterte: „Nun, nun, es war ja nicht so schlimm gemeint. Nimm nur, nimm zum Tee!"

„Eine Deutsche! Wer hätte gedacht, daß so eine unser Mütterchen werden könne!"

„Daß sie aber nicht trinken will ist schade. Nur ein Betrunkener ist wahrhaft glücklich."

„Schäm' dich," bemerkte ein Altrusse, „das Trinken ist ein Laster."

„Aus Deutschland! Das soll ein ganz kleines Ländchen sein."

„Und erst Preußen! Für uns nicht mehr als eine Himbeere für 'n Pferd."

„Wie kann man da sagen: was dem Russen gesund, ist für den Deutschen der Tod!"

„Mit wem spricht die Kaiserin jetzt? Er ist beleibt und groß, hat schwarzes Haar und eine braune Hautfarbe. Er trägt eine Hetmans-Uniform mit gelben Stiefeln. Was hat er nur an dem einen Auge? Es hängt ihm ganz schief."

„Das weißt du nicht? Das ist doch der große Patjómkin. Der sieht mit seinem einen Auge mehr

als du mit zweien. Ein Mann so recht nach meinem Herzen. Einen ganzen Schinken, zwei Hühner und viele, viele Pasteten soll er auf einmal verschlungen haben. Das möchte ich auch einmal können."

„Und ein Leben soll er führen! Kleider von Silber, mit Diamanten gestickt, soll er tragen und aus goldenen Schüsseln schmausen."

„Was wißt ihr denn eigentlich?" fiel ihm ein Schmied in die Rede. „Ich bin mal einen ganzen Tag in Zarskoje gewesen, um dort im Schloß ein Gartengitter anzubringen. Dabei kam ich auch in das Schlafzimmer der Kaiserin, ganz aus weißem Porzellan, sage ich euch und der Boden ist mit Perlmutter ausgelegt."

Er schnalzte mit der Zunge und fuhr fort: „Und in einem anderen Zimmer bestehen die Wände nur aus Bernstein."

„Was ist das?" fragte ihn einer von den Umstehenden.

„Das ist so eine Art Harz, fast wie Gold, das vor vielen tausend Jahren so eine Tanne an der deutschen Küste der Ostsee ausgeschwitzt hat. Es soll furchtbar teuer sein."

„Was redest du da für einen Unsinn. Ein solches Harz als Tapete — so etwas gibt's doch gar nicht. Und schon wieder deutsch? Warum alles gerade deutsch?"

„Aber wenn ich es euch sage. Ich hab's doch mit meinen eigenen Augen gesehen. Und noch viel anderes mehr. Im Garten sieht man solche Tempel und Säulen stehen, wie sie das Affenvolk hinten weit im Osten, die Chinesen, lieben. Und überall sieht man sie nachgemacht mit ihren seidenen Hemden,

ihren Sonnenschirmen, ihren langen Zöpfen und ihren Schlitzaugen."

„Wo liegt China? Wohl noch weit hinter Moskau?"

„Viel weiter! Auch die Kaiserin ist dort noch nicht gewesen."

„Hör' auf! Hör' auf! Jetzt ist sie vom Balkon verschwunden. Sie wird gleich wieder unten erscheinen. Schnell, wir müssen sie sehen, wie sie wieder nach Peterhof zurückfährt."

Aufs neue ertönte lautes Hurrarufen, als die Kaiserin sich am Ufer des Flusses verbeugte und ihr Schiff bestieg.

Während sie die Newa hinunterfuhr war der Fluß, der sich immer mehr verbreiterte, von dem kristallklaren Himmel wie von einer unendlichen tiefblauen Kuppel bedeckt.

Die Sonne neigte sich zum Wasserspiegel hinab, der in Hunderten von Farben schimmerte und glitzerte.

Es war dieselbe Sonne, die Katharina als unerfahrenes und ahnungsloses Mädchen von ihrer Kinderstube in einem kleinen deutschen Schloß ostwärts zu dem unabsehbaren Rußland hingelockt hatte, von der durch das Dunkel ihrer Zukunft eine lichtvolle Straße gezeichnet war bis zu dem herrlichen Ziel, auf dem sie jetzt stand.

Es war dieselbe Sonne, die ihre Krone bestrahlte und auch über den Kuppeln, Türmen und Moscheen von Byzanz leuchtete.

Dorthin mußte sie Patjómkin abschicken und sich von dem Liebling ihres Herzens trennen, damit er ihr das Wunderreich am Hellespont erobere.

Wird ihr auch das beschieden sein?

Und noch weiter schweiften ihre Gedanken. Jenseits des Ural lag ein unbebautes Gebiet, noch um ein Drittel größer als ganz Europa, das ihr gehörte und das sich bis an die Ufer des Stillen Ozeans erstreckte.

Sollte ihr denn alles gelingen, was sie in die Hand nahm?

Sie hatte den Plan zu großen Reisen durch dies ungeheure Gebiet entworfen und ausgeführt. Einen jungen deutschen Gelehrten, Peter Simon Pallas, hatte sie aus Berlin berufen, der eine wissenschaftliche Expedition durch Sibirien antrat, ungeheure Sammlungen von dem dortigen Tier-, Pflanzen- und Steinreich aus weit entlegenen Steppengebieten und Urwäldern zwischen riesigen Stromgebieten nach St. Petersburg schickte und als Frucht seiner Studien als Zoologe, Botaniker, Ethnograph, Geolog, Mineralog und Statistiker ein wissenschaftliches Werk in drei Quartbänden mit vielen Karten und Kupfern vollendete. Mit Hilfe eines Deutschen gelang es der Kaiserin auf diese Weise das Fenster nach dem „fernen Osten" zu öffnen, wie Peter der Große das „Fenster nach Europa" erschlossen hatte.

Überall, so weit die Kunst des Schreibens verbreitet war, raschelten die Federn, um ihren Ruhm zu verherrlichen. Dichter widmeten ihr schwungvolle Verse, Schriftsteller in allen Kultursprachen ihre Schilderungen. Aus England, Frankreich, Deutschland und Italien waren Maler nach St. Petersburg gekommen, um Porträts der Kaiserin zu vollenden, von ihren frühesten Jugendtagen an in allen denkbaren Situationen, bis zur prunkvollen Entfaltung ihrer Herrschergröße.

Ein Künstler wollte sie als Nymphe darstellen,

die in der einen Hand ein Blumengewinde hält und mit der andern eine brennende Fackel hinter sich verbirgt.

Eine frische Brise umspielte während der Fahrt das Antlitz der Kaiserin.

Katharina fühlte ihre seelische Verwandtschaft mit dem Herrscher, dem sie dies prachtvolle Denkmal errichtet hatte, das in seiner poesievollen Größe von keinem Reiterdenkmal der Welt erreicht, geschweige denn übertroffen wird.

Sie hatte ihrem Geschlecht einen Rang erobert, der ihm im ganzen Umkreis der Erde noch niemals zuteil geworden war.

Es war ihr gelungen, die ungeheure sarmatische Ebene aus asiatischer Verschlafenheit zu erwecken und ihr Volk, das von tatarischen Horden aus freien Menschen in Sklaven verwandelt und an Leib und Seele zertreten war, wieder zum Bewußtsein zu bringen, daß auch ihm die Sonne geistiger Arbeit und stetiger, wenn auch langsamer Entwicklung scheine.

Katharina war die Schöpferin dieses Erlösungswerkes. Sie konnte es nur vollenden mit der Kraft ihres deutschen Blutes, mit dem Gedanken an die beiden großen Herrscher, von denen der eine in Berlin sie beim Abschied von der Heimat hin zu dem ungekannten fernen Lande wie ein wirklicher Vater sein Kind gesegnet hatte und der andere ihr als verklärter Geist aus dem Jenseits wieder erschien und mit leuchtender Fackel voranschritt.

Das Schiff der Kaiserin war mit den begleitenden Segelbooten und Kähnen jetzt mitten auf der breiten Bucht der Newamündung angelangt, die in ihrem klaren Spiegel dies prächtige Schauspiel verdoppelte. Katharina fühlte eine unerschöpfliche Le-

benskraft in sich und hoffte bestimmt ein Alter von mindestens achtzig, wenn nicht gar hundert Jahren zu erreichen.

Trotzdem sie ab und zu an Kopfschmerzen und Verdauungsstörungen litt, war sie kaum zum Einnehmen von Medikamenten zu bewegen.

Ihr Arzt betrachtete es als einen großen Erfolg seiner Kunst, als sie neulich zum erstenmal ein paar Pillen schluckte, dabei ein Gesicht wie ein greinendes Kind machte und ausrief: „Solch einen Teufelsdreck muß ich verdauen!"

Der Arzt klopfte ihr dabei mit den Worten: „Recht so, Mütterchen!" vertraulich auf die Schulter, was sie durchaus nicht übel nahm.

Wer merkte ihrer rosigen Gesichtsfarbe, ihrer ungezwungenen hoheitsvollen und gnädigen Haltung, ihrem raschen und leichten Gang, ihrem heiteren Naturell an, daß sie bereits dreiundfünfzig Jahre alt war?

Sie konnte in ihrem Toilettenzimmer allerlei Schnurren treiben, ihren „lieben Vetter", den König Gustav III. von Schweden für „hirnverbrannt" und „verrückt" erklären, ihn mit dem Albernen seines Ganges und seiner Sprechweise verspotten, ihm wohl gar mit einem lauten „Bäh!" wie ein ungezogenes Kind die Zunge ausstrecken und zwei Minuten darauf in ihrem Audienzsaal eine Würde und Majestät zur Schau tragen, als ob sie mit der Krone auf dem Kopf zur Welt gekommen wäre.

Sie verbat es sich, daß Grimm sie „Katharina die Große" nannte, weil ihr das zu feierlich und monumental vorkam. Aber sie jubelte innerlich, als der Fürst von Ligne, ihr „diplomatischer Jockei",

Kaiserin Katharina II. im Reisekleid

Nach einem Bildnis von Schibanow
Im Besitz der Prinzessin Helene Georgiewna von Sachsen-Altenburg in St. Petersburg

in seinen Briefen sie ebenso wie Voltaire scherzend „Katharina der Große“ anredete.

Am liebsten war es ihr, sich als „Mütterchen“ ihres Landes, als „Mátuschka“, gefeiert zu sehen.

Um ihre Lippen zuckte das sieghafte Lächeln eines Cervantes, für dessen „Don Quixote“ sie schwärmte, weil sich alles Verstiegene und Abenteuerliche darin vor der Sonne des Humors als eitel Dunst und Nebel in nichts auflöste.

Ihre Augen leuchteten im Glanz von Molières reiner Menschlichkeit bei der Verspottung der Heuchler und Frömmler, der literarischen Gecken und unwissenden Ärzte.

Sie lachte mit Beaumarchais und meinte, nachdem sie den „Barbier von Sevilla“ gelesen hatte: „Wenn ich einst Caesar sehe, werde ich ihm die Lektüre dieses Stücks empfehlen.“

Um ihre Verachtung der Bigotterie auszudrücken, schrieb sie an Grimm, daß Seele und Geist davon „muchlig“ werden und erweckte mit diesem Wort die Vorstellung eines dumpfigen und verschimmelten Kleiderschranks . . .

Bald nach ihrer Thronbesteigung hatte sie mit der Niederschrift ihrer Memoiren in französischer Sprache begonnen.

Nicht weniger als siebenmal hatte sie die Geschichte ihres Lebens zu erzählen versucht, in verschiedenen Abschnitten und jedesmal in anderer Stimmung. Sie legte dabei keinen Wert auf stilistische Feinheiten, sondern warf in ihrer ruschligen Art alles, was ihr grade durch den Kopf ging, auf die goldgeränderten großen Blätter.

Kurz vor dem Ausbruch des Staatsstreichs ließ sie ihre Erzählung plötzlich abbrechen, die sie in

einem versiegelten Kuvert mit der Bestimmung einschloß, daß sie erst nach ihrem Tode dem Großfürsten Paul übergeben werden sollte.

Sie wollte vor ihrem Sohn und Nachfolger wie vor der Geschichte gerechtfertigt dastehen.

Sie verhehlte darin nichts und forderte das freie Urteil der Welt heraus, indem sie offen erklärte, daß sie, um herrschen zu können, sich geliebt fühlen mußte, mit aller Leidenschaft, deren ein menschliches Wesen fähig ist, ungeteilt bis zur Raserei.

Wer ihrer wert sein wollte, mußte für sie sterben können.

Nur im Genuß männlicher Jugend, Kraft und Schönheit konnte sie den Kampf gegen das schleichende Alter siegreich durchführen.

Hüllte sie als Großfürstin den Roman ihrer Liebschaften in den rosig schimmernden Schleier eines Geheimnisses ein, das nur wenige Eingeweihte erkannten, so wußte sie ihre Günstlinge später vor ganz Europa zur Anerkennung zu bringen.

„Ich erweise dem Lande einen Dienst, indem ich die Erziehung gut veranlagter, junger Leute vollende," bemerkte sie ernsthaft, wenn man sie daran erinnerte, daß der Gegenstand ihrer Zuneigung dreißig Jahre jünger als sie war.

Und im Schatten jedes ihrer Liebhaber stand bereits dessen Nachfolger, der nur auf den Augenblick wartete, ihn zu verdrängen.

Sie verschwendete an ihre Günstlinge ungeheure Summen. Die fünf Brüder Orlow hatten den Staat siebzehn Millionen Rubel gekostet. Patjómkin allein erhielt fünfzig Millionen Rubel.

Wenn er nicht bei ihr war, erstickte sie ihn in

ihren Briefen mit Ausdrücken der Zärtlichkeit, die wie heiße Küsse hinschmolzen:

„Lieber Freund! Ich möchte Dir alles Süße zuflüstern, das es auf der Welt gibt."

„Ich umarme Dich tausendmal."

„Verzeihung, wenn ich Dir lästig werde, liebes Herz!"

„Begreifst Du, liebe Seele?"

„Leb' wohl, mein Wauwau . . . mein Goldfasan . . . mein Papachen . . ."

„Wenn Du heute nicht netter als gestern zu mir bist, werde ich . . . ich . . . ich, wahrhaftiger Gott . . . nicht zu Mittag essen!"

In ihrer Auffassung des Geschlechtslebens hatte sich Katharina durchaus die asiatischen Anschauungen ihrer Vorgänger auf dem russischen Herrscherthron zu eigen gemacht.

Als Peter der Große nach Berlin kam und im Schloß Monbijou abstieg, war seine Gemahlin, ein früheres baltisches Dienstmädchen, die spätere Kaiserin Katharina I., von mehreren hundert Hofdamen, Kammerfrauen, Köchinnen und Wäscherinnen begleitet, die reichgekleidete Kinder auf ihren Armen trugen. Wenn man sie fragte, ob sie ihnen gehörten, antworteten sie mit einem russischen Kratzfuß: „Ich habe dies Kind durch die Gnade des Zaren bekommen."

Die Liebhaber der Kaiserin Katharina II. schwangen sich zu ganz andern Stellungen empor als unter den früheren Herrscherinnen wie Anna und Elisabeth.

Poniatowsky brachte es zum König von Polen, Orlow zum Ansehen eines siegreichen römischen

Feldherrn, Patjómkin zum Rang eines ungekrönten Kaisers.

Ein Leben ohne Liebe wäre für die Kaiserin kein Leben gewesen . . .

Als mattsilberne Fläche breitete sich der Fluß vor den Blicken der Herrscherin aus. Er brachte Leben und Segen und drohte zugleich furchtbar mit den Gedanken an Untergang und Vernichtung. Wenn aus dem Finnischen Meerbusen die Westwinde heranbrausten, stauten sich regelmäßig in der Kronstädter Bucht die von Osten herbeiflutenden Wellen und ergossen sich weit über die flachen niedrigen Ufer.

Katharina dachte daran, daß der Strom nur fünfzehn Fuß zu steigen brauchte, um ihre ganze Residenz unter Wasser zu setzen und daß, wenn er noch tiefer Atem holen wollte, alle ihre Bewohner ertrinken müßten. Zweimal hatte Katharina eine solche Wassersnot erlebt, die alle Wagen, Pferde und Menschen auf den Straßen in die Höhe hob und durch die Fenster das langsam heranschleichende, zerstörende Element in die Keller und Erdgeschosse stürzen ließ.

Es war wie das Grollen dämonischer Naturgewalten, die das Schaffen der Menschen zerstören wollten und durch den Bau hoher Granitmauern am Ufer gebändigt werden mußten . . .

Das Schiff ging an der Haltestelle des Parks von Peterhof vor Anker. Noch standen die Bäume trotz des Spätsommers in saftigem Grün, das nur durch vereinzelte gelbliche, zur Erde raschelnde Blätter unterbrochen wurde. Die Brunnen plätscherten und das Wasser rieselte aus Bassins, denen mächtige Strahlen entstiegen, über goldene Stufen herab.

Das Schloß Peters des Großen war von der untergehenden Sonne so stark beleuchtet, daß es einem einzigen Glutmeer glich.

Die Kaiserin hatte diesen Anblick unzählige Male genossen. Heute wirkte er aber auf sie in einer Weise, wie sie ihn noch nie erlebt zu haben glaubte.

Sie atmete befriedigt auf, als sie die wenigen Schritte über die Landungsbrücke zu dem ungeduldig wartenden Dreigespann ging.

Aus einem schlichten Tal des Lebens war sie zu einem seiner gewaltigsten Gipfel emporgestiegen.

Von allen Sinnengenüssen, die sie begehrte, brauchte und durchkostete, war ihr doch der süßeste der Gedanke, daß sie mit ihrem Befehlen und Lächeln, ihrem Drohen und Scherzen, ihrem hoch erhobenen leuchtenden Zepter und dem Rauschen ihrer duftigen Gewänder das Schicksal von vielen Millionen Menschen in der Hand hielt und dabei der Gegenstand überschwenglicher Bewunderung und Verehrung bei den ersten Persönlichkeiten ihrer Zeit in ganz Europa war.

So berauschte sich die Semiramis des Nordens in glänzender Doppelbeleuchtung als Kaiserin und Frau im Spiegel der Weltgeschichte an der Schönheit ihres Körpers und der Kraft ihrer Seele im Hochgefühl ihres selbstherrlichen Gottesgnadentums, ohne am klaren Horizont ihres Glücks das kleine Wölkchen zu beachten, das im Westen sich zu einem furchtbaren Gewitter entwickeln sollte, als mündig gewordene Völker den Entschluß faßten, ihr Schicksal im Sturm der sich entfesselnden neuen Ideen von Grund aus selbstschöpferisch umzugestalten.

Vorzugsweise benutzte Literatur.

Bilbassoff. Geschichte Katharinas II. (Nur die beiden ersten Bände sind erschienen.) Berlin. 1900. Verlag von Friedrich Gottheiner. Russisch.

Bilbassoff. Katharina II., Kaiserin von Rußland, im Urteile der Weltliteratur. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen mit einem Vorwort von Dr. Theodor Schiemann. Zwei Bände. Berlin. 1897. Johannes Räde (Stuhrsche Buchhandlung).

Bodemann. Briefwechsel zwischen der Kaiserin Katharina II. und I. G. Zimmermann. Hannover. 1906.

Dr. Alexander Brückner. Katharina die Zweite. Mit Porträts und Illustrationen. Berlin. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1883.

Wladimir Dahl. Sprüchwörter des russischen Volkes. Vier Bände. St. Petersburg und Moskau. M. O. Wolff. 1904. Russisch.

Gregor Danilewski. Mirowicz und der gefangene Zar Iwan Antonowitsch. Historischer Roman in drei Büchern. St. Petersburg. 1879.

Memoiren der Fürstin Daschkow. Deutsch von Alexander Herzen. Hamburg 1857.

Lettres du Comte Valentin Esterhazy à sa femme. Publiées par Ernest Daudet. Paris. Plon-Nourrit et Cie.

Nouvelles Lettres du Comte Esterhazy à sa femme, publiées par Ernest Daudet. Paris. Plon-Nourrit et Cie. 1910.

Karl Frenzel. Rokoko-Büsten und Bilder. Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1895. Essay über Grimm.

Schriften der Kaiserin Katharina II. nach dem Originalmanuskripte und mit erklärenden Anmerkungen des Akademikers Pypin. Ausgabe der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Zwölfter Band. Autobiographische Aufzeichnungen. St. Petersburg. 1907. Französisch. Deutsch herausgegeben von Alexander Herzen. Hannover 1859, neu herausgegeben von G. Kuntze. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz, o. J.

Schriften der Kaiserin Katharina usw. (Dieselbe Ausgabe.) Band I—IV. Dramatische Werke. St. Petersburg. 1910. Russisch.

Drei Lustspiele wider Schwärmerei und Aberglauben von I. K. M. K. a. R. Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai 1788.

J. G. Kohl. Petersburg in Bildern und Skizzen. Zwei Teile. Dresden und Leipzig in der Arnoldischen Buchhandlung. 1841.

J. G. Kohl. Reisen im Innern von Rußland und Polen. Erster Teil: Moskau. Dresden und Leipzig in der Arnoldischen Buchhandlung. 1841.

M. Pyljajew. Stary Peterburg. St. Petersburg 1887. Russisch.

M. Pyljajew. Staraja Moskwá. St. Petersburg. St. Petersburg 1891. Russisch.

Karl Rosenkranz. Diderots Leben und Werke. Zwei Bände. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1866.

Rulhière. Histoire et anecdotes sur la révolution de Russie en 1762. Paris. 1797.

Kurd von Schlözer. Friedrich der Große und Katharina die Zweite. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz. (Bessersche Buchhandlung.) 1859.

Siebigk. Catharina der Zweiten Brautreise nach Rußland. Dessau. 1873.

Bernhard Stern. Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland. Zwei Bände. Berlin. Hermann Barsdorf. 1907—1908.

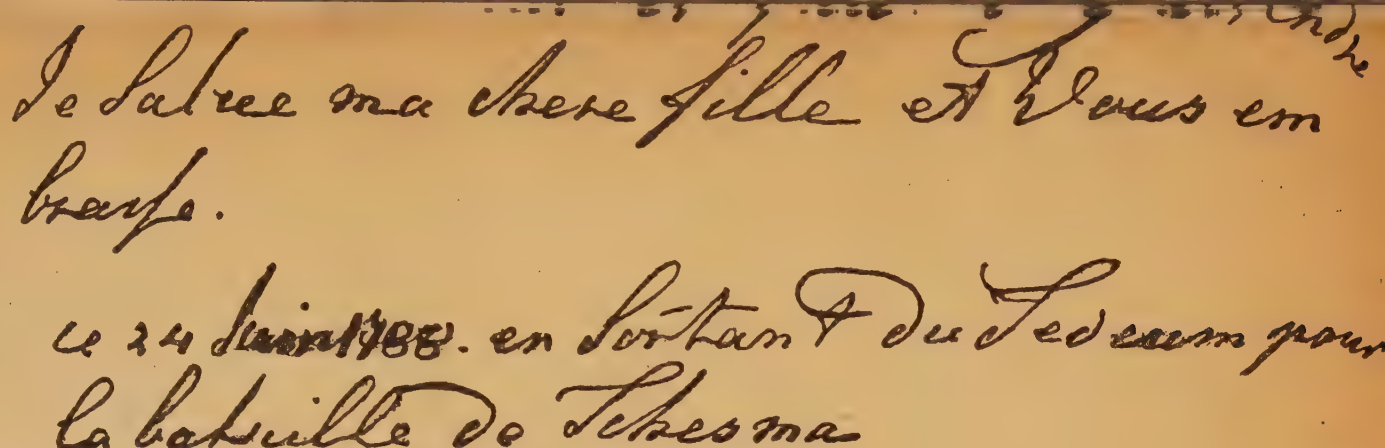
Storch. Gemälde von Petersburg. Riga. 1794. Zwei Bände.

Sugenheim. Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland. Zwei Bände. Frankfurt. 1856.

K. Waliszewski. Le Roman d'une Impératrice. Catherine II de Russie d'après ses Mémoires, sa Correspondance et les documents inédits des archives d'Etat. Dix-septième Edition. Paris. Plon-Nourrit et Cie. 1910.

K. Waliszewski. Autour d'un Trône. Catherine II de Russie. Huitième édition. Paris. Plon-Nourrit et Cie. 1905.

J'ai vu mon cher fils que ce point sur lequel
vous venez de m'écrire aujourd'huy n'étoit
point du tout problematique et que ma
lettre du 11. May n'avoit pu vous laisser au
cun doute sur la permission que je vous
ai donné d'aller en Finlande, la guerre
n'est point déclarée encore et si vous y
n'en plus d'hostilité de commencer, nos pre
miers corps doivent être defensifs


Je salue ma chere fille et Vous en
braise.

Le 24 Juin 1788. en Sortant du Tedeum pour
la bataille de Tchesma

Faksimile eines eigenhändigen Briefes von Katharina II. an den Großfürsten Paul;
datiert 24. Juni 1788. (Original in der Slg. des Herrn P. J. Daschkow, St. Petersburg.)

(Übersetzung.) Ich habe geglaubt, mein lieber Sohn, daß die Angelegenheit, wegen derer Sie mir soeben heute schrieben, ganz und gar nicht unklar war und daß mein Brief vom 11. Mai Sie in keinerlei Zweifel lassen konnte hinsichtlich der Erlaubnis, die ich Ihnen gegeben hatte nach Finnland zu reisen, der Krieg ist noch nicht erklärt, und es haben sich ebensowenig Feindseligkeiten abgespielt, unsere ersten Waffentaten sollen der Verteidigung dienen, aber man muß sich jeden Augenblick darauf gefaßt machen. Ich grüße meine liebe Tochter und umarme Sie.
Am 24. Juni 1788 beim Verlassen des Tedeums für die Schlacht bei Schesma.

Main PT2653.A14R6x 1911
Der roman einer kaiserin, Katharina II
3 3338 00017 525

~~6~~
~~933~~
~~Z1250~~
24

1665.